
Unterhaltung

Prospekt.

Konnten wir bei Beginn des 15. Jahrgangs den Lesern durch die Vergrößerung des Formats unserer „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens" eine bedeutende Vermehrung des Inhalts bieten, so hoffen wir sie mit dem vorliegenden Bande des neuen siebzehnten Jahrgangs 1893 noch angenehmer zu überraschen durch eine noch **wichtigere Neuerung,** nämlich durch die Beigabe

zahlreicher Illustrationen.

Unsere „Bibliothek" bietet also nicht nur die **neuesten** Erzeugnisse unserer **hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten,** sondern der Stift des Künstlers erläutert jetzt auch das Gelesene und verschafft so namentlich dem belehrenden Theile einen **weit größeren Reiz und höheres Interesse.**

Wir hoffen mit dieser Neuerung unser Programm: **den vielen Bücherliebhabern, denen dies wegen der damit verbundenen großen Kosten bisher nicht vergönnt gewesen war, Gelegenheit zur Anlegung einer wirklich gediegenen, Belehrung und Unterhaltung zugleich bietenden**

Privatbibliothek

zu gewähren, wesentlich zu fördern und bitten uns durch recht zahlreiche Betheiligung an der Subskription unterstützen zu wollen.

Die **Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens** erscheint vollständig in 13 vierwöchentlichen, elegant in englische Leinwand gebundenen Bänden mit Goldrücken und Deckelpressung.

Um die Anschaffung auch weniger Bemittelten zu ermöglichen, beträgt der Abonnements-Preis

nur 75 Pf. für den Band,

ein Preis, zu welchem der Buchbinder im Einzelnen noch nicht einmal **den bloßen Einband** zu liefern im Stande wäre.

Stuttgart.

Die Redaktion
und Verlagsbuchhandlung.

Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens.



Zu der Novelle „Der Vetter des Kaisers" von Gregor Samarow. (S. 103)
Originalzeichnung von R. Knötel.

Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten,

sowie zahlreichen Illustrationen.

Jahrgang 1893.

Zweiter Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalts-Verzeichniß.

Spätes Recht.

Kriminalroman

von

Friedrich Jacobsen.

(Fortsetzung.)

———— (Nachdruck verboten.)

Fünftes Kapitel.

Das ist doch höchst merkwürdig!" sagte Felix Kern und kratzte sich nachdenklich hinter den Ohren.

Er hatte soeben sein Bett verlassen und stand nun vor dem Rokokoschreibtisch in der Fensternische, um die letzten Zeilen eines medicinischen Aufsatzes, welchen er am Abend zuvor vollendet hatte, nochmals durchzulesen.

Seit seiner Ankunft auf Griesheim waren nunmehr schon acht Tage verflossen, und mit jedem Kreislauf der Uhr überzeugte er sich mehr von dem Zwecklosen seines Aufenthalts. Seine ganze Thätigkeit bestand im Grunde genommen lediglich darin, daß er dem Baron jeden Vormittag einen kurzen Besuch abstattete, sich nach dem Schlafe der letzten Nacht und dem augenblicklichen Befinden erkundigte, und vielleicht ein Mittel gegen das nervöse Herzklopfen verschrieb, von dem Lutz v. Osten geplagt zu werden behauptete. Er glaubte auch nicht an dieses Leiden, schalt im Geheimen den alten Herrn einen hypochondrischen Grillenfänger und sich selbst einen Narren, der die Pflicht

habe, seine sieben Sachen zusammenzupacken und eine nützlichere Beschäftigung aufzusuchen.

Wenn er die Ausführung dieses löblichen Vorsatzes dennoch von Tag zu Tag verschob, so hielten ihn wohl einzig und allein die bittenden Augen Wanda's, die mit einem seltsam ängstlichen Ausdruck auf ihm ruhten, sobald er ihr gegenüber von seiner Abreise redete.

Es war ja unmöglich, diesen Augen zu widerstehen, und seitdem Felix durch die Erzählung des Assessors mit dem Schicksal der Familie bekannt geworden war, wuchs sein Interesse an dem einsamen Mädchen, und — „an der reichen Erbin" — würde Hugo Rabe mit sardonischem Lächeln gesagt haben, aber der junge Arzt wies diesen Gedanken mit Energie von sich, und sein Verkehr mit Wanda v. Osten wurde befangen, sobald er einen Vergleich zwischen seiner eigenen Stellung und der Million zog, über welche Jene zu gebieten hatte.

Es war außerdem eine gewisse sonderbare Neugier, die ihn fesselte. Die seltsamen Beobachtungen eines geheimnißvollen Schaffens um seine Person oder in seiner Nähe hatten sich wiederholt; bald fand er Morgens früh einen Stuhl in der Mitte des Zimmers stehen, bald waren die Sachen auf seinem Schreibtisch in absonderlicher Weise durcheinander geworfen; und wie er jetzt vor dem letzteren stand, konnte er sich eines leisen Unbehagens nicht erwehren.

Mitten auf den dort befindlichen Papieren lag ein schmaler Zettel, welcher in Spiegelschrift, also von rechts nach links, zwei geheimnißvolle Worte trug; und als Felix das Blatt vor die Fläche des Spiegels hielt, las er eine Warnung: „Hüte Dich!"

„Das ist doch höchst merkwürdig!" wiederholte der junge Arzt und ging nach der Thür, um sich abermals von ihrem festen Verschluß zu überzeugen. Es fiel ihm gar nicht ein, an irgend eine übernatürliche Einwirkung zu

glauben, aber das Bewußtsein, in dem eigenen Zimmer nicht sicher zu sein, und diese sonderbare Beschäftigung mit seiner unbedeutenden Person verursachte ihm Unbehagen.

„Man will mich weggraulen,“ murmelte er. „Man? Aber wer? Welcher Einwohner dieses Eulennestes hat ein Interesse an meiner Entfernung, wo meine Anwesenheit doch zuerst erbeten wurde? Es hilft nichts, ich muß Wache halten, um den Spuk zu ergründen.“

In wenig rosiger Laune begab Doktor Kern sich die Treppe hinunter zum Frühstück. Es wurde gewöhnlich im Bibliothekzimmer eingenommen, und Felix fand Wanda bereits mit einem Buch in der Hand auf ihn wartend.

„Mein Vater schläft noch,“ sagte sie, dem jungen Arzte freundlich die Hand reichend, „er muß eine schlechte Nacht gehabt haben, denn ich hörte ihn in seinem Zimmer umherwandern. Und Sie sehen auch verstimmt aus, Herr Doktor, ist Ihnen irgend etwas Unangenehmes begegnet?“

„Wenigstens etwas Seltsames, gnädiges Fräulein,“ entgegnete Felix ernst, und zog den Zettel, welcher auf seinem Schreibtisch gelegen hatte, aus der Tasche. Dann berichtete er in kurzen Worten die Ereignisse der letzten Woche und schloß bitter: „Ich habe schon längst gefühlt, gnädiges Fräulein, daß ich in diesem Hause überflüssig bin; wenn ich aber obendrein zur Last falle, dann dürfte ich wohl eine offene Rede erwarten, anstatt dieser Neckereien, die doch nur von einer Menschenhand ausgehen können.“

Wanda war tief erschrocken. „Das ist ja entsetzlich,“ sagte sie. „Dahinter muß irgend ein Geheimniß stecken, denn Sie werden doch unmöglich glauben, daß mein Vater oder ich zu dieser abscheulichen Eulenspiegelei in irgend einem Zusammenhang stehen. Ach, Herr Doktor, wenn Sie nur wüßten, wie ruhig und sicher ich mich fühle, seitdem Sie in unserer Nähe weilen und meinen armen

unglücklichen Vater überwachen; Sie behaupten ja freilich, daß ihm nichts fehlt, aber in diesem Falle sieht die Erfahrung schärfer, als das Auge des Arztes. Wenn ich es über mich gewinnen könnte —"

Sie brach ab, und stützte den Kopf in die Hand.

Felix beobachtete sie einen Augenblick aufmerksam, und sah, daß ihre Mienen in schnell wechselndem Ausdruck mit einem Entschluß rangen.

„Gnädiges Fräulein," sagte er leise, „so geht das nicht weiter. Wenn Sie in mir nicht nur den Arzt, sondern einen aufrichtigen Freund sehen wollen — wir sind ja gute Kameraden —" schaltete er lächelnd ein, „dann bitte ich Sie inständig um volle Offenheit. Sie wissen irgend etwas über den Zustand des Herrn Barons, was er mir selbst bis jetzt verschwiegen hat, und was auch von Ihnen verheimlicht wird. Wenn ich helfen soll, so muß ich Klarheit haben, oder ich reise morgen ab, so leid es mir thut."

Die zitternde Stimme, mit welcher Felix die letzten Worte herausstieß, bekundete hinreichend deutlich, wie schwer ihm die Ausführung seines Vorsatzes geworden wäre, und Wanda hätte kein Weib sein müssen, um den Sinn der Bewegung unrichtig zu deuten.

Aber eine schwere Sorge schien ihre Gedanken abzulenken.

„Ich hatte gehofft," sagte sie langsam, „daß Ihre Kunst im Stande sei, die Stimmung meines Vaters, unter der wir Alle gleichmäßig leiden, durch körperliche Mittel zu beseitigen. Da Ihnen das nicht gelungen ist, und da nach Ihrer Behauptung ebenso wenig eine geistige Belastung nachgewiesen werden kann, müssen wir nach anderen Gründen forschen. Was, Herr Doktor, ist außer körperlicher und geistiger Krankheit im Stande, einem Menschen dermaßen die Ruhe zu rauben, daß er Nachts von seinem Lager emporgerissen wird, durch die Räume seines Hauses irrt, räthselhafte Handlungen begeht —"

Sie brach ab, und starrte durch das Fenster in den sonnigen Morgen. Dann wandte sie langsam die Augen auf das erschrockene Gesicht ihres Gastes und fügte mit traurigem Lächeln hinzu: „Ich habe Ihnen zu viel gesagt, um nicht Alles zu sagen, Herr Doktor. Aber zunächst möchte ich Ihre Antwort auf meine Frage. Was ist im Stande, diese Erscheinungen hervorzurufen?"

„Die Sorge," entgegnete Felix nachdenklich.

Aber Wanda schüttelte den Kopf. „Sie mögen Recht haben, Herr Doktor, aber ich wüßte nicht, welche Sorgen im gemeinen Sinne auf meinem Vater lasten könnten. Er ist reich — vielleicht durch mich, aber das bleibt sich gleich — es umlauern ihn keine Krankheiten, und es stehen keine Gräber offen. Das letzte schloß sich ja schon vor fünfundzwanzig Jahren — ich sehe keine Sorge, die man mit Händen zu greifen vermag. Was haben Sie weiter in Ihrer Pandorabüchse?"

Felix Kern richtete sich auf. „Es gibt noch Eines, gnädiges Fräulein," entgegnete er ernst, „aber ich darf es nicht nennen, nicht als Fremder, und wenn ich kein Fremdling wäre, nicht gegenüber der Tochter."

„Ich verstehe Sie," sagte Wanda, „und die Tochter darf es auch nicht aussprechen. Aber wir wissen es Beide. Ach, Herr Doktor, was soll das werden?"

Der Diener brachte das Frühstück und unterbrach das Gespräch. Die beiden jungen Leute genossen schweigend einige Bissen, dann sagte Wanda: „Kennen Sie schon das Innere des Schlosses, Herr Doktor?"

„Nein, gnädiges Fräulein."

„Dann wird es Sie vielleicht interessiren, wenn ich Ihnen einige Alterthümer zeige, wir haben gerade Zeit. Besonders die Stuckarbeit an der Decke des Ahnensaales ist von großem künstlerischen Werth."

Sie erhob sich und machte eine einladende Bewegung.

Die Aufforderung kam so plötzlich und unvermittelt, daß Felix stutzig wurde. Es lag offenbar ein besonderer Beweggrund vor, aber er sagte nichts weiter und folgte stumm seiner Führerin.

„Wir müssen in den oberen Stock," sagte Wanda, sich der Treppe zuwendend, „der Ahnensaal liegt am Ende desselben Korrridors, an welchem sich Ihr Zimmer befindet. Er verdient eigentlich seinen Namen nicht mehr, denn es hängen nur wenige schlechte Bilder dort. Aber die Decke ist sehr schön."

Es war ein großer, mit allerlei alten Möbeln angefüllter Raum, und er machte mehr den Eindruck einer großen Rumpelkammer, als denjenigen eines häufig von Menschen betretenen Gemachs.

Die Beiden betrachteten flüchtig die Stuckarbeit der Decke und einige vom Alter geschwärzte Oelgemälde, aus deren Rahmen die finsteren Züge des Geschlechts Derer v. Osten herabschauten, aber sie hatten Beide das Bewußtsein, daß ein anderer Grund sie hier zusammengeführt habe.

An den Wänden stand eine Anzahl großer Eichenschränke, und Wanda wies plötzlich mit der Hand darauf.

„Das ist ein Theil von der Hinterlassenschaft meines Großvaters mütterlicher Seite," sagte sie. „Es wird Ihnen wohl bekannt sein, auf wie schreckliche Weise er sein Leben einbüßen mußte. Man hat die Sachen dann größtentheils hierher geschafft und bei Seite gestellt."

Felix nickte. „Ich begreife das, gnädiges Fräulein. Die Erinnerung an jene dunkle That soll begraben sein. Darum wird dieses Gemach wohl auch niemals betreten."

„Doch," entgegnete Wanda mit einem scheuen Seitenblick. „Mein Vater hält sich, besonders in der letzten Zeit, hier häufig auf, aber er liebt es nicht, daß man davon spricht. — Sehen Sie, Herr Doktor," fuhr sie rasch und verwirrt fort, „das wollte ich Ihnen ja eigentlich mit-

theilen. Die Leute reden so Sonderbares über das alte Schloß — das Geheimnißvolle knüpft sich ja stets an Alterthümer — und nun kommt noch jene sonderbare spukhafte Neckerei in Ihrem Zimmer hinzu — ich vermuthe, daß Sie des Nachts jetzt häufig wach bleiben und lauschen — und da möchte ich ungern, daß Sie erschrecken, oder gar das Zimmer verlassen, wenn Sie in dem anstoßenden Saale irgend ein Geräusch hören sollten."

Die Worte kamen so beklommen und ruckweise heraus, daß Felix unwillkürlich einen Schritt näher trat. „Wenn ich Sie recht verstehe, gnädiges Fräulein," sagte er halblaut, „so kommt der Herr Baron auch des Nachts in diese Räume. Und er sagte mir doch, daß er niemals den oberen Stock betrete."

„Hat er das gesagt?" Wanda athmete tief auf und fuhr dann schnell fort: „Sehen Sie, Herr Doktor, so löst sich doch vielleicht Alles auf eine natürliche, wenn auch wenig tröstliche Weise. Ja, es kommt vor, daß mein Vater in der Nacht sein Zimmer verläßt und in den zweiten Stock hinaufsteigt. Er geht sogar hierher, ich weiß das bestimmt. Aber gibt es nicht nervöse Zustände, in denen der Mensch nicht Herr seines Willens ist und Handlungen begeht, von denen ihm später keine Erinnerung mehr bleibt?"

„Freilich," entgegnete der junge Arzt schnell. „Ich habe sogar selbst Gelegenheit gehabt, diese Krankheit zu beobachten. Es ist ein somnambuler Zustand, und ich halte es durchaus nicht für ausgeschlossen, daß der Herr Baron —"

Er brach plötzlich ab und schwieg. Der Eifer, mit welchem er auf die Gedanken seiner Begleiterin einging, stand in so grellen Gegensatz zu seiner eigenen wissenschaftlichen Ueberzeugung, daß er sich eines leisen Gefühls der Beschämung nicht erwehren konnte.

Auch Wanda hatte sich abgewandt, um eine leise Verwirrung zu verbergen. „Sprechen wir nicht mehr davon,"

sagte sie, „es sind unerfreuliche Dinge, und die Zeit muß ja Alles lösen. Mein Gott, wie Staub und Moder ihr Werk so grausam sicher vollenden! Sie müssen mich für ein schlechtes Kind halten, daß ich diesen Theil der mütterlichen Erbschaft so verfallen lasse. Aber die Hände eines Ermordeten haben diesen Hausrath berührt, mir graut davor."

„Das ist natürlich, gnädiges Fräulein," entgegnete Felix tröstend. „Ich kann es Ihnen nachfühlen, wenn schon wir Männer anders denken —"

Wanda sah ihn mit einem halben Lächeln an. „Es ist nur gut, Herr Doktor, daß Sie ein Mann sind. Ich muß nämlich bekennen, daß einige Stücke aus diesem Erbtheil auch in Ihrem Zimmer vorhanden sind. Den Schreibtisch zum Beispiel, an welchem mein Großvater seine weitgehenden Handelspläne geschmiedet hat, ließ ich selbst in die Fensternische stellen; vielleicht weht in stillen Abendstunden ein Hauch von dem Geiste des Todten über Ihre Stirn, und ich glaube, es muß ein guter und edler Geist gewesen sein."

Felix fühlte wohl, daß das junge Mädchen mit den letzten Worten einen üblen Eindruck verwischen wollte. Sie hatte im Gegensatz zu ihrem sonstigen Wesen eine Gleichgiltigkeit gegen ihre Verwandtschaft an den Tag gelegt, die zum Mindesten eigenthümlich berühren mußte, und nun klangen auch ihre letzten Worte mehr nachdenklich als überzeugend.

Ueberhaupt — es war da Manches sonderbar und räthselhaft! Kern grübelte darüber nach, als er eine Stunde später auf seinem Zimmer saß, und an dem bewußten Schreibtisch einen Brief an seine Mutter verfaßte.

„Ich lebe hier in unklaren Verhältnissen," schrieb er an die Vertraute seines Herzens, „und ich fürchte, daß auch die Ruhe meines Denkens darunter leidet. Diese Wanda v. Osten ist ein Chamäleon, sie schillert täglich in neuen Farben. Sie entsetzt sich vor jeder Form geistiger Störung und flüchtet sich fast täglich aus dem Schlosse ihres Vaters in

die wüste Hütte eines irrsinnigen Weibes; sie hält mich mit ihrer Sorge um den Baron in einer unnützen und unthätigen Stellung fest, und redet von ihren Verwandten mit einer an Abneigung grenzenden Kälte, ja, sie deutet an, daß der eigene Vater —"

Der Schreibende legte seine Feder hin und dachte bei sich: „Ich will es dem Papier nicht anvertrauen, denn sie hat es selber nicht ausgesprochen. Und dennoch lag es deutlich in ihrer Frage. Es gibt nur Eines, was gleich der Sorge bis zum Irrsinn quälen kann, und das ist — die Schuld. Dieser Mann mit seiner heimlichen Angst und seinem ruhelosen Wandern trägt ein Geheimniß mit sich herum, ein Unrecht, eine Schuld, vielleicht — ein Verbrechen. — Kannst du davon reden? Ist es mir doch, als ob deine Holzfasern unter meinen Händen schwingen und zittern."

Felix Kern klopfte auf die Platte des Schreibtisches und dann warf er ärgerlich die Feder hin.

„Die dumpfe Moderluft in diesem Schlosse macht krank! Ich, der freisinnige und freigeistige Doktor der Medicin, fange an, mit Spukgedanken umzugehen; aber der Teufel soll mich holen, wenn ich die Geschichte nicht klar kriege, und diese Nacht wird der Anfang gemacht!"

— — — — — — — — — — — —

Und die Nacht kam heran.

Das Wetter hatte sich geändert, ein schwerer Sturm war von Westen herauf gezogen und brauste um die Mauern des alten Schlosses. Felix hatte zum ersten Male seit seiner Anwesenheit den Baron nicht gesehen; derselbe war in seinem Zimmer geblieben und auch bei dem Mittagsessen nicht zum Vorschein gekommen.

„Wir müssen ihn gewähren lassen," sagte Wanda, als Felix von seinen ärztlichen Pflichten redete; „vielleicht hat er irgend eine Arbeit vor, aber in diesem Falle fürchte

ich eine unruhige Nacht, denn seine Nerven sind alsdann überreizt.“

Sie streifte dabei den jungen Arzt mit einem bedeutsamen Seitenblick und legte den Finger auf die Lippen, als Schwartz in diesem Moment eintrat und den Nachtisch servirte. —

Die Nacht kam.

Felix hatte sich auf sein Zimmer zurückgezogen und bis gegen Mitternacht gearbeitet. Dann verschloß er die Thür, löschte die Lampe aus und legte sich angekleidet auf sein Bett. Die Verbindungsthür zwischen Wohn- und Schlafgemach ließ er gegen seine Gewohnheit halb geöffnet, so daß er vom Bette aus das Innere des größeren Raumes wenigstens theilweise zu überblicken vermochte. So lag er wachend und lauschend.

Der Sturm wehte mit unverminderter Gewalt um das alte Gemäuer des Schlosses und erstickte jeden Laut im Innern desselben, zwischen den fliegenden Wolken blitzte von Zeit zu Zeit ein matter Mondstrahl hervor und zitterte durch die unverhüllten Fenster über das alterthümliche Getäfel der Wände und die tiefdunkeln, geschweiften Möbel.

Ganz besonders hell wurde eine Ecke des Wohnzimmers beleuchtet. Sie war mit einem schweren Vorhang verhüllt und offenbar dazu bestimmt, Kleidungsstücke aufzunehmen, welche der Insasse der Wohnung zum augenblicklichen Gebrauch aus der Hand legen und dabei doch vor Staub und Sonne schützen wollte, denn Felix hatte bereits bei seinem Einzug hinter diesem Vorhang einige Haken in der Wand entdeckt und auch in Benutzung genommen. Es war ihm zwar aufgefallen, daß man gerade im Wohnzimmer diese Vorrichtung getroffen hatte, weil sich in dem anstoßenden Schlafgemach genug Schränke befanden, aber es sollte wohl eine Bequemlichkeit sein, und er hatte nicht weiter darüber nachgedacht.

Während nun seine Augen, halb mit dem Schlafe kämpfend, unwillkürlich auf dieser mondbeleuchteten Ecke hafteten, glaubte er plötzlich zu bemerken, daß die Falten des Vorhanges sich leise bewegten.

Er wähnte anfangs, daß der Sturm ein Fenster aufgerissen habe und im Innern des Zimmers sein Spiel treibe, aber die Gardinen hingen vollkommen regungslos nieder, und das Schwanken des Vorhanges war zu regelmäßig und — vorsichtig.

Dann griff plötzlich eine Hand durch die Falten.

Felix hatte sich mit der unbestimmten Erwartung hingelegt, daß irgend etwas Ungewöhnliches eintreten werde; aber er wurde durch diese seltsame und unheimliche Beobachtung dennoch so sehr erregt, daß er eine unwillkürliche Bewegung machte und dabei den vor seinem Bette auf dem Nachttischchen stehenden Leuchter herunterwarf.

Die Hand, wenn es eine solche gewesen war, verschwand, und das Schwanken des Vorhanges hörte auf.

Eine Weile blieb der junge Arzt unbeweglich liegen und lauschte; es blieb Alles still, und nur das Sausen des Sturmes rauschte mit verdoppelter Kraft durch die Kiefern des Waldes.

Dann stand er auf und machte Licht. In der wohlthuenden Beleuchtung der friedlich brennenden Flamme wichen die unheimlichen Schatten von den Gegenständen, welche das Zimmer anfüllten; man sah nicht mehr die schwankenden Mondstrahlen und nicht mehr das Huschen der flatternden Wolken, es blieb von dem ganzen Spuk nichts übrig, als ein stilles Gelehrtengemach.

„Ich muß geträumt haben," dachte Felix, „das aufgeregte Blut gaukelt allerlei Spukgestalten vor die Augen, und wir werden die Narren unserer eigenen Sinne. Aber ich war doch nicht aufgeregt, das Herzklopfen, welches ich in diesem Augenblick verspüre, hat sich erst später eingestellt."

Seine Hände schlugen den Vorhang an der Ecke zurück und tasteten in das Dunkel; es war nichts zu fühlen als einige Kleidungsstücke. Dann leuchtete er mit der Kerze hinein und ließ die Augen am Getäfel entlang wandern.

Was war denn das?

Einer der Kleiderhaken hatte eine etwas abweichende Form vor den anderen, und etwa zwei bis drei Zoll von ihm entfernt lief ein fast unmerklicher Strich von oben nach unten durch die dunkelbraune Holzbekleidung.

Es konnte auch eine Fuge sein — —.

Felix Kern legte seine Hand auf den Holzpflock und rüttelte daran; eine Weile blieben diese Versuche erfolglos, dann mußte der richtige Griff gefunden sein, denn die Wand bewegte sich plötzlich unter dem Druck zurück, und es entstand eine thürähnliche Oeffnung, hinter welcher sich ein dunkler, von kühler Luft durchströmter Raum aufthat.

Das war also des Geheimnisses Lösung oder vielmehr sein Anfang.

Der Doktor war eigentlich nicht so sehr erstaunt über die Entdeckung; er wußte, daß dergleichen verborgene Ein- und Ausgänge in alten Schlössern durchaus nicht zu den Seltenheiten gehören, denn die Baumeister der verflossenen Jahrhunderte liebten solche Spielereien und begegneten damit den galanten oder — verbrecherischen Neigungen der Schloßherren.

Er wunderte sich nur, daß die sicherlich seit langer Zeit außer Gebrauch befindliche Thür so geräuschlos aufging, und zögerte einen Augenblick mit dem weiteren Vordringen. Dann aber überwand die Neugier seine Bedenken und er leuchtete mit der Kerze in den dunkeln Raum.

Seine Vermuthung von der Lage der Gemächer fand ihre Bestätigung; er erkannte an dem gespensterhaft leuchtenden Stück der Decke den Ahnensaal, welchen Wanda ihm in den Morgenstunden gezeigt hatte.

Es war vor der Hand unnütz, weitere Nachforschungen anzustellen; wenn thatsächlich irgend Jemand den Versuch gemacht hatte, auf diesem Wege in das Thurmgemach einzudringen, so hatte er sich jedenfalls schon längst entfernt, und Felix stand eben im Begriff, die Thür wieder zu schließen, als eine neue Beobachtung ihn fesselte.

Der Wind hatte sich plötzlich gelegt, oder eine Pause gemacht, und in der eingetretenen tiefen Stille hörte Felix über dem nach dem Saale führenden Korridor langsam leise Schritte herankommen.

Er löschte rasch die Kerze aus, und zog die Thür so dicht an, daß nur ein schmaler Spalt für das Auge übrig blieb; und in demselben Augenblick öffnete sich die ziemlich entfernt liegende Thür des Ahnensaales.

Baron Lutz v. Osten trat mit einen Licht in der Hand ein.

Er war vollständig angekleidet und offenbar zum Schutz gegen die Nachtkühle in einen Mantel gehüllt; sein Schritt war sicher und dabei so vorsichtig, daß jeder Gedanke an einen bewußtlosen Zustand ausgeschlossen blieb; dabei waren seine Augen weit geöffnet und blickten spähend umher, während bei somnambulen Personen das Gegentheil der Fall zu sein pflegt.

Der geübte Blick des jungen Arztes erkannte auch sofort, daß er es hier mit einem seiner Handlungen vollkommen bewußten Manne, und keineswegs mit einem jener Unglücklichen zu thun hatte, von denen Wanda gesprochen.

Und vielleicht dennoch mit einem Unglücklichen — —

Baron Lutz näherte sich einem der großen Schränke, die an den Wänden entlang standen; er stellte das Licht neben sich auf den Fußboden, trug einen Stuhl herbei und öffnete den Schrank.

Derselbe war bis obenhin mit zusammengeschnürten Papierbündeln angefüllt, und die Hand des Mannes zählte

von oben anfangend einige Fächer ab; dann nahm sie eines der Packete heraus, schnürte es auf, und begann die einzelnen Schriftstücke hastig zu durchblättern.

Es war offenbar ein systematisches Suchen nach irgend einem bestimmten Gegenstande, und zwar wahrscheinlich die Fortsetzung einer schon früher begonnenen Arbeit, denn sonst würde er nicht in der Mitte angefangen haben.

Die hagere Gestalt des hastig und unruhig forschenden Mannes gewährte einen seltsam unheimlichen Anblick, und der Lauscher mußte die Hand auf das Herz pressen, um den lauten Schlag desselben zu dämpfen.

Auch Lutz that es von Zeit zu Zeit, und dann nahm er plötzlich ein vergilbtes Papier aus der Tasche, entfaltete es, vertiefte sich in dasselbe, hielt es vor sich hinblickend an das Licht der Kerze und stieß einen tiefen Seufzer aus.

Seine Erregung mußte sich von Minute zu Minute steigern, denn Felix beobachtete, wie das Blatt aus der Hand des Barons niederglitt und bei dem hastigen Weitersuchen von den übrigen sich anhäufenden Schriftstücken bedeckt wurde. Lutz v. Osten konnte den Verlust auch nicht sofort bemerkt haben, denn als er mit dem ersten Packet fertig war, schnürte er es achtlos zusammen, schob es in das Fach und griff zu dem folgenden.

So währte die stumme, emsige Arbeit ungefähr zwei Stunden. Dann erhob sich der Baron, drückte die Thür des Schrankes zu und griff nach seiner dem Erlöschen nahen Kerze. Dann schien er erst das einzelne Papier zu vermissen, tastete an seinem Körper, leuchtete auf den Fußboden und machte eine Bewegung, als ob er den Schrank noch einmal öffnen wollte. Aber in diesem Augenblick flackerte das Licht hell auf und erlosch.

„Es muß unter die Papiere gerathen sein, ich werde es morgen finden,“ murmelte er und tastete sich nach dem Ausgang. —

Felix verharrte regungslos auf seinem Posten, bis er die leisen Schritte über den Korridor verhallen hörte; dann trat er in das Zimmer zurück, zündete mit zitternden Händen die Lampe an und setzte sich erschöpft vor seinen Schreibtisch.

Welches neue Geheimniß hatte sich hier vor seinen Augen geschürzt? War dieser finstere Mann wirklich ein Irrsinniger, der einem Phantom nachjagte, dessen Schatten sich vor ihm in den alten Schrank verkroch? Oder schürzten seine verbrecherischen Hände unter dem Dunkel der Nacht ein Verhängniß, das möglicherweise ein ahnungsloses Haupt treffen könnte?

Felix fühlte, daß er im Begriff stehe, ein Unrecht zu begehen, und sein ehrenhafter Sinn schrak davor zurück; dann aber überwand der Gedanke an eine Möglichkeit alle übrigen Bedenken, und er näherte sich rasch der geheimen Thür, um durch dieselbe diesmal vollends den Ahnensaal zu betreten.

„Ich will meine Hände über Dir halten,“ sagte er leise, „und es ist ja Dein Eigenthum, welches ich berühre.“

Man hat gewöhnlich irgend einen zweideutigen Grund bei der Hand, wenn man eine bedenkliche Handlung vornehmen will, aber Kern glaubte wenigstens selbst, was er sich zu seiner Entschuldigung vorsagte.

Es standen vier mit halbverwischten Nummern versehene Schränke in dem großen Raum, und an dem zweiten desselben hatte der Baron sich zu schaffen gemacht. Felix wußte durch Wanda, daß die alten Möbelstücke aus dem Nachlaß des Kaufmanns Heidrich stammten, und wahrscheinlich zum Aufheben zurückgelegter Geschäftspapiere und Korrespondenzen gedient hatten. Sie waren vielleicht sämmtlich mit ähnlichen Schriftstücken angefüllt, denn Heidrich hatte einen ausgedehnten Handel betrieben und lange Jahre gearbeitet; da mochte sich das Material gehäuft

haben, und die Erben, welche das Geschäft doch nicht fortsetzten, hatten die sämmtlichen Papiere als werthlos in den Schränken stecken lassen.

Die Thüren der letzteren waren nicht einmal verschlossen, wenigstens nicht bei jenem zweiten Schranke, sondern nur zugeklemmt, so daß Felix sie ohne Mühe öffnen konnte. Er verfolgte dabei keineswegs die Absicht, in den Schriftstücken zu stöbern, sondern er wollte lediglich das dem Baron unter die Bündel gerathene Blatt hervorsuchen, um dasselbe —

Ja, da war der Hintergedanke!

„Der Baron weiß nicht, wohin es gekommen ist,“ sagte er zu sich selbst, „ich aber habe es gesehen. Das darf ich ihm natürlich nicht verrathen, aber ich werde das Blatt hervorsuchen und so hinlegen, daß er es bei der nächsten Nachforschung finden muß. Ob ich es bei dieser Gelegenheit lese, das hängt von den Umständen ab.“

Wie diese Umstände beschaffen sein sollten, machte er sich nicht vollständig klar, ebensowenig wie das Gefährliche seiner Handlungsweise. Wie, wenn der Baron plötzlich zurückkehrte? — —

Felix hatte sich das Fach gemerkt, in welchem das betreffende Packet lag; es war das vierte der zweiten Reihe von oben. Die Umschnürung lösend, begann er flüchtig die verschiedenen Papiere zu durchblättern und fand seine Vermuthung alsbald bestätigt; es waren anscheinend werthlose Korrespondenzen und Quittungen aus längst verflossenen Jahrgängen, alle von Motten zerfressen und mit Staub bedeckt. Dann kam ein Quartblatt von grobem Papier, welches keines dieser Anzeichen der Verwahrlosung an sich trug. Es war wohl ebenso alt und vergilbt, wie die übrigen Papiere, aber die scharfen geschwärzten Brüche verriethen, daß es sich in dem offenen Zustande noch nicht lange an dieser Stelle befinden konnte.

Das war es!

Die Rückseite trug als Adresse den Namen des Kaufmannes Heidrich in Hegenau, und wenn dieser Brief sich im Besitze des Barons befunden hatte, so war er jedenfalls nicht dessen Eigenthum, sondern er gehörte von Rechtswegen dem Enkelkinde des ermordeten Kaufmanns.

Diese letzte Erwägung besiegte die Bedenken des jungen Arztes; er schnürte das Bündel wieder zusammen, schob es an seinen Platz, und begab sich mit seiner Beute in das Thurmgemach zurück.

Und dann fiel das Licht seiner Lampe auf einen alten, vor etwa fünfundzwanzig Jahren verfaßten Brief, dessen Schreiber vielleicht längst gestorben, oder wenn er noch lebte, jedenfalls von der Mitwelt vergessen und für begraben erachtet worden war.

Der Brief lautete folgendermaßen:

„Kloster Zemplin im Komitat gleichen Namens,
den 1. Juni 18 . .

Mein theurer und innig geliebter Vater!

Wenn es einem Kinde, das die Gebote der Natur vergaß, und die verbrecherische Hand gegen den eigenen Erzeuger hob, noch vergönnt ist, den heiligen Vaternamen auszusprechen, so bitte ich, mir diesen Trost nicht versagen zu wollen. Denn es liegt nur eine kurze Spanne Zeit zwischen dieser schmerzlichen Stunde und der heiligen Feier, welche mich der hiesigen stillen Klostergemeinde einverleiben und den letzten Faden zwischen Dir und mir auf immer zerschneiden wird.

Als ich, von den Folgen meines unseligen Jähzorns getrieben und belastet mit Deinem nur allzu gerechten Fluch, in die Welt hinausfloh, war es mein fester Vorsatz, ein Leben zu beendigen, dessen Werth durch mein Verschulden in Grauen umgewandelt war, allein eine gnädige Vaterhand schirmte mich vor dem schrecklichsten Ende und führte mich auf meinen Irrfahrten zu den frommen

Vätern, die inmitten des wilden Karpathengebirges diese friedlichen Klostermauern bewohnen. Durch ihren tröstlichen Zuspruch aufgerichtet, beschloß ich, mein verbrecherisches Dasein durch lebenslängliche Buße zu sühnen, und wenn in meiner Heimath der Herbst die Bäume entlaubt, werde ich meinen befleckten Namen begraben, und als Bruder Anselmo meiner Wiedergeburt entgegengehen.

Allein, mein theurer Vater, ich glaube, daß dieser ernste und wohlerwogene Schritt seine reife Frucht erst dann zu bringen vermag, wenn ich entlastet von Deinem Fluch vor das Antlitz des Allerhöchsten trete, und darum schreibe ich diese letzten Zeilen.

Nimm ihn von mir, mein Vater, und wenn Du das Maß deiner Güte voll machen willst, dann wandele den Fluch in einen Segen. Darum bittet Dich demüthig und inständig Dein tiefbereuender Sohn

Hans Heidrich."

Felix Kern legte das Schreiben auf die Platte des Tisches und stützte nachdenklich den Kopf in die Hand. Was hier in verblaßten Buchstaben vor ihm lag und wie der Schrei einer gepreßten Seele aus der längst abgeschlossenen Vergangenheit herübertönte, stand in engster Verbindung mit den Testamentsakten, die in Hegenau auf dem Amtsgericht schimmelten und den unversöhnlichen Groll eines tiefbeleidigten Vaterherzens athmeten.

Felix wußte durch seinen Freund um jene dunkle Begebenheit; es mußte sich damals eine tiefe Kluft zwischen Vater und Sohn aufgethan und den harten Kaufherrn bewogen haben, seinen einzigen Sohn zu enterben und in die Welt hinauszustoßen; und dieser Groll war von Seiten des Vaters so unversöhnlich gewesen, daß er auch durch die rührendste Bitte nicht gewandelt zu werden vermochte.

Oder dennoch —?

An dem unteren Rande des Briefes stand eine Blei-

stiftnotiz; sie rührte nicht von der Hand des Schreibers her und erinnerte an jene kaufmännische pedantische Gepflogenheit, nach welcher auf jedem geschäftlichen Schreiben die Entschließung in kurzen Worten vermerkt zu werden pflegt.

Dieser Brief war freilich nichts weniger als geschäftlicher Natur, aber die Menschen pflegen ja nach Beschäftigung und Anlage ihre Empfindungen in sehr verschiedener Weise zu äußern, und wenn der alte Heidrich die Bitte seines einzigen Sohnes um Verzeihung gewähren, und denselben vielleicht, bevor es zu spät war, in's Vaterhaus zurückrufen wollte, dann war es kaum auffallend, daß seine erste Handlung in einem Rechtsakt bestanden hatte.

Die Bleistiftnotiz enthielt nur wenige abegerissene, und obendrein halbverwischte Worte. Dieselben lauteten: „Testamentsnachtrag abgefaßt — aufgehoben im Schr . . . . . —"

Es war die Antwort des Vaters auf das Flehen des Kindes; eine andre Antwort, als der dem weltlichen Leben entsagende Sohn erwarten mochte und erbeten hatte, und doch eine That der Liebe, die nimmer aufhört.

Das enterbende Testament war sonach abgeändert worden, und zwar aller Wahrscheinlichkeit nach zu Gunsten des Enterbten; aber es lag nicht bei den Akten, es war niemals an das Licht des Tages getreten, Keiner wußte von seinem Vorhandensein, am wenigsten vielleicht Derjenige, den es zunächst anging.

Keiner —?

Felix griff sich mit der Hand an die Stirn; es war ihm, als kreisten die Gegenstände des Zimmers vor seinen Augen.

Sechstes Kapitel.

Die Sonntagssonne, welche dem Zuchthaussträfling Klaus Bode das Licht der Freiheit brachte, war von einem

dunstigen Schleier verhüllt aufgegangen. Ein dumpfer warmer Wind fegte über die kahle Gegend und schüttete grauweiße Staubwolken über die rothen Backsteinmauern von Waldburg; schon in einer Entfernung von wenigen hundert Schritten ahnte man nichts von der traurigen Nachbarschaft.

Aber Klaus Bode mochte die Augen vor dem fegenden Sande schließen, so fest es eben anging, er sah mitten in der tanzenden, flimmernden Nacht einen düsteren unbeweglichen Gegenstand, und in diesem einen Gegenstand wiederum einen hellleuchtenden Punkt.

Das war der alles Gemäuer überragende Hauptthurm des Zuchthauses, in dessen Mitte sich das Zifferblatt einer Uhr befand.

Wie oft hatten die Sträflinge, wenn sie unter glühenden Sonnenstrahlen in den nahen Steinbrüchen arbeiteten, ihre müden Augen nach diesem Zifferblatt gewandt, ob es denn nicht endlich Abend werden wollte; wie oft hatte ein schlafloser Verbrecher um Mitternacht auf den tiefen Laut des Glockenspiels gelauscht, und seinem Gott, wenn er an einen Gott glaubte, gedankt, daß abermals ein Tag vom langen Jahre hinabgerollt sei. Diese in der ganzen Umgegend bekannte Uhr von Waldburg, nach der die Marktweiber ihre Schritte abmaßen, und die Pflüger ihre Rosse abschirrten, regelte bei Tag und bei Nacht bis auf die Sekunde die Unfreiheit von Hunderten, und jetzt traf ihr summender Morgenruf zum ersten Male das Ohr des Lauschenden mit einem sonderbaren, fremdartigen Klang.

Klaus Bode stand einige Schritte abseits von der Landstraße neben einem dürren, wilden Rosenbusch und blickte, die Augen mit der Hand beschattend, nach den Mauern des Zuchthauses zurück. Er war kaum zehn Minuten gegangen und spürte bereits eine eigenthümliche Müdigkeit in den Gliedern.

Unter dem Rosenstrauch lag ein Feldstein, auf dem ließ sich der entlassene Sträfling nieder. Der Busch, welcher ihm jetzt spärlichen Schatten gegen die höher steigende Sonne gab, war auch ein Bild seines Lebens. Ein Wildling, der keinen Nutzen gewährte, und in seiner struppigen, blüthenlosen und staubgrauen Gestalt nicht einmal das Auge der Vorübergehenden zu erfreuen vermochte. Er war gerade gut genug, eine häßliche Menschenruine den Blicken der Menschen zu entziehen.

Klaus Bode trug die Kleidung, in welcher er vor fünfundzwanzig Jahren das Zuchthaus betreten hatte, und die ihm als sein einziges Eigenthum aufgehoben worden war, um als Sterbegewand zu dienen.

Nun war es freilich anders gekommen, aber der Mann dünkte sich doch wie ein Abgeschiedener in diesem langschößigen Rock, der an die Tracht einer längstentschwundenen Zeit mahnte.

Die wenigen Leute, welche ihm bis jetzt in ihrer modernen Sonntagskleidung auf der Landstraße begegnet waren, hatten sich verwundert nach ihm umgeschaut; deshalb war er abseits gegangen und saß nun zusammengekauert wie ein scheues, verfolgtes, waidwundes Wild.

Allmälig stellten sich die Folgen der geistigen Aufregung und der durchwachten Nacht bei ihm ein: er glitt von dem Stein auf die Erde und schloß die Augen. Ein wilder, häßlicher Traum durchzuckte sein Hirn; es war ihm, als sei er aus der Anstalt entsprungen, als höre er das Stürmen der Glocke, das Rufen der Verfolger und das Schießen der Posten; dann hatten sie ihn gepackt und rüttelten ihn an der Schulter.

Er fuhr mit einem Schrei in die Höh' und sah einen Gendarm in voller Uniform vor sich stehn.

Der Beamte zog ein Notizbuch aus der Brusttasche

und sagte barsch: „Na, alter Sünder, schon am hellen Sonntagmorgen besoffen? Wie ist Euer Name, he?"

Der Anblick einer Uniform durchzuckte den alten Mann wie ein elektrischer Schlag. Er richtete sich, so schnell es gehen wollte, auf, nahm einer langjährigen Gewohnheit folgend die Kopfbedeckung ab, und entgegnete demüthig: „Verzeihen Sie, Herr Wachtmeister, ich habe keinen Tropfen getrunken; aber ich war so müde."

Der Gendarm warf einen mißtrauischen Blick auf das bejammernswerth kahl geschorene graue Haupt des gebückten Mannes und fuhr fort: „Wißt Ihr nicht, daß es verboten ist, vom Wege abzugehen?"

„Ich sollte es wohl wissen," sagte Bode leise. „Aber die jetzigen Gesetze sind mir nicht bekannt."

„Unsinn, Mann; Ihr habt doch die letzten Jahre nicht geschlafen?"

Der Zuchthäusler schüttelte mit einem wehmüthigen Lächeln den Kopf und deutete nach dem Zuchthause hinüber. „O nein, Herr Wachtmeister. Fragen Sie da drüben an, ob wir zu viel Schlaf kriegen. Wenn Sie aber meinen Namen wissen müssen —"

Er zog seinen Entlassungsschein, die einzige Legitimation, welche er besaß, aus der Tasche und reichte sie dem Beamten.

Dieser las das Papier langsam durch, gab es zurück, und über sein Gesicht ging ein eigenthümliches Zucken. „Fünfundzwanzig Jahre," sagte er halblaut, „Gott Strammbach! Na, Alter, wenn Ihr die Strafe seit gestern hinter Euch habt, dann wird es wohl vor der Hand genug sein, und ich bin nicht der Mann, Euch wegen dieser Lumperei in mein Buch zu schreiben. Setzt den Hut auf Euren armen Schädel, Mann, ich bin weder ein König noch ein Zuchthausdirektor. Aber einen guten Rath will ich Euch noch mit auf den Weg geben. Wenn nicht einer Euch fragt, der das Recht dazu hat, so behaltet das Papier da

lieber in der Tasche; es ist keine besonders gute Legitimation, und es möchte verdammt schwer halten, daraufhin Arbeit zu finden und ein ehrlicher Kerl zu werden. Guten Morgen auch."

Er entfernte sich mit raschen Schritten, und Klaus Bode wandte sich nach der entgegengesetzen Seite.

Seine Müdigkeit war verflogen, und das Brennen der Sonne spürte er kaum mehr, aber ein anderes brennendes Gefühl zog durch seine Seele.

„Das Mitleid thut auch weh," sagte er leise. „Wie er mir mit spitzen Fingern das Papier zurückgab, und sich sorgfältig dabei hütete, meine Hand zu berühren! Und so Einer muß doch Schmutz genug anfassen. Da werden andere Leute es wohl nicht besser machen, und ich kann froh sein, wenn man mich nicht mit Hunden von den Thüren hetzt. Verschweigen soll ich's, hat er gesagt? Dann machen die Herren vom Gericht wieder einen Betrug daraus, und es heißt: ‚Marsch zurück, woher Du gekommen bist.' Vielleicht wär's auch das Beste!"

Es war plötzlich ein wilder Trotz über den Mann gekommen; er richtete sich straff auf und griff in die Tasche, wo er seinen Ueberverdienst trug. Die harten Thaler klimperten lustig aneinander, es waren ihrer nicht wenige, denn in fünfundzwanzig Jahren läßt sich auch Pfennig bei Pfennig eine hübsche Summe zusammenfrohnden.

„Das soll ein Anfang sein zum ehrlichen Leben," hatte der Direktor gesagt, als Bode die Quittung über richtigen Empfang unterschrieb.

Zum ehrlichen Leben? Den Teufel auch, zum lustigen Leben mochten sie just gut genug sein, und wenn so viel Tage herum waren, als Jahre dazu gehört hatten, das Geld zu verdienen, dann gab es ja wohl irgendwo einen stillen Wassertümpel, tief genug, um alle Sorgen darin zu ersäufen. —

Klaus Bode hatte sich noch keinen Plan über seine Zukunft entworfen; er war nur halbmechanisch in der Richtung fortgewandert, wo seine alte Heimath liegen mußte, und er konnte sie in einem tüchtigen Tagesmarsch erreichen.

Ob er sich dort zeigen, und was er daselbst beginnen wollte, war ihm noch nicht durch den Sinn gegangen, aber als nun ein größeres Dorf vor ihm auftauchte, betrat er entschlossen das nächste Wirthshaus und forderte zu essen. „Vom Besten, was Ihr habt,“ sagte er, trotzig auf den Tisch schlagend, „Geld ist vorhanden, Geld wie Heu! Und dann eine Flasche Wein — auch vom besten!“

Sein protziges Auftreten und das Klimpern der Thaler verschaffte ihm sofort eine Beachtung, die im Gegensatz zu der langjährigen demüthigen Behandlung fast berauschend wirkte, und es hätte kaum des herzlich schlechten, aber ungewohnten Weines bedurft, um Klaus Bode auf kurze Zeit in einen Zustand halber Betäubung zu versetzen.

Er hatte den ihm gebrachten Braten gierig hinuntergeschlungen — ach, wie viel besser schmeckte er doch, als selbst das Weihnachtsessen im Zuchthause! Dann trank er einige Gläser Wein, streckte die Beine weit von sich, und rief nach einer Cigarre. Den Hut hatte er auf dem Kopfe behalten, es machte sich besser und hatte zudem den Vortheil, daß sein nach Sträflingart verschnittenes Haar bedeckt wurde.

So saß er rauchend und spuckend, blickte behaglich durch das Fenster auf die Landstraße und überlegte im beginnenden Rausch, ob er den gefälligen Wirth nicht anspannen lassen und stolz zu Wagen in seine alte Heimath einfahren wollte.

Der Gedanke war entschieden großartig, und er öffnete den Mund, um zu fragen, ob ein Gespann vorhanden sei,

da fesselte plötzlich ein anderes Bild seine Aufmerksamkeit.

Auf der Landstraße kam ein mit zwei ruppigen Hunden bespannter Scherenschleiferkarren langsam angezogen. Neben ihm ging ein verwahrlost aussehender junger Mensch, der aus einer kurzen Pfeife rauchte und von Zeit zu Zeit den müden Thieren einen Fußtritt versetzte.

Der Anblick war eigentlich ziemlich gewöhnlich, aber Klaus Bode spürte plötzlich — vielleicht bei dem Anblick von Arbeit und Frohndienst — ein sonderbares Unbehagen, und als das Gefährt vor dem Wirthshause anhielt, suchte er sich über dieses unerklärliche Gefühl hinweg zu scherzen.

„Herr Wirth,“ sagte er lallend, „Sie bekommen vornehmen Besuch — sehr vornehmen!“

Der Angeredete trat an das Fenster und schlug die Hände zusammen. „Ach, du lieber Gott, da haben wir ja wieder den Landstreicher! Frau, thu' geschwind die silbernen Löffel in den Kasten, bei der Sorte muß man sich immer vorsehen!“

„Wer ist es denn?“ frug Bode leise und scheu.

„Na, Sie sind wohl auch nicht aus der Gegend, sonst würden Sie ihn kennen. Joseph Bode heißt das Subjekt, aber wir nennen ihn unter uns den Mordsjoseph, von wegen seinem Alten, der da drüben in Waldburg lebenslänglich sitzt.“

Der Wirth wandte sich ab und blickte unwirsch auf die Thür; hinter ihm fiel klirrend ein Glas auf den Fußboden.

Klaus Bode hatte es umgestoßen und nun saß er, den Kopf in beide Hände gestützt, und stierte vor sich hin.

Nein, das war nicht mehr der Wein, dessen Geister ihm an die Schläfen klopften, er war ganz, ganz nüchtern geworden, o, so elend nüchtern! Aber es hämmerte und

bohrte ihm etwas Anderes im wüsten Hirn und es wollte heraus in einem wilden, übermenschlichen, entsetzlichen Schrei. Aber der Zuchthäusler biß sich die Lippen blutig und stöhnte nur ganz leise wie ein todtwundes Thier: „O, du allmächtiger Gott, du gerechter Gott!" — —

Joseph war in das Zimmer getreten und hatte an demselben Tische Platz genommen, wo der alte Mann zusammengekauert saß.

Er bestellte ein Gläschen Schnaps und frug, den Wirth bei Namen nennend, ob es nichts im Hause zu schleifen gäbe.

„Ich mache die Messer so scharf, daß Ihr Euch und Andren die Kehle damit abschneiden könnt," setzte er mit einem Seitenblick hinzu.

Er schien sich bewußt zu sein, daß man seine Person fürchte und sich deshalb allerlei Hänseleien gefallen lasse, und der Wirth lachte dann auch richtig über die auf sein Geschäft zielende Halsabschneiderei.

„Ihr müßt doch immer Euren Spaß machen," sagte er, den Brantwein bringend.

„'s war blutiger Ernst," brummte Joseph. „Glaubt Ihr denn, daß man zum Jux aufgelegt ist, wenn man das ganze Jahr auf der Landstraße liegen und sich von den Leuten scheel ansehen lassen muß? Ich hab's wohl gesehen, wie Ihr hinter dem Fenster die Hände zusammenschlugt, als ich mit meinen Biestern vorfuhr. Und wenn Ihr ein andermal die silbernen Löffel vor dem ‚Mordsjoseph' verstecken wollt, so thut das gefälligst selber und schreit es nicht hinaus in die Welt, daß man es auf der Landstraße hören muß."

Er stürzte den Branntwein hinunter und reichte das Glas hin. „Gebt mir noch eines und geht zum Teufel!"

„Ihr müßt Euch verhört haben, Joseph," sagte der Wirth kleinlaut. „Was übrigens das Herumliegen auf

der Landstraße anlangt, so hättet Ihr das ja just nicht nöthig — es gibt doch noch andere Arbeit."

„Wollt Ihr mich vielleicht als Knecht?" frug der Scherenschleifer höhnisch. „Fragt doch 'mal die Bauern in der Umgegend, ob Einer mich will. Macht mir doch einen Platz bei einem Handwerker aus, wenn es Euch möglich ist. Es gibt wohl nur Einen, der mich nimmt, und der wohnt zu weit weg."

„Wer ist der?" frug der Wirth neugierig.

„Der Henker," entgegnete Joseph, seine Pfeife stopfend. „Wenn der eigene Vater, wie die Leute sagen, von rechtswegen hätte aufgehangen werden müssen, so geschieht es dem Sohne schon recht — —"

Er brach plötzlich ab und drehte den Kopf zur Seite.

„Was fehlt denn dem alten Herrn? Ich dachte, er schliefe, und nun winselt er wie meine Hunde, wenn sie einen Fußtritt kriegen. — Heda Alter! Verdammt, ich glaube, der kriegt das böse Wesen!"

Es hatte Klaus Bode gepackt und geschüttelt wie ein Fieberfrost. Aber er raffte sich zusammen und sagte leise: „Laßt nur gut sein, es ist nichts von Bedeutung. Herr Wirth, meine Zeche!" Er griff in die Tasche und holte eine Handvoll Thaler heraus, aber es geschah nicht mehr in jener gekünstelt bombastischen Weise, die er noch kurz zuvor zur Schau getragen hatte, sondern er ließ die Geldstücke müde und gleichgiltig auf den Tisch fallen, so gleichgiltig, wie er die Arbeit verrichtet haben mochte, deren saure Frucht sie waren.

Joseph machte einen langen Hals. „Schöne Dinger," sagte er. „Die Arbeit muß Euch gut bezahlt werden, daß Ihr so damit herumschmeißt."

Bode griff abermals in die Tasche. „Wollt Ihr davon? Ich brauche den verwünschten Mammon nicht, aber Ihr könnt ihn nehmen und damit nach Amerika aus-

wandern. Da drüben fragt Euch Keiner, was Euer Vater gewesen ist, ich ginge selbst mit, wenn ich nicht einen besseren Platz für meine müden Knochen wüßte. Ha ha ha!"

Ein halb irrsinniges Lachen flog über die Lippen des Unglücklichen, er riß den Hut vom Kopf und fuhr sich mit den Händen durch die borstenartigen Haare.

Seine Züge hatten in diesem Augenblick eine unheimliche Aehnlichkeit mit jenen traurigen Bildern, die auf Jahrmärkten feilgeboten und durch abgeleierte Lieder erläutert werden, und die Anwesenden starrten mit stummen Entsetzen auf dieses kaum menschenähnliche Antlitz, von dem vielleicht auch einmal fromme Lippen gesagt hatten, daß es das Ebenbild Gottes sei.

Der Wirth fand zuerst die Sprache wieder.

„Ich will verdammt sein," sagte er brutal, „wenn das mit rechten Dingen zugeht. Essen und Trinken habt Ihr bekommen, und mein Geld habe ich auch, also das wäre in Ordnung. Und wer Ihr seid, mag ich auch nicht fragen, das steht einem Wirth nicht gut an. Aber ich will Euch doch den Rath geben, Alter, daß Ihr möglichst schnell ein paar Häuser weiter geht, dahinten im Dorfe ist eine Schänke, wo die Leute einkehren, denen man gern aus dem Wege geht. Also, Ihr habt mich wohl verstanden, he?"

Klaus Bode war schon an der Thür und wandte sich dort noch einmal um. „Es ist nicht schwer, Euch zu verstehen," entgegnete er ruhig. „Wenn aber die Polizei dennoch nachfragen sollte, wer sich bei Euch zum ersten Male seit fünfundzwanzig Jahren satt gegessen hat, so könnt Ihr die Auskunft geben, daß es der Mörder und Zuchthäusler Klaus Bode aus Waldberg gewesen ist, den sie begnadigt haben, damit er auf der Landstraße verenden kann. Hol' Euch allesammt der Teufel!" —

Draußen war die Sonne hinter Wolken getreten. Der

Wind hatte sich zum Sturm umgewandelt und riß die gebrechliche Gestalt des alten Mannes fast zu Boden.

Er kämpfte mühsam dagegen und schritt, so schnell ihn seine Füße tragen wollten, mitten durch das Dorf, ohne nach rechts und links aufzublicken. Die Hunde fuhren aus den Hausthüren kläffend nach seinen Beinen, aber er schleuderte sie mit Fußtritten von sich; die Kinder schrien hinter ihm drein und machten sich gegenseitig auf den betrunkenen Menschen aufmerksam, und mitten in das Chaos und den Aufruhr läuteten die Kirchenglocken mit tiefen, ruhigen Schwingungen.

Klaus Bode hörte es, und bei ruhiger Ueberlegung hätte er vielleicht daran gedacht, daß es über dem menschlichen Wehe doch noch eine göttliche Barmherzigkeit gibt, aber der Sturm in seiner umnachteten Seele war zu heftig, als daß er einen andern Gedanken zu hegen vermocht hätte, als die wilde heiße Sehnsucht nach Vergessen und ewiger Nacht. —

Hinter dem Dorfe lag etwas abseits von der Landstraße ein Teich. Seine Ufer waren von alten, halbverdorrten Weidenstämmen umgeben, und diese Genossen des Wassers verriethen allein seine Anwesenheit, denn der dunkle Spiegel des kleinen Tümpels lag tief unter dem steil aufstrebenden Rande.

Dorthin ging der alte Mann fast willenlos, als wenn der Sturm ihn von der Landstraße fortgefegt hätte, wie man einen Schutthaufen bei Seite kehrt, oder einen werthlosen Lumpen. Seine Füße strauchelten und zögerten auch bisweilen, aber sie gehorchten doch dem letzten Willen ihres Herrn.

Und dann stand Klaus Bode an der Böschung des Ufers.

Die Fläche des Wassers war mit Schlingpflanzen überwuchert und glich fast dem saftigen Grün einer Wiese, in

deren Schoß man die müden Glieder zum Schlummer ausstrecken kann, was darunter lag, war verschleiert wie das Antlitz des Todes und geheimnißvoll wie die Ewigkeit.

Aber es mochte doch wohl tief genug sein, um den Schlaf zu gewähren, der kein irdisches Aufwachen kennt.

Klaus Bode umklammerte mit der rechten Hand den dürren Ast eines Weidenbaumes und beugte sich vor; dann zog er die Hand wieder zurück, denn das morsche Holz knackte unter seinem Griff und drohte zu brechen.

Es war eine sonderbare Handlung, denn wenn dieser Ast wirklich brach, und der sich auf ihn stützende Mensch hinabstürzte, dann konnte er vor seinen ewigen Richter hintreten und, wenn ihm eine Stimme gegeben war, sprechen: „Ich habe es nicht gewollt, der Baum that's, den du morsch werden ließest.“ Aber der alte Mann wußte, oder er ahnte wenigstens, daß es da drüben keine Lüge geben könne, oder es müßte die Ewigkeit selbst eine Lüge sein. Er setzte sich an den Rand des Weihers und sah hinunter; er konnte nicht vorwärts und nicht rückwärts, und auch die Seele dieses armseligsten aller Menschen spürte die Schauer der Ewigkeit. —

Da klang von der Chaussee durch den Sturm das Rollen eines Wagens und Hundegebell herüber; dann verstummte beides; über die weiche Grasnarbe kamen lautlos die Füße eines Menschen gegangen, und Joseph Bode legte seine Hand auf die Schulter des Sitzenden.

„Komm,“ sagte er, „es ist nicht gut, da lange hinunter zu sehen — ich weiß das. Und wenn Du wirklich Klaus Bode bist, dann gehören wir wohl zusammen, und ich habe ein Recht, Dich mitzunehmen.“

Der Zuchthäusler drehte den Kopf über die Schulter und machte den Versuch, sich zu erheben.

„So,“ sagte der Andere, „Du bist alt, ich will Dir helfen. Meinen Namen weißt Du wohl, was?“

Klaus nickte.

Er redete den jungen Menschen nicht an, und auch Joseph vermied es sorgfältig, die einzige Bezeichnung zu wählen, welche in dem Munde eines Kindes dem Vater gegenüber natürlich klingt, aber er stützte doch den alten Mann und führte ihn mit einer Sorgfalt an den Wagen, die sein rauhes Wesen eigenthümlich verschönte.

„Setz' Dich nur da hinten auf," sagte er, „die Köter ziehen Dich schon, und wenn es Noth thut, leg' ich mich mit in's Geschirr."

Und dann fuhr er, sich zu den winselnden Thieren niederbeugend, mit stockender Stimme fort: „Ich bin auf dem Wege nach Hegenau, das heißt, eigentlich wollte ich nicht dahin, aber nun ist das wohl 'was Anderes, und wenn es Dir recht ist —"

„Was soll ich dort?" sagte Klaus dumpf.

„Na, ich meinte nur. Viel Gutes gibt es da just nicht zu holen, aber Deine Frau — meine Mutter —"

„Sie lebt noch?"

Joseph räusperte sich. „Die Mutter? Ach so, ich vergaß — mit dem Briefschreiben wird es wohl nicht viel gewesen sein. Nun freilich lebt sie — in der alten Waldhütte bei Griesheim. Ich komme selten genug dahin. Sie bleibt am liebsten allein, und das Denken ist ihr ein bischen abhanden gekommen."

Es entstand eine schwüle Pause. Vielleicht wehte auch der Sturm den beiden Männern die Rede vom Munde, oder es wußte Keiner von ihnen, wo er anknüpfen sollte. Ob wir Menschen in Gutem oder Bösem auseinander gegangen sind, bei dem ersten Zusammentreffen pflegen wir doch in die Vergangenheit zurückzugreifen, um eine Verbindung mit der Gegenwart herzustellen, aber der Zuchthäusler und der Landstreicher sahen hinter sich nur die Nacht.

Und dennoch stellte sich der verwahrloste, von seiner Mutter gehaßte und von seinem Vater bei der Geburt verlassene Mensch mit zwei Hunden in eine Reihe und zog keuchend an dem Karren, auf welchem Klaus Bode sich vollkommen kraftlos und halb mechanisch niedergelassen hatte.

Er that es nicht aus kindlichen Gefühlen. Der Keim, den die Natur in unsere Brust legt, muß sich entwickeln können, denn die Liebe der Kinder ist in ihrer bewußten Erscheinungsform mehr Dankbarkeit als Trieb; vielleicht würde Joseph Bode auch jeden am Wege sterbenden Menschen oder jeden Verunglückten aufgeladen haben, wenn auch mit Murren und Fluchen — aber was er hier und in dieser Stunde einer bitteren Erkenntniß that, geschah in seinen eigenen Augen aus hartem Trotz.

Mochte dieser alte, unglückliche Mann begangen haben, was er wollte, mochte er selbst, wie die Leute sagten, mehr sein als ein Todtschläger — es lag in weiter, weiter Ferne, es war gebüßt durch eine fünfundzwanzigjährige Folter, und dennoch stießen die Menschen mit pharisäischer Entrüstung den zitternden, demüthigen Greis von ihrer Schwelle, jagten ihn wie einen Hund auf die Straße, und hätten nur ein Kreuz mit der Hand geschlagen, wenn er vor ihren Augen in's Wasser ging.

So machten sie es mit Allen, die nicht in ihr aalglattes, verdammtes System der bürgerlichen Gesellschaft paßten, so hatten sie es auch mit ihm selbst gemacht, und Joseph Bode hatte doch auch das Bedürfniß, als Mensch mit Menschen zu verkehren.

Nun hatte er einen Kameraden gefunden, und nach dem Kirchenbuch sollte dieser Kamerad auch noch sein Vater sein!

In seinen eigenen Augen handelte Joseph Bode aus Trotz wie ein barmherziger Samariter, und dennoch hat

wohl in jenem Augenblick die Hand eines Engels das Buch seines Lebens aufgeschlagen, und auf die spärlich beschriebene Seite der guten Thaten ein unauslöschliches Wort verzeichnet.

Dieses einsame Paar auf der Landstraße bot einen seltsamen, düsteren Anblick. Die begegnenden, zum Theil aus der Kirche heimkehrenden Leute wandten den Kopf und sahen hinter sich; sie wollten lächeln, aber das Lachen erstarb auf ihren Lippen; sie wollten mit Entrüstung davon reden, daß ein Saufbruder den Anderen am hellen Sonntage heimfahre, wie der Metzger ein Stück Vieh heimfährt — aber die Pappeln an der Chaussee ächzten im Sturm und bogen sich, und sie blickten scheu nach oben, als fürchteten sie, daß unser Herrgott ihnen das spöttische Wort zwischen den Zähnen zerschmettern möchte.

Einmal wandte auch Joseph sich um. Er war ihm schier unheimlich geworden, daß der Alte nichts redete und nur leise stöhnte.

„Du mußt es nicht so hart nehmen,“ murmelte er, „nicht so gar hart.“

Aber es kam keine Antwort zurück.

— — — — — — — — — — — —

Martha Bode saß an diesem stürmischen Sonntage wie immer einsam und verlassen in ihrer Hütte.

Es fror sie trotz der Hochsommerzeit, und sie hatte sich auf dem Steinhaufen, der einen Herd vorstellen sollte, Feuer angezündet. Die halb grünen Tannenzweige brannten widerwillig und sandten schwarzen Rauch nach allen Seiten; durch die den Schornstein bildende Dachöffnung fuhr der Wind herein und jagte knisternd die Funken in den öden dunkeln Raum.

Dann stieß die alte Frau mit dem Krückstock zwischen die glimmende Asche, und wenn eine Flamme emporzüngelte, so lachte sie leise vor sich hin. Sie hatte das

Feuer lieb, es war ihr einziger Freund, nur wenn es im Blitz durch die Wolken flog, dann fürchtete sie sich.

Vor was? —

Joseph hatte sie oft darnach gefragt und ihre Angst verlacht; ihm war am wohlsten, wenn es knatterte und schloßte, aber die Mutter hatte ihm niemals Rede gestanden.

„Schweig'," pflegte sie zu sagen, „schweig' still und wart's ab. Du wirst auch noch lernen, Dich zu ducken und zu verkriechen und zu fürchten, das steht uns Allen an der Stirn geschrieben."

Heute war kein Gewitter zu erwarten, und darum fühlte Martha sich in ihrer Weise sicher. Aber doch nicht behaglich.

Sie blickte häufig hinter sich, es war ihr nicht recht, daß die Dunkelheit allmälig geschlichen kam.

Zwischen den Bäumen stellte sie sich früher ein, als im weiten Feld, und sie kroch wie ein lauerndes Raubthier durch die Stämme, und dann schrie das Käuzchen.

Dann geschah allemal irgend etwas.

Frau Bode lebte beständig in der Sorge vor irgend einem Ereigniß, aber wenn man sie gefragt hätte, was denn geschehen sollte, dann würde sie den Kopf verhüllt und gemurmelt und geflucht haben.

So war sie. Nicht eigentlich geistig gestört, aber auf der Grenze zwischen Tag und Nacht, just wie die unheimliche Dämmerung da draußen.

Und da kam auch etwas.

Nicht eigentlich geschlichen, wie ein Unheil sinnendes Wesen, sondern tastend, müde, gebrochen, wie das Unglück kommt, dem es selbst leid ist, daß es kommen muß.

Martha Bode schürte die Flamme und sah hinter sich.

Die Thür lag in ihrem Rücken, und in der niedrigen, von Dämmerlicht umflossenen Oeffnung stand die Gestalt eines alten, gebückten, vom Sturm gezausten Mannes.

Er hielt seinen Hut in der Hand, und als nun abermals die Herdflamme emporzischte, beleuchtete sie ein Gesicht, vor welchem Martha Bode sich in den äußersten Winkel der Hütte zurückzog.

Sie streckte dabei ihre beiden welken Hände weit von sich, und ihr armer kranker Leib ward von Schauern geschüttelt, die sich jagten, wie das Hagelwetter im April.

Der Angekommene war stehen geblieben und betrachtete das Weib mit jenem leeren, rathlosen Blick, den wir anzunehmen pflegen, wenn ein Fremder an uns herantritt und einen verschollenen Namen nennt, behauptend, er sei mit uns dermaleinst bekannt gewesen, vielleicht sogar befreundet, und unsere Lippen hätten ihn einst in jugendlicher Begeisterung geküßt.

„Martha," sagte der alte Mann mit scheuer, leiser Stimme, „bist Du das denn wirklich und wahrhaftig, oder ist mein Kopf ganz wirr geworden, daß ich nicht mehr weiß, wo ich bin? Der Weg hier herauf hat sich wenig geändert, und den Felszacken drüben habe ich auch gleich wieder erkannt, aber Dein Gesicht —"

Martha Bode hatte sich wunderbar schnell gefaßt, es schien, als ob sie seit Jahren einen ähnlichen Anblick erwartet und sich darauf vorbereitet hätte. Und nun kam er ihr doch wie ein Gespenst vor.

„Ich wollte, ich wäre der Krähenhorst da drüben," sagte sie dumpf. „Ich wollte, ich könnte nicht seh'n, und nicht hören, und nicht denken. Wo kommst Du her, Klaus, ich meinte, sie hätten Dich auf Lebenszeit eingesperrt; bist Du fortgelaufen, und sind sie Dir auf den Hacken?"

„Sie haben mich gehen heißen," entgegnete Bode; „und sie sagten, ich sei begnadigt. Ich weiß nicht, ob es eine Gnade ist, und ich sehe Dir an, daß Du es auch nicht weißt."

Martha trat einen Schritt näher. „Nein, Klaus, das

ist keine Gnade. Wir sind Beide zu alt geworden, um noch einmal anzufangen."

„Wie damals, Martha."

„Da sei Gott vor," entgegnete sie sich schüttelnd. „Ich meine, es wäre schon gut, wenn Du irgend wohin gingest, wo wir uns nimmer sehen, oder wenn Du hier bleiben willst, so kann auch ich fortgehen, es liegt sich auf der Landstraße nicht schlechter als hier."

„Laß mich nur ein wenig ausruhen," sagte er, sich auf den Schemel vor das Feuer setzend, „ich gehe dann gleich wieder. Ich bin den ganzen Tag unterwegs gewesen — immer gegen den Sturm."

Da brach doch ein matter Widerschein von der alten ewigen Liebe aus den Augen des vergrämten Weibes.

Sie berührte leise mit der Hand die Schulter ihres Mannes und sagte: „Um mich wiederzusehen, Klaus? Wirklich und wahrhaftig, um mich wiederzusehen?"

„Ich weiß nicht," entgegnete er mürrisch. „Man verlernt das Denken, es wird wohl eine alte Gewohnheit gewesen sein, die nicht todt zu machen ist."

„Warum schriebst Du mir niemals?" forschte sie dringlicher.

„Du hast es ja auch nicht gethan, Martha. Ich wundere mich nur, daß Du Dich nicht auch von mir scheiden ließest. Es war doch Dein Recht."

Die Frau blickte sich scheu um. „Gedacht habe ich schon daran, Klaus, man denkt ja an so Manches. Aber ich meine, Du und ich, wir gehören schon zusammen. Nicht blos, weil der Pfarrer uns zusammen gethan hat —"

„Ich versteh' Dich schon," sagte er kopfnickend. „Freilich, das hält zusammen, aber darum ist es doch nicht gut, wenn man sich immer dabei in die Augen sehen muß."

Es entstand eine Pause in der seltsamen Unterhaltung zwischen den Ehegatten. Klaus stieß mit der Fußspitze die

glimmenden Holzstücke auseinander und starrte in die Asche; Martha hatte sich auf die Erde gesetzt, die emporgezogenen Kniee mit den Händen umfaßt, und wiegte sich, wie von einem körperlichen Schmerz gequält, leise hin und her.

Endlich nahm der Zuchthäusler wieder das Wort. „Ich habe ihn unterwegs getroffen, es war sonderbar genug. Joseph ist er ja wohl getauft worden, mich dünkt, der Pfarrer sagte es mir damals, als ich in Untersuchung saß. Er sammelte mich auf wie einen maroden Hund, und fuhr mich auf seinem Karren bis in die Nähe dieses Loches. Dann ist er weiter gezogen, es gelüstete ihn nicht, unser Wiedersehen mitzufeiern. Ich wollte, er hätte mich liegen lassen, wo ich war — ich hatte just ein hübsches tiefes Wasser gefunden. — Warum gibst Du mir keine Antwort, Weib?"

„Was soll ich denn dazu sagen?"

„Freilich, viel Gutes könnte es nicht sein. Du hast ihn aufwachsen lassen wie das liebe Vieh, und wenn er nicht ein Mordgeselle geworden ist, wie — nun ja, wie sein Vater — Deine Hände haben nichts dazu gethan."

Martha Bode fuhr wild in die Höhe. „Andere auch nicht, Klaus! Bei dem gerechten Gott, Andere ebenso wenig."

„Es scheint fast so, Martha. Die Welt ist wunderlich geworden, Alles dreht sich um. Du bist wohl wenig mit ihm zusammen?"

Die Frau machte eine ungeduldige Bewegung. „Frag' mich nicht darnach, quäle mich nicht damit! Warum redest Du nicht von dem Anderen? Hast Du in den langen fünfundzwanzig Jahren vergessen, weshalb sie Dich einsperrten? Den eigentlichen Grund, Klaus? Freilich, Du hattest eine warme Zelle und gute Kost, aber ich mußte in dieser elenden Hütte sitzen, jammervoller wie ein Thier; ich mußte frieren, wenn der Wintersturm durch den Wald fuhr, ich

mußte oft froh sein, wenn er eine todte Krähe vor meine Füße warf, daß ich mir eine Suppe kochen konnte! Du weißt, weshalb ich das Alles auf mich nahm und die Zähne zusammenbiß, und Du fragst nicht einmal darnach, ob es denn wenigstens *einen* Lohn getragen hat?"

Da flog ein wildes, grimmiges Lächeln um seine Lippen. „Du hast Recht, Martha, ich bin ein Narr! Was wir gethan haben, das thaten wir zusammen, und wir haben Beide daran getragen. Du hier und ich dort. Komm her, Weib, gib mir Deine Hand und erzähle. Der Rest meines armseligen Lebens ist nicht viel werth, aber vielleicht kann man doch noch 'was herausschlagen, oder Gott soll mich strafen —" Der Schluß seiner Worte ging in dem Brausen des Sturmes unter. Das Feuer flackerte abermals hoch auf, und in seinem rothen Schein saßen die beiden von der Menschheit Ausgestoßenen und redeten eifrig miteinander.

Vor nahezu einem Menschenalter mochten sie auch so beisammen gesessen haben vor der traulichen Flamme des Herdfeuers, und vielleicht hatte ihre Rede dem gegolten, wovon junge Eheleute am liebsten plaudern zu Zweit — O du grausamer Fluch der Sünde, wann wirst du müde werden, deine Hand auf die gequälte Welt zu legen?

Siebentes Kapitel.

„Sie sehen blaß und müde aus, Herr Doktor, haben Sie eine schlechte Nacht gehabt?" sagte Wanda beim Frühstück zu Felix.

Es lag in ihrer Frage mehr, als die Worte andeuteten, aber der junge Arzt vermied es, den ängstlich forschenden Augen des Mädchens zu begegnen.

„Der Sturm, gnädiges Fräulein —"

„Ja, er hat diese Nacht schlimm gehaust, ich dachte,

die Mauern des alten Schlosses müßten einstürzen. Das knistert und rauscht in den Korridoren, daß man versucht wird, an die Märchen der Kindheit zu denken. Woran denken Sie in diesem Augenblick?“

„Daß es Märchen sind, gnädiges Fräulein.“

Wanda sah unmuthig durch das Fenster. „Haben Sie meinen Vater schon gesehen?“

„Noch nicht, aber ich werde ihm sofort meinen Besuch abstatten. Der Diener theilte mir mit, daß der Herr Baron sein Zimmer nicht verlassen werde, aber den Wunsch ausgesprochen habe, mich zu sprechen.“

„Gut. Und nachher sollen Sie mich in den Wald begleiten. Ich möchte sehen, ob der Sturm großen Schaden angerichtet hat; unsere Waldungen sind der werthvollste Besitz von Griesheim, und ich habe die Bäume lieb.“

Felix verbeugte sich und verließ das Zimmer. Es war ihm in diesem Augenblick nicht unlieb, die Gesellschaft des jungen Mädchens wenigstens vorderhand meiden zu können, denn sein Gewissen drückte ihn, und die forschenden Augen Wanda's verriethen einen unbestimmten Verdacht.

Er hatte allerdings das aufgefundene Schriftstück in den Schrank zurückgelegt, aber die Angelegenheit war damit für ihn nicht abgeschlossen, und wenn er sich nicht dem Selbstvorwurfe unmännlicher und unehrenhafter Neugier aussetzen wollte, mußte er die einmal begonnene Spur weiter verfolgen.

Was das werden sollte und wohin es schließlich führte, das wußte er selbst nicht. —

Felix fand den Baron in einer Verfassung, die er anfangs auf die Nachwirkung der geheimnißvollen nächtlichen Arbeit schob.

Lutz v. Osten saß, von einer Decke halb verhüllt, in seinem Lehnstuhl; die dunkeln, unstäten Augen lagen tief

in ihren Höhlen, und seine Hände zerrten nervös an einem Zeitungsblatt.

„Ich habe Sie diesmal nicht als Arzt rufen lassen, Herr Doktor," sagte er heiser. „Sie stehen mitten im Leben und haben Fühlung mit den gegenwärtigen Verhältnissen; ich bin ein alter Mann und den Anschauungen unserer Zeit fremd. Und das hier kann ich vollends nicht fassen. Lesen Sie, bitte, und sagen Sie mir, ob die Sache Ihnen glaubhaft scheint, oder ob auch Sie an eine frivole Zeitungslüge denken."

Er reichte dem jungen Arzt die Zeitung hinüber, deutete auf eine Stelle, und warf sich mit den Anzeichen heftigster Unruhe in seinen Sessel zurück.

Felix sah, daß es die allerneueste Nummer des „Kreisanzeigers" war. Unter den vermischten Nachrichten befand sich folgende Notiz:

„Wie wir aus zuverlässiger Quelle erfahren, haben Seine Majestät der König geruht, den wegen Todtschlags zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurtheilten und in der Strafanstalt zu Waldberg seit fünfundzwanzig Jahren in Haft befindlichen früheren Parkwärter Klaus Bode vollständig zu begnadigen. Die ältesten unserer Leser werden sich entsinnen, daß der Begnadigte den reichen Kaufmann Heidrich aus Hegenau, den Schwiegervater des Herrn Barons v. Osten auf Griesheim, erschlagen hat. Falls sich die Nachricht bestätigen sollte, werden wir Veranlassung nehmen, auf jenen interessanten Kriminalfall noch einmal zurückzukommen."

Doktor Kern las den Artikel langsam durch und richtete seine Augen forschend auf den Baron. Dann sagte er: „Bei dem halbamtlichen Charakter des Blattes zweifle ich um so weniger an der Wahrheit dieser Nachricht, als das in unserem Königshause jüngst eingetretene freudige Ereigniß die Folie dazu bildet. Zudem scheint mir eine fünf-

undzwanzigjährige Strafzeit lang genug, um auf sie einen Gnadenakt zu gründen."

Der Baron senkte das Haupt. „Ich bin als letzter Sproß eines alten Stammbaums zu loyal gesinnt," entgegnete er mit mühsamer Fassung, „um die Handlungen meines Landesherrn einer abfälligen Kritik zu unterziehen. Selbstverständlich kann Seine Majestät sich auch lediglich in solchen Fällen auf eingereichte Vorschläge stützen, aber ich muß meinem Erstaunen Ausdruck geben, daß man an zuständiger Stelle solchen Vorschlag unterbreitet hat. Mörder gehören auf's Schaffot, und wenn sie diesem entgangen sind, muß man sie zum Mindesten auf Lebenszeit unschädlich machen. Geben Sie mir nicht Recht?"

„Sie sind nicht unbetheiligt, Herr Baron," sagte Felix zögernd, „und ich begreife deshalb Ihre Aufregung. Aber Sie vergessen, daß es sich nicht um einen Mord, sondern nur um einen Todtschlag handelt. Das Gesetz selbst macht einen bedeutenden Unterschied zwischen beiden Verbrechen, und vielleicht ist schon die erkannte lebenslängliche Zuchthausstrafe eine harte Sühne gewesen."

Lutz v. Osten wandte den Kopf rückwärts und machte eine Bewegung, als ob er einen Schatten von sich scheuchen wolle.

„Habe ich von einem Mord gesprochen, Herr Doktor? Dann war der Ausdruck nur ein Ausfluß laienhafter Auffassung. Wir Nichtjuristen machen ja selten den richtigen Unterschied. Natürlich war es nur ein Todtschlag, ich entsinne mich jetzt genau, daß mein Schwiegervater nach den nicht widerlegten Angaben des Klaus Bode mit Letzterem in Streit gerathen ist. Ein Todtschlag, freilich — freilich. Glauben Sie denn, daß der Begnadigte hierher zurückkehren wird?"

Die etwas auffällige Frage war offenbar von einer inneren Angst hervorgepreßt, welche sich an den Wunsch klammerte, eine Verneinung zu hören.

Felix schüttelte den Kopf. „Ich habe darüber kein Urtheil, Herr Baron. Wenn der Mann jünger wäre, dann würde er vielleicht nach Amerika gehen, aber so? Ueberdies lebt ja wohl seine Frau noch in dieser Gegend, und sein Sohn —"

Der Baron blickte argwöhnisch auf. „Sie sind ja sehr gut unterrichtet, Herr," sagte er scharf. „Ebenso gut, wie diese Zeitung, die nach Art der Zeitungsschreiber alte Geschichten aufwärmen will. Aber freilich, wenn in einer Familie wie der meinigen solche Dinge vorkommen, dann pfeifen es die Spatzen von den Dächern."

„Sie haben das Gespräch begonnen, Herr Baron," entgegnete Kern verletzt. „Uebrigens können wir es ja abbrechen, denn ich bin lediglich Ihr Arzt, und kein Rathgeber in Familiensachen. — Wie haben Sie diese Nacht geschlafen?"

Der leise Spott in den Worten des jungen Mannes wirkte auf den Baron wie ein Strahl kalten Wassers.

Er bog sich zusammen, krampfte die Finger ineinander, und sagte leise: „Rechnen Sie einem kranken Manne die Bitterkeit nicht an, Herr Doktor. Vielleicht sind meine Nerven auch durch den Mangel an Schlaf übermäßig erregt. Sie glauben gar nicht, wie sehr mein Körper von äußeren Einflüssen abhängig ist. So wirkt zum Beispiel ein Sturm, wie wir ihn in der verflossenen Nacht erlebten, so nachtheilig auf mich ein, daß ich es nicht im Bette aushalten kann. Ich wandere dann manchmal durch das ganze Schloß, bald in Sorge vor ausbrechendem Feuer, bald von einer völlig grundlosen Angst getrieben. Auch diese Nacht —"

Lutz v. Osten brach ab, erhob sich aus seinem Lehnstuhl und trat an das Fenster. Dort fuhr er, starr hinausblickend, fort: „Sie besitzen hoffentlich den gesunden Schlaf der Jugend, Herr Doktor, sonst könnte Ihnen bei Nacht Manches wunderlich genug in diesem alten Schlosse vor-

kommen. Kehren Sie sich nicht daran, wenn ich Ihnen einen guten Rath geben soll, auch dann nicht, wenn sich Unerklärliches ereignen sollte. Es hat Alles seinen natürlichen Grund. — Und nun guten Morgen, Herr Doktor — kommen Sie vielleicht heute noch nach Hegenau?"

„Das ist leicht möglich, Herr Baron," entgegnete Felix kühl, „ich weiß überhaupt kaum, was mich noch hier oben hält. Die viertelstündige Unterhaltung, welche ich jeden Morgen mit Ihnen zu pflegen die Ehre habe — oder manchmal auch nicht — kann doch unmöglich einer ärztlichen Behandlung ähnlich sehen. Sie brauchen überhaupt keinen ärztlichen Rath, Herr Baron, und ich glaube, daß es besser sein wird für beide Theile, wenn diese Zusammenkunft die letzte wäre. Ich habe mich allerdings auf einen Monat verpflichtet, aber Sie werden nicht von mir verlangen —"

Ueber das Gesicht des Anderen glitt ein leises, zufriedenes Lächeln. „Sie können Recht haben," sagte er beistimmend. „Die übertriebene Sorge meiner Tochter hat vielleicht einen Schritt veranlaßt, der besser ungeschehen geblieben wäre. Aber ich bitte mir dennoch etwas Bedenkzeit aus — bis morgen, wenn es Ihnen recht ist."

— — — — — — — — — — — —

Als Felix die Treppe hinunterstieg, fand er Wanda zum Ausgehen angekleidet im Hausflur. Sie hatte offenbar auf ihn gewartet.

„Sind Sie bereit, mich zu begleiten, Herr Doktor?" sagte sie. „Ich möchte Sie heute auf einen meiner Lieblingsplätze führen."

Der junge Arzt bejahte und holte seinen Hut. Dann verließen sie Beide das Schloß und gingen langsam nebeneinander die Tannenallee hinauf, die durch den verödeten Park führte.

Der Sturm hatte arg zwischen den alten Bäumen gewüthet; einige der schönsten Tannen waren entwurzelt und

versperrten mit ihrem Geäst den Weg, von anderen hingen die Kronen geknickt am Stamm, und knarrten, wenn der müde gewordene Wind noch einmal an ihnen rüttelte.

Felix war schweigsam; es lag eine Last auf seiner Seele, und er wußte nicht, was es war. Aber seine Begleiterin schob diese Stimmung auf den düsteren, an Vergehen und Sterben mahnenden Anblick ihrer Umgebung, und sie fühlte sich selbst davon ergriffen.

„Auch die alte Borkenhütte ist umgeweht," sagte sie, vorwärts deutend, „sie hat so lange gestanden, wie ich zurückdenken kann. Schon als Kind fürchtete ich mich vor dem moosbewachsenen fensterlosen Ding, und später, als ich erfuhr, welche traurige Erinnerung sich daran knüpft, begriff ich die instinktive Abneigung des Kindes. Nun hat mir der Sturm wenigstens diesen einen Gefallen gethan, und man wird das alte Gerümpel hinwegräumen."

„Aber das Kreuz wird dann sichtbar," entgegnete Felix und deutete auf das niedrige, halb von Laub überwehte steinerne Wahrzeichen, an welches damals in der Dunkelheit sein Fuß gestoßen war, als er sich zum ersten Male dem Schlosse näherte.

Wanda nickte. „Es ist ein frommes Sinnbild, Herr Doktor. Und das Kreuz ist ja über uns Allen, wo das Schicksal seine Hand hinlegt. Wahrlich nicht am wenigsten über den Mauern meines elterlichen Schlosses und seinen Bewohnern. Sehen Sie, hier ist es gewesen, oder soll es gewesen sein; man redet ja nicht davon bei uns, es wird umgangen, wie man um einen Schatten herumgeht, umgangen, wie Alles, was an meine Mutter erinnern könnte. Aber es dringt doch zu meinen Ohren, und ich höre es überall wispern und flüstern. Ach, Herr Doktor, wie glücklich sind doch die Menschen, auf deren Familie und Vergangenheit kein Schatten ruht!"

„Wir haben Alle unser Kreuz, gnädiges Fräulein, Sie

sagten es ja selbst," entgegnete Felix ernst. „Besser noch, wir sehen die Schatten hinter uns, als vor uns. Kommen Sie, das ist ein trauriger Anblick, ich würde an Ihrer Stelle auch das Kreuz entfernen lassen."

Wanda blickte sich scheu um. „Wir können nichts auslöschen, Herr Doktor, was noch unter uns weilt. Ich habe es niemals über mich gewinnen können, die unglückliche Frau — Sie wissen ja, wen ich meine — darnach zu fragen, aber der schreckliche Mensch soll noch leben. Es mag ja kaum ein Leben zu nennen sein, doch seine That wird erst todt sein mit ihm."

„Wünschen Sie ihm den Tod, gnädiges Fräulein?" frug Felix.

„Ich wünsche Keinem etwas Böses," entgegnete sie hastig, „am wenigsten einem Unglücklichen. Aber ich meine, daß gerade ihm der Tod eine Erlösung sein müßte — ihm und uns Allen."

„Und wenn er begnadigt würde?"

Das junge Mädchen zog das Tuch fester um die Schultern und schwieg. Felix aber fuhr fort: „Sie müssen sich an den Gedanken gewöhnen, gnädiges Fräulein. Gerade jetzt werden aus einem besonderen Anlaß viele Verbrecher begnadigt, ich habe eine lange Reihe von Namen gelesen, und wenn ich mich nicht täusche, so waren auch Zuchthäusler aus Waldberg darunter."

Kern sah ein Erschrecken über Wanda's Züge fliegen und er mochte vorderhand nicht weitere Andeutungen machen. Vielleicht war die ganze Sache doch nichts weiter als ein Zeitungsgeschwätz.

So gingen Beide stumm weiter, immer tiefer hinein in den Wald. Allmälig hob sich der Weg und sie stiegen aufwärts. Der Wind hatte sich gelegt, und die Stimmen des Waldes wurden laut. Der Nußheher kreischte und die Holztaube girrte.

„Wohin gehen wir?“ frug Felix.

„Nach dem Krähenhorst. Es ist ein Bergkegel, der die Umgegend beherrscht. Ich wandere oft dorthin, und Sie werden sich vielleicht über meinen absonderlichen Geschmack wundern.“

„Hat man von dort Aussicht?“

„Was man so nennt, eigentlich nicht. Sie werden ja selbst sehen.“

Der Weg wurde so schmal, daß die Beiden nicht mehr nebeneinander zu gehen vermochten. Wanda schritt voraus, und Felix blickte nicht ohne Sorge auf ihre schlanke Gestalt. Die Tannen waren etwas zurückgewichen, und ein zerklüftetes Felsgestein strebte zur rechten Hand aufwärts, während es sich nach links zuerst flach und allmählich, dann aber immer schroffer absenkte.

Und auf diesem von Geröll übersäeten und mit Baumwurzeln durchflochtenen Saumpfad ging das junge Mädchen so sicher und gelassen, als ob es keine Tiefe gäbe und kein Fallen.

Vielleicht ahnte sie auch, daß ein treuer Arm sich scheu und angstvoll zugleich nach ihr ausstreckte, wenn von unten die Tannenwipfel heraufnickten und nach dem Saum ihrer Kleider haschten; vielleicht achtete sie deshalb nicht einmal darauf, wie neben ihr ein Vogel aufflatterte und mit dem Fittig fast ihre Hutfeder streifte.

„Das war einer meiner Freunde,“ sagte sie, den Kopf zurückwendend. „Leiden Sie an Schwindel, Herr Doktor?“

„Daß ich nicht wüßte.“

„Es ist eigentlich auch nicht so schlimm — nur sonderbar — sehen Sie —“

Der Fels sprang, eine Plattform bildend, vor in das Thal und hob sich nach hinten zu einer spitzen und nackten Kuppe.

Der Raum des Plateau's hatte etwa die Größe eines

Zimmers, und an seinem Rande lugten die Tannenwipfel herauf, neugierig und im Winde rauschend. Wenn man sich aber vorbeugte, dann sah man, daß die Wurzeln der Bäume nicht in der Thalsohle ruhten, sondern aus den Felsritzen hervorwucherten und ihre Schößlinge nur nach oben sandten, weil Licht und Luft es so bestimmten.

Unter ihnen wuchsen andere auf, und man sah keinen Grund und kein Ende.

Dieser Blick in ein bodenloses grünes Geheimniß hatte etwas seltsam Bezauberndes und erhöhte dem schwermüthigen Eindruck der stillen, unendlichen Waldeinsamkeit. Denn so weit das Auge schweifte, sah es nur Bäume und immer wieder Bäume — dunkle Kiefern, Fichten und Tannen, hier und da durchsprengt von lichtgrünen Buchen.

Nur drüben jenseits des nächsten Thaleinschnittes war eine nackte Halde, und auf dem moosüberwucherten Felsrücken derselben erblickte man ein winziges, armseliges Dach. —

Wanda setzte sich auf eine am Fuße des spitzigen Kegels angebrachte Steinbank und stützte den Kopf in die Hand.

„Das ist Krähenhorst," sagte sie leise, „der höchste Punkt im Umkreis, so weit das Auge sieht. Und da drüben, wo Sie das Dach sehen, waren wir auch schon — Sie und ich."

„Und dies hier ist Ihr Lieblingsplatz?" fragte Felix erstaunt.

„Ja — seltsam genug, nicht wahr? Aber ich kann mir nicht helfen. Es ist der einsamste Ort, den meine Augen jemals gesehen haben, und besitzt für mich eine fast dämonische Anziehungskraft. Vielleicht gerade deshalb."

„Ja, deshalb," entgegnete er rauh. „Ihr Geschlecht ist einsam und menschenscheu; es vergräbt sich in Wälder und dumpfe Mauern, und wenn der Fuß eines Lebenden über seine Schwelle tritt, dann scheucht es ihn mit Spuk und geheimnißvollem Nachtgraus von dannen."

Wanda blickte auf. „Warum werden Sie so zornig?" sagte sie langsam. „Ich kann doch nichts dafür, daß ich diesem Geschlecht entstammt bin, und ich theile nicht seine Grillen. Ich habe mich gefreut, als Sie zu uns kamen, ein fröhliches Lachen that unseren Mauern wahrlich Noth, aber das Lachen hat so lange zwischen ihnen geschlafen, daß es nicht geweckt sein will. Sie sind auch in den Bann des Schweigens gerathen, seit heute ist mir das ganz besonders aufgefallen, und es thut mir weh. Ist Ihnen Jemand unfreundlich begegnet, Herr Doktor, oder sind Sie es schon müde geworden, Ihre Sorgfalt und Kunst einem alten Manne zu widmen, der wohl nicht immer den rechten Dank zu finden weiß?"

Felix hob ein Stückchen Geröll auf, das vor seinen Füßen lag, und betrachtete es nachdenklich.

„Sehen Sie, gnädiges Fräulein," sagte er nach einer Pause, „das war einstmals mit dem Felsen verbunden, und half für sein Theil, ihn zusammenzuhalten. Nun ist es abgefallen und liegt unnütz am Wege, und die Füße der Menschen schreiten darüber hinweg. So ist es mir auch gegangen. Ich gehöre in's Ganze, da kann ich nützen, wenn auch vielleicht wenig genug. An diesem Platze bin ich werthlos, und darum werde ich morgen mein Bündel schnüren."

Er warf das Steinchen heftig von sich und sah finster in die Ferne.

Wanda zuckte bei seinen letzten Worten leise zusammen und schüttelte den Kopf.

„Das ist Stolz," entgegnete sie dann; „Ihre Thätigkeit kommt erst in zweiter Linie, Sie könnten, wenn nicht anders, Ihren Aufenthalt bei uns als willkommene Muße betrachten, oder als Studienzweck. Sie sagten ja neulich, daß Sie an einer wissenschaftlichen Abhandlung schreiben. Aber das schroffe Wesen meines Vaters verletzt Sie, und

daß mein Vater einem alten Geschlecht angehört. Warum sind Sie so stolz?"

„Weil dieser Stolz mein einziges Erbe ist, gnädiges Fräulein," sagte Kern ruhig. „Sie sind aufrichtig, und ich mag Ihnen gegenüber nicht lügen. Ja, Sie haben Recht, mein demokratisches Gefühl sträubt sich gegen die Stellung auf Griesheim. Mein Vater war ein kleiner Beamter, mein Großvater ein Handwerker, die Lebensstellung, welche ich mir errang, ist der Lohn meiner eigenen Arbeit, und ich will ihn nicht geschmälert sehen durch hochmüthige Lakaienblicke und angestammte adelige Vorurtheile. Es war ein Fehler, daß ich kam, es wäre eine Selbsterniedrigung, wenn ich bliebe. Und nun verdammen Sie mich!"

Das Mädchen neigte den Kopf und schien mit einem Entschluß zu kämpfen. Endlich sagte sie leise: „Es ist seltsam, wie lebhaft ich Ihnen diese Worte nachfühlen kann. Sie wecken in mir eine sympathisch klingende Saite, obwohl ich in anderen Anschauungen auferzogen bin. Sie wissen ja, Herr Doktor, daß ich nicht adelsstolz bin, jenes armselige Dach da unten am Felsen mag für mich reden. Ach, wie gerne würde ich meinen Namen und allen mit ihm verbundenen Glanz hingeben, wenn ich dafür etwas Anderes einzutauschen vermöchte —"

„Was?" frug Felix.

„Lassen wir das; wir sprechen jetzt nicht von mir, sondern von Ihnen. Sie sollen nichts von Ihrem Stolz hingeben, Herr Doktor, aber dennoch bitte ich Sie, Ihren Entschluß nicht zu übereilen. Es gibt ja noch Tage genug zum Ueberlegen —"

„Und weshalb bitten Sie mich, gnädiges Fräulein?" frug Kern bewegt.

„Ist es nicht genug, daß ich Sie bitte!" entgegnete Wanda heftig, und er sagte mühsam, aber doch fest:

„Für einen Mann ist es nicht genug, Fräulein Wanda."

„Dann gehen Sie! Gehen Sie gleich, wenigstens von diesem Platze! Das ist wohl wenigstens eine Bitte, die mir als Mädchen zusteht, und die Ihnen als Mann genügen muß!"

Der Zorn und die Angst, welche plötzlich in dem Laut ihrer Stimme lagen, trieben ihn von der Bank empor, auf der er sich im Laufe des Gespräches an Wanda's Seite niedergelassen hatte.

„Ich gehorche," sagte er tonlos. „Sie zürnen mir, gnädiges Fräulein, und ich weiß nicht den Grund. Aber auch der Enkel eines Handwerkers weiß, was er einer Dame schuldig ist. Wenn ich morgen bei meinem Abschied von Griesheim nicht mehr die Ehre haben sollte, mich von Ihnen verabschieden zu dürfen, so bitte ich, diesen letzten Gruß als Abschied zu nehmen. Möge Gott Sie behüten, gnädiges Fräulein, und Ihnen die Erinnerung an diese Tage so freundlich gestalten, wie sie in meinem Gedächtniß haften wird."

Wanda v. Osten blickte dem langsam Davonschreitenden mit einem seltsam starren Blick nach. Dann, als seine hohe Gestalt zwischen den Felsen verschwunden war, legte sie plötzlich den Kopf in die Hände und begann bitterlich zu weinen. —

Um den einsamer gewordenen Platz flogen die schwarzen Vögel, von denen der Fels seinen Namen führte. Sie schlugen mit ihren schwarzen Flügeln in die stille blaue Luft und kreischten.

Wanda vernahm es nicht; sie blieb regungslos sitzen und blickte auch nicht empor, als nach geraumer Zeit die niederhängenden Zweige der Kiefern zu rauschen begannen, ohne daß auch nur der Hauch eines Windes ihre Wipfel berührt hätte.

Das Knistern und Rauschen kam immer näher, ein los-

gelöster Stein polterte in die Tiefe, und dann tauchte aus derselben Richtung, welche Felix Kern eingeschlagen hatte, der Kopf eines alten Mannes über dem grauen Gestein auf.

Es war Klaus Bode, der, auf einen Knotenstock gestützt, langsam den Berg hinanstieg.

Als er des Mädchens ansichtig wurde, blieb er stehen und griff sich mit einer hastigen Bewegung an die Stirn; in demselben Augenblick sah Wanda, durch ein Geräusch veranlaßt, empor und erhob sich mit einem Ruf des Schreckens von ihrem Sitz.

Bode nahm seinen schäbigen Filzhut vom Kopf, so daß die Sonne über seine kurzen grauen Haarwurzeln glitzerte, und sagte: „Sie brauchen nicht vor mir zu erschrecken, junges Fräulein, wenn ich auch vielleicht wüst genug aussehe, so thue ich doch keinem Menschen 'was. Ich bin nur eben da heraufgekeucht, um zu sehen, ob der Krähenhorst noch auf seinem alten Fleck steht; es ist ein guter Freund von mir, und ich habe ihn lange nicht aus der Nähe gesehen, recht lange nicht. Aber wenn Ihnen mein Anblick unangenehm ist, so kann ich wieder gehen — wieder gehen — —"

Er sagte die letzten Worte eigenthümlich zerstreut und machte eine zögernde Bewegung, als ob seine Augen sich von den Zügen des Mädchens nicht losreißen könnten, oder als ob eine Erinnerung über ihn gekommen sei aus längst verschollenen Tagen.

Wanda hatte sich schnell gefaßt. Es war ein alter, gebrechlicher Mann, der da vor ihr stand, und seine Haltung ließ nicht vermuthen, daß er etwas Schlimmes im Schilde führe. Seine Gesichtszüge waren nicht vertrauenerweckend, o nein, gewiß nicht, sie hatten sogar etwas Abschreckendes, aber das Unglück mochte auch über ihn hingeschritten sein, und Leid macht nicht schöner.

„Der Wald ist für uns Alle," sagte sie freundlich. „Ich habe hier lange genug gesessen, ich will Ihnen Platz

machen auf der Bank, denn Sie werden müde sein, Alter."

Bode fuhr sich mit der Hand über die Stirn. „Gesessen habe ich eigentlich auch lange genug, schönes Fräulein," entgegnete er kopfschüttelnd, „sogar recht lange. Aber freilich, mit dem Ausruhen dabei war das eine eigene Sache."

Dann schaute er sich um.

„Ja, wie ist mir denn? Da oben liegt der Krähenhorst und da unten das Schloß. Ich meine doch, es ginge noch irgendwo dazwischen durch ein Weg nach Griesheim, wenn die Dornen ihn nicht überwachsen haben und die Brennnesseln. Können Sie mir vielleicht den Weg sagen, liebes Fräulein?"

Wanda, die schon im Begriff stand, sich von den sonderbaren Alten zu entfernen, blieb stehen und sah zurück.

„Was wollen Sie bei meinem Vater?" frug sie rasch.

Die wenigen Worte machten auf Klaus Bode sichtlich einen tiefen Eindruck.

„Sie sind also das gnädige Fräulein?" sagte er langsam mit seltsamer Betonung. „O ja, nun weiß ich auch, daß meine Augen blöde geworden sind, sonst hätte ich Sie ja gleich erkennen müssen. Und Sie haben mit mir gesprochen, wie man mit einem Menschen redet. Ich hätte es ja gleich daran erkennen müssen, daß Sie gut und edel sind, wie ein Engel, oder besser wie ein Engel. Denn zu der alten Frau da unten ist kein Engel gekommen seit fünfundzwanzig langen Jahren, aber Sie sind zu ihr gekommen in die dunkle Hütte, und haben die weiße reine Hand auf ihre kranke Stirn gelegt. Ich wollte, gnädiges Fräulein, daß Sie ein Gleiches thun dürften bei einem unglücklichen Manne, der an keinen Gott geglaubt hat und an keine Barmherzigkeit — aber wenn ich Ihnen meinen Na-

men nenne, so müssen Sie sich von mir abwenden und mich verwünschen —"

Wie ein Schatten lief es über den Berg, es war eine Wolke vor die Sonne getreten, und der eingeschlafene Wind athmete auf, wie der Mensch es thut im schweren Traum.

Wanda v. Osten erbebte unter einem sonderbaren Schauer, der ihr über den Leib rann. Es waren vielleicht weniger die seltsamen Worte des unheimlichen Mannes, die ihr Herz klopfen machten, als seine weit geöffneten Augen, in deren plötzlich auftauchender Tiefe sie ein dunkles Räthsel las.

„Wer sind Sie?" sagte sie leise und athemlos. „Bei Gott dem Allmächtigen, wer sind Sie? — Oder nein, nennen Sie nicht Ihren Namen, geben Sie den Weg frei, ich bitte Sie darum, denn ich fürchte mich vor Ihnen."

„Sie werden meinen Namen doch erfahren," entgegnete Bode traurig. „Die Leute werden ihn heute oder morgen in die Welt hinaus schreien, und wenn die Leute es nicht thäten, dann würden die Bäume es thun, und der Wind und die Krähen. Die wissen auch warum, denn sie möchten mir nach den Augen hacken. Ich heiße Klaus Bode, gnädiges Fräulein, und ich bin derselbe Mann, von dessen Hand vor fünfundzwanzig Jahren ein Mensch erschlagen ward —"

„Mein Gott," sagte Wanda halblaut, „so hat er doch Recht gehabt, und vielleicht wußte er schon davon, und wollte mich vorbereiten."

„Ich bin der Bode," fuhr Jener fort, „und es wäre besser für mich gewesen, wenn die Herren Richter mich damals gleich zum Tode verurtheilt hätten. Denn nun werden Sie sich von mir abwenden und mich verfluchen, denn was wissen Sie davon, was es heißt, täglich und stündlich ein ganzes Leben hindurch eine schlimmere Strafe zu erleiden, als die Verdammten in der Hölle sie erdulden

müssen. Und Sie wissen nichts davon, daß ich ein ganzes Leben hindurch täglich und stündlich darauf gehofft habe —"

Er brach ab, und seine Kräfte schienen ihn zu verlassen. Er setzte sich auf die Steinbank, wo vorhin das Mädchen gesessen hatte, schlug die Hände vor das vergrämte Gesicht und brach in Thränen aus.

Wanda wollte sich stumm abwenden und gehen. Sie fürchtete sich nicht mehr, denn sie sah, daß dieser gebrochene Mann ihr kein Leid zufügen würde, aber sie stand zum ersten Male in ihrem Leben vor einem schweren Verbrecher, dessen Gestalt sie sich nur in Ketten und Eisen vorzustellen vermochte, und an die Stelle der Furcht trat das Grausen.

Aber dann überkam sie auch wieder ein tiefes Erbarmen mit dem Unglücklichen, der vielleicht niemals seit seiner dunkeln That den Laut einer menschlichen Stimme vernommen hatte, ohne zu zittern, den keine Kinderhand geliebkost und kein Frauenmund getröstet hatte, und der am Abend seines Lebens dazu verdammt war, über die Trümmer seiner eigenen Vergangenheit mit offenen Augen hinzuschreiten.

„Gott ist barmherzig," sagte sie leise, „und wir Menschen sollen wenigstens den Versuch machen, es auch zu sein. Sie haben schwer an meiner Familie gesündigt, alter Mann, aber um deswillen, was Sie gelitten haben mögen, und im Namen dessen, der für uns Alle litt, will ich Ihnen nicht fluchen. Sie können Ihre That noch sühnen, wenn auch nicht mehr an dem Todten, so doch an den Lebenden. Jenes unglückliche Weib da unten in der dunkeln Hütte — Ihr Weib, Klaus Bode — ward auch ein Opfer der unseligen That; in ihren Gedanken ist es noch finsterer geworden, als in ihrem Leben, schaffen Sie dort Wandel, und es wird Ihnen höher angerechnet werden, als Richterspruch und Strafe."

Der alte Mann erhob sich langsam und strich mit der Hand über seine Stirn. „Jawohl," murmelte er, „so sagen Alle. Sie können die richtige Ursache ja auch nicht wissen, und wir müssen schweigen — schweigen — schweigen. Wollen Sie mir die Hand geben, gnädiges Fräulein?"

„Nein," sagte Wanda schaudernd, „das dürfen Sie nicht von mir verlangen. Ich bin auch nur ein Mensch. Es klebt Blut an der Hand."

„Geben Sie mir die Hand," bat er noch einmal dringender, und aus seinen Augen brach ein fast irrsinniger Strahl. „Ich will dabei auf den Knieen liegen, und nur einmal die Spitzen Ihrer Finger berühren! Und dann will ich fortlaufen von hier, so weit mich meine alten Beine zu tragen vermögen, wenn Sie es befehlen, bis an das Ende der Welt. Und ich will Ihnen niemals wieder unter die Augen treten, ich will mich auf einen Wink von Ihnen dort hinunterstürzen, und Sie sollen vergessen, daß ich jemals gelebt habe — aber dieser eine Augenblick ist mein, und ich weiche nicht!"

Damit streckte er vorwärts tretend beide Hände nach dem Gewand des jungen Mädchens aus.

Wanda fühlte, daß die Knie unter ihr brachen, und sie schrie laut um Hilfe.

— — — — — — — — — — — —

Felix Kern hatte den abwärts führenden Fußpfad eingeschlagen. Er ging langsam in tiefen Gedanken und wußte nicht, wohin er gelangen würde. Nur einmal schrak er empor, als die Gestalt eines verdächtig aussehenden Mannes an ihm vorüber schlüpfte und den Berg hinanklomm — wie ein Raubthier. Dann fiel ihm plötzlich ein, daß Wanda sich möglicherweise noch auf dem Krähenhorst befinden und daß sie dort mit dem unheimlichen Menschen zusammentreffen könnte, und ohne weiteres Besinnen eilte er zurück.

Der Weg spaltete sich an einer Stelle, und in seiner Hast verfehlte er die Richtung; so lief er eine Weile in der Irre, fand endlich den richtigen Pfad wieder und betrat das Plateau gerade in demselben Augenblick, als Wanda, bis an den Fels zurückweichend, um Hilfe rief.

Als Klaus Bode seiner ansichtig wurde, ließ er die ausgestreckte Hand sinken und trat bei Seite.

„Ich habe nichts Schlimmes im Sinne gehabt, Herr," sagte er leise und demüthig. „Die junge Dame wurde durch meinen Anblick erschreckt, und es ist am Ende nichts Wunderbares. Ich gehe ja schon, Herr, und ich werde mich irgendwo verkriechen, daß es nicht zum zweiten Male vorkommt."

Dann entfernte er sich mit eiligen Schritten, und Felix fand keine Zeit, über die sonderbare Scene nachzudenken.

Wanda war auf der Bank zusammengesunken und lehnte das schöne blasse Haupt an die rauhe Wand des Felsens; eine dunkle Haarflechte fiel gelöst von ihrem Nacken, und sie griff mechanisch mit der Hand darnach, um sie wieder aufzustecken, aber es fehlte ihr dazu die Kraft. Es war keine eigentliche Ohnmacht über sie gekommen, und den flüchtigen Schreck hatte ihre elastische Natur rasch überwunden, aber dennoch lähmte ein eigenthümliches, durchschauerndes Gefühl ihr die Glieder.

Selbst als Felix sich über sie bog und ihre Hand ergriff, vermochte sie den Bann nicht abzuschütteln, sondern umschloß nur mit den zitternden Fingern die Rechte des Mannes, ihn festhaltend und halb zu sich niederziehend.

„Wanda," sagte Felix leise, „Sie sind in Sicherheit, denn ich bin wieder bei Ihnen. Es war eine Thorheit, daß ich fortging, verzeihen Sie mir!"

Das Mädchen schloß die Augen und lächelte wie im Traum.

„Nun ist Alles gut; Sie sind bei mir, und zürnen nicht! Und Sie werden nicht wieder fortgehen?"

Dann richtete sie sich plötzlich auf, eine dunkle Blutwelle fluthete jäh bis in ihre Schläfen, und sie griff mit beiden Händen in die gelösten Haare.

„Mein Gott, bin ich denn ohnmächtig gewesen? Was ist mit mir geschehen, Herr Doktor?“

„Es hatte sich eine Hand nach Ihnen ausgestreckt,“ entgegnete der junge Arzt lächelnd. „Ich weiß nicht, ob es die eines Unglücklichen oder eines Verbrechers war, oder vielleicht beides, ich weiß nur, daß ich nicht Willens bin, es zu dulden.“

„Es war ein entsetzlicher Mensch,“ stammelte das Mädchen schaudernd, „o, Sie können nicht wissen, wie schrecklich sein Anblick für mich war. Ist er fort?“

„Er ist fort, Fräulein Wanda, wir sind allein.“

Der eigenthümliche Laut seiner Stimme durchrann sie sonderbar. Allein mit ihm mitten im einsamen schweigenden Walde! Sie hatte vorhin nicht daran gedacht, nun verwirrte es sie.

„Wir wollen heimkehren,“ sagte sie, „ich fühle mich angegriffen. Bitte, Herr Doktor, geben Sie mir Ihren Arm, ich glaube nicht, daß ich ohne Ihren Beistand den schmalen Weg zurücklegen kann. Was müssen Sie nur von mir denken!“

Es blieb unbestimmt, worauf sich die letzten Worte bezogen, und auch Felix schwieg. Er führte das Mädchen sorgfältig über den gefährlichen Pfad, aber als sie den breiteren Waldweg erreicht hatten, hielt er den leise fortstrebenden Arm fest und sagte: „Wollen Sie von mir wissen, Fräulein Wanda, was ich denke?“

Sie schüttelte leise den Kopf und entgegnete: „Ich wollte Ihnen ja erzählen, wer der Fremde war —“

„Wollen Sie es heute — jetzt, wissen?“ fuhr er dringender fort,

„Heute nicht,“ sagte sie leise.

„Also doch später. Ich bin damit zufrieden. Ich werde morgen von hier fortgehen, Fräulein Wanda — in dieser Beziehung hat sich zwischen Ihnen und mir nichts geändert. Aber ich werde zurückkehren, vielleicht — hoffentlich bald. Sie wissen warum, Wanda, Sie müssen es wissen aus dieser Anrede, die Sie mir nicht als unziemend verweisen. Und dann werde ich Ihnen sagen, was ich heute denke, und Sie sollen mir eine Antwort darauf geben. Sind Sie mit diesem Vertrage zufrieden?"

„Ja," sagte sie, ihm offen in die Augen blickend, „ich bin damit zufrieden und ich füge heute hinzu, daß Sie ein Ehrenmann sind, dessen Achtung und Vertrauen mich stolz macht. Und nun werden Sie nicht wortbrüchig, sondern lassen Sie uns von etwas Anderem reden."

Felix küßte die Hand des Mädchens und gab ihren Arm frei.

Er fühlte, wie heftig sein Herz schlug, aber er schritt ruhig in ehrerbietiger Haltung neben ihr her, und ließ, nicht wunschlos, aber standhaft, die Holztauben in den Wipfeln der Bäume girren und locken, als ob der schmeichelnde Laut ihm nichts zu deuten und nichts zu verheißen hätte. —

Als das stumme Paar an der niedergewehten Rindenhütte vorbeikamen, wies Wanda auf das steinerne Kreuz.

„Jener Mann, den Sie in meiner Gesellschaft trafen," sagte sie leise, „hat mir seinen Namen genannt. Es ist Klaus Bode, der Mörder meines Großvaters."

„Ich ahnte es," entgegnete Felix düster.

„Er ist tief unglücklich," fuhr das Mädchen fort, „und ich habe Mitleid mit ihm. Aber ich vermochte dennoch nicht, ihm, wie er bat, die Hand zu reichen. Habe ich Unrecht gethan?"

„Wie kommen Sie darauf?"

„Ich weiß nicht," sagte sie nachdenklich. „Es ist wohl

natürlich, daß man sich vor der Berührung eines Verbrechers scheut. Aber in seinen Worten und in seinen Augen lag etwas Geheimnißvolles, was den Begriff zwischen Pflicht und Trieb verwirrte — es ist mir, als ob ein Schatten in mein Leben gefallen wäre, der mich nicht mehr verlassen wird."

— — — — — — — — — — — —

Dieses schwermüthige und ahnungsvolle Wort von einem kommenden Schatten verfolgte den jungen Arzt bis in die Stille der Nacht und bis in die Einsamkeit seines düsteren Thurmgemachs.

Er kniete vor seinem geöffneten Koffer und legte langsam Stück für Stück seiner Habe hinein. Während er die wenigen Sachen überblickte, und während aus jedem einzelnen Gegenstand mit grausamer Härte das Zeugniß eines kargen Wanderlebens zu ihm redete, breitete jener Schatten über ihn selbst und seinen frischen Muth die dunkeln Schwingen.

Hatte er recht gehandelt, und was sollte das werden?

Felix Kern wußte, daß er Wanda geliebt seit jenem ersten Augenblick, wo sie ihm in der schönen Gestalt weiblicher Barmherzigkeit entgegengetreten war, und er besaß das sichere Gefühl ihrer herzlichen Gegenneigung. Es war ja so leicht und so natürlich, daß ein einsam aufgewachsenes Mädchen ihr Herz dem ersten Manne schenkte, der mit ihrem Dasein in enge und vertraute Berührung kam, aber es war auch ein Unrecht, den leichten Sieg ohne Ueberlegung zu mißbrauchen.

Eine tiefe gesellschaftliche Kluft vermochte der junge Arzt zwischen sich und dem Mädchen nicht anzuerkennen; sie standen Beide auf der gleichen Bildungsstufe, und der anerzogene Freisinn des Mannes aus dem Volke sah in dem Adel nur einen Laut und keinen Vorzug. Aber Wanda war auch reich.

Felix Kern fühlte wie ein Kind des 19. Jahrhunderts, und jener Stoicismus, der den Reichthum verachtet, dünkte ihn Narrheit oder Heuchelei, aber er war sich mit dem feinen Empfinden des gebildeten Mannes bewußt, daß die wahre Freiheit der Ehe nur in einer Gleichheit beruhen kann, die sich nicht nur auf Güter des Geistes und Herzens beschränkt. Wenn er auch niemals im Stande sein konnte, Wanda ein Vermögen zu bieten, so mußte er wenigstens eine Stellung erobert haben, und die Möglichkeit, eine Frau zu ernähren. Und darum hatte er heute nicht jenes Wort gesprochen, das ihm auf den Lippen geschwebt hatte, und vielleicht niemals wieder so leicht gesagt werden konnte. Und dann kam die Zeit mit ihrem Wandel.

Wer konnte wissen, wie lange es währen mochte, bis das Wort gesprochen werden durfte, wer konnte wissen, ob Raum und Zeit nicht eine, nicht tausend Gestalten, Bedenken und Erwägungen zwischen die beiden Herzen schob, bis sie Beide vergaßen, was sie dereinst hatten sagen wollen, und die Erinnerung daran begruben, wie man einen Todten bestattet. —

Felix schloß den Deckel des Koffers, als wenn es ein Sargdeckel gewesen wäre, und stützte den Kopf in die Hand.

Nein, das war *sein* Schatten, aber nicht der ihrige! Sie wird harren und nicht vergessen, denn sie ist treu.

Und doch — „Es wird ein Schatten in mein Leben fallen —“

Wir glauben Alle an Ahnungen, auch wenn wir uns geistig frei wähnen. Wir glauben daran, weil die kommenden Ereignisse sich anmelden, wie eine Krankheit sich anmeldet durch ein Zucken im Gehirn und irgend ein anderes Zeichen. Die Folge lehrt ihr Kommen, und unsere Sinne sind nur zu stumpf, um ihre Gestalt zu erkennen und ihre Art; so

nennen wir Ahnung, was eigentlich einem Blick in die Ferne durch getrübte Linsen gleicht.

Felix Kern wußte, daß etwas kommen werde, und daß es sich wie ein Gewitter über dem Haupte der Geliebten zusammenziehe; er sah es deutlich mit den durch die Stille der Nacht geschärften Sinnen, und mit den Augen der Liebe, die nur Thoren blind nennen, und er griff dennoch in das Leere.

„Ich will meine Hand über Dir halten," sagte er leise, und dann überkam ihn plötzlich ein sonderbarer Gedanke, so sonderbar, daß er den Kopf rückwärts wandte, um zu sehen, ob nicht eine dunkle, geisterhafte Gestalt durch das Zimmer schreite, die zu ihm gesprochen habe mit den Lippen einer Todten. —

Er befand sich in dem Sterbezimmer von Wanda's Mutter, und wenn es wahr ist, daß Mutterliebe bis über das Grab dauert, so mochte sie vielleicht in diesem Augenblick aus der Tiefe oder aus der Höhe lautlos geredet haben.

Felix Kern dachte an die einsame Gestalt des Barons, wie sie scheu, gleich einem Verbrecher, im Saal vor dem alten Schranke gekauert und in den alten Papieren gewühlt hatte. Er entsann sich wieder jenes vergilbten Briefes von der Hand eines Verschollenen, den er damals nur gelesen hatte, um als Arzt einen Einblick in den Seelenzustand seines Patienten zu gewinnen, und ihn überkam ein plötzliches Gefühl der Angst.

Wanda selbst hatte es nicht ausgesprochen, aber sie hatte es angedeutet, daß die ruhelose und seltsame Art ihres Vaters — wie räthselhaft im Munde eines Kindes! — vielleicht auf eine verborgene Schuld zurückzuführen sei, und in den Augen des Mannes, die jetzt durch die Liebe geschärft waren, gewann diese Schuld plötzlich die Gestalt eines begangenen — vielleicht auch eines geplanten Verbrechens.

„Es wird ein Schatten in mein Leben fallen —“

Der junge Arzt fühlte — wie scharfsinnig doch die Liebe macht! — urplötzlich einen kriminalistischen Spürsinn in sich erwachen, von dessen Vorhandensein er früher keine Ahnung besessen hatte, den er lachend von der Hand gewiesen haben würde; er setzte sich vor seinen Schreibtisch, von dem schon die letzten Spuren seiner wissenschaftlichen Thätigkeit hinweggeräumt waren, und starrte nachdenklich auf die dunkel glänzende Platte, deren vielfache Tintenflecke die Spuren langjähriger Benutzung trugen.

Seine Gedanken beschäftigten sich mit jener seltsam geheimnißvollen, halbverwischten Bleistiftnotiz, die am Rande des Briefes verzeichnet gestanden und aller Wahrscheinlichkeit nach die nächtliche Arbeit des Barons hervorgerufen hatte.

Kern entsann sich genau dieser Worte: „Testamentsnachtrag abgefaßt — aufgehoben im Schr . . . . . —“.

Es konnte keinem Zweifel unterliegen, daß die Hand Desjenigen, an den der Brief gerichtet worden, diese Notiz geschrieben hatte; es handelte sich also um einen Nachtrag zu dem Testament, dessen Inhalt dem jungen Arzte wenigstens in seinen Hauptbestimmungen bekannt war.

Aber als Felix sich nun die letzteren vergegenwärtigte — die Enterbung des Sohnes zu Gunsten der weiblichen Nachkommenschaft der Tochter — da mußte er sich sagen, daß für Wanda der denkbar günstigste Fall eingetreten sei, und daß jede nur mögliche Abänderung des ursprünglichen Testaments niemals ihre Lage zu verbessern, wohl aber dieselbe wesentlich zu verschlechtern geeignet sein dürfte.

Und nun fiel es plötzlich wie ein Schleier von seinen Augen.

Wahrscheinlich hatte der alte Heidrich, durch die Bitten seines Sohnes gerührt, einen Nachtrag zu dem bereits aufgesetzten Testament abgefaßt, in welchem eine andere Vertheilung des Vermögens bestimmt wurde; und diesen

Nachtrag, der jedenfalls nicht in die Hände des Gerichts gelangt war, suchte Lutz v. Osten ausfindig zu machen.

Weshalb?

Felix Kern machte eine Bewegung mit der Hand, als ob er einen Schatten hinwegscheuchen wolle.

Er sah im Geiste wieder den adelsstolzen Mann, den letzten Sproß eines alten Geschlechts, mit zitternden Fingern wühlen — wühlen — wühlen. Das war nicht jene gramvolle sorgende Thätigkeit, die ein Zeugniß ausfindig machen möchte von wiedererwachter Vaterliebe und ausgleichender Gerechtigkeit; jenes Dokument sollte nicht an das Licht gebracht werden, um einem letzten Willen, wenn auch spät und wahrscheinlich zu spät, Geltung zu verschaffen, sondern es sollte nur noch einmal die Dunkelheit seines unbekannten Verstecks verlassen, um in eine ewige Nacht zurückzukehren —

In Rauch und Asche. — —

Ein Verbrechen um des eigenen Kindes willen — und ein Verbrechen, das wohl Keinem mehr Schaden bringen konnte, denn die Mauern jenes Karpathenklosters hatten vielleicht längst den letzten Seufzer eines Sterbenden aufgefangen, oder wenn der unglückliche Mann noch lebte, dann war er todt für die Welt und ihre Schätze.

Aber warum denn ein Verbrechen? Lutz v. Osten konnte ruhig mit jenem Briefe vor die Gerichte hintreten, er konnte behaupten, daß er ihn erst jetzt, erst heute unter den Papieren seines Schwiegervaters aufgefunden habe — vielleicht brauchte er hierin nicht einmal zu lügen — er konnte auf die Bleistiftnotiz hinweisen und sagen: „Helft mir den Nachtrag zum Testament suchen, ich weiß nicht, wo er sich befindet.“

Man konnte lange forschen ohne Erfolg, und das alte Testament, welches Wanda zu Erbin machte, blieb trotzdem in Kraft, denn wer wußte, was in dem Nachtrag stand?

Vielleicht nur eine großmüthige Verzeihung, vielleicht ein Almosen.

Und wenn er das nicht wollte, dann konnte er es liegen lassen, wo es lag, und nach dem verschollenen Schwager forschen, um ihn freiwillig zu entschädigen; oder er konnte die Todten ihre Todten begraben lassen.

Warum suchen?

Es thürmte sich Räthsel auf Räthsel, und nirgends ein Licht, nirgends ein Ariadnefaden.

Wanda wußte nichts von der ganzen Angelegenheit, das stand fest.

Aber mochte der Baron nach dem Testamentskodizill suchen, um durch seine Vernichtung ihr das Vermögen zu sichern, oder sich selbst die Zinsen desselben — so fest wie von dem Lichte der Sonne war Felix davon überzeugt, daß auch sie darnach forschen werde, nicht um es zu vernichten, sondern um sich einer ungerechten Habe zu entledigen und den Willen eines Todten zu erfüllen.

Und mit dieser Gewißheit im Herzen beschloß der junge Arzt das Geheimniß zu lösen, wenn anders seine Lösung möglich war.

Er fühlte, daß es ihm dereinst, wenn er Wanda's Gatte war, eine Qual sein werde, auch nur einen Heller unrecht erworbenen Gutes sein eigen nennen zu müssen, und als ob mit diesem Gedanken abermals die Hand eines Todten seine Stirn gestreift und seine Sinne geschärft habe, so wußte er plötzlich mit wunderbarer Klarheit, nach welcher Richtung er sein Forschen auszudehnen habe.

Die undeutliche Bleistiftnotiz des Briefes gab ihm einen Fingerweis.

Hinter den Buchstaben „Schr" war ein leerer Raum gefolgt, der mit einem wieder unsichtbaren Bleistiftstrich abschloß. Es war sonach hiermit der Satz oder die Notiz zu Ende gewesen, und es handelte sich nur um ein einziges

Wort, dessen Fortsetzung entweder absichtlich oder durch einen Zufall ausgelöscht worden war. Etwas Genaueres vermochte Felix hierüber nicht festzustellen, denn das Schreiben befand sich nicht mehr in seinen Händen und war aller Vermuthung nach von dem Baron wieder an sich genommen worden. Jedenfalls erschien es bedenklich, noch einmal den großen Saal zu betreten, und nach dem Briefe zu suchen, denn was unter dem Brausen des Sturmes geräuschlos geschehen konnte, war durch die grabesähnliche Stille dieser Nacht ein Wagestück, dem der vielleicht argwöhnisch beobachtete Mann sich nicht unterziehen mochte.

Aber die Gestalt der Bleistiftnotiz stand so lebhaft vor Kern's Augen, daß er sich nicht zu täuschen glaubte, und daher nur zu errathen hatte, welches Wort von dem alten Heidrich geschrieben worden war.

Dasselbe konnte „Schrank" heißen oder „Schreibtisch".

Lutz v. Osten schien das Erstere angenommen zu haben, denn er hatte in den Schränken gesucht, welche die Papiere des Kaufmannes enthielten, und er hatte wahrscheinlich aus eben diesem Grunde seine Nachforschungen mit diesen begonnen oder auf sie begrenzt.

Bis jetzt jedenfalls ohne Erfolg, und wahrscheinlich infolge einer irrigen Kombination.

Denn diese Schränke waren mit zusammengeschnürten und nach Jahrgängen geordneten werthlosen Geschäftspapieren angefüllt, und es erschien durchaus unwahrscheinlich, daß der ordentliche und vorsichtige Kaufmann ein wichtiges Dokument an dieser allgemeinen Sammelstelle aufgehoben haben sollte, selbst abgesehen von dem Umstand, daß er in diesem Falle, da mehrere Schränke vorhanden waren, nicht von nur einem Schrank geredet haben würde.

Bei Weitem wahrscheinlicher erschien dagegen die Annahme, daß ein Schreibtisch gemeint sein werde, da dieser

tägliche Genosse unserer Arbeiten auch dasjenige zu bergen pflegt, dem wir einen besonderen Werth beimessen.

Und an diesem Schreibtisch saß Felix Kern.

Heidrich konnte ja ihrer mehrere besessen haben, aber Wanda hatte gerade dieses alte ehrwürdige Möbel als Eigenthum des Großvaters bezeichnet, und die zahlreichen Tintenspuren bewiesen, daß es fleißig, und vielleicht bis zur letzten Lebensstunde des Todten benutzt worden war.

Dann aber wahrscheinlich nicht mehr.

Die Tochter Heidrich's war bereits einen oder zwei Tage vor ihrem Vater verschieden, und das Kind, der eigentliche Erbe, an jenem Tage geboren worden; selbst wenn die in das Schloß geschafften Möbel des Kaufmannes nicht an ein Verbrechen gemahnt hätten, würde man sie schwerlich in Gebrauch genommen haben, denn nur die Pietät hängt an altem Hausrath.

So hatte man wohl auch diese Erinnerung in einen staubigen Winkel verbannt, und erst wieder an das Licht des Tages geschafft, als ein Fremder die Benutzung übernehmen sollte.

Felix Kern hatte den Schreibtisch während seines kurzen Aufenthaltes in Griesheim vielfach gebraucht. Sämmtliche Fächer waren leer gewesen, aber er hatte erst Staub und Spinnengewebe entfernen müssen, bevor er seine Papiere einräumen konnte.

Wenn sich dennoch in diesem Schreibtisch das angedeutete Schriftstück wirklich befinden sollte, so mußte irgendwo ein Geheimfach vorhanden sein, und die alterthümliche Beschaffenheit des aus der Rokokozeit stammenden Möbels ließ allerdings auf irgend einen gut versteckten Mechanismus schließen.

Felix Kern legte seine Hand prüfend auf die tiefbraune Mahagoniplatte und schüttelte den Kopf.

„Ich werde mich wohl vergeblich bemühen,“ murmelte

er, „die Kunsttischler des vorigen Jarhunderts waren sehr geschickt und machten ihre Sache gut. Das war die Zeit der Geheimnißthuerei!“

Er entsann sich eines Falles aus seinen Kinderjahren; da hatten die umherstöbernden Geschwister in einem uralten Sekretär durch Zufall ein Geheimfach entdeckt, dessen Vorhandensein Familiensage gewesen war; aber sie hatten darin nichts gefunden, als einen todten Ohrwurm. Und der Ohrwurm war wohl Tags zuvor noch am Leben gewesen.

„Na, es gilt den Versuch!“

Der Aufsatz des Schreibtisches bestand aus drei Abtheilungen, über denen sich wiederum eine flache Schiebelade befand; die beiden Seitenabtheilungen enthielten querlaufende Fächer, während die mittlere zur Aufnahme des Schreibzeugs bestimmt zu sein schien. Ihr Boden zeigte eine glatte eingelegte Fläche, während die Hinterwand durch einen Spiegel gebildet ward.

Felix sah hinein und erblickte sein eigenes Gesicht, aber seine Züge erschienen unheimlich blaß und verzerrt, und er stand schon im Begriff, die Thür wieder zu schließen um den peinlichen Anblick los zu werden. Da fiel ihm ein, daß gerade der Spiegel in alten Schlössern und alten Möbeln als bequemes Mittel zur Verdeckung geheimer Zugänge und verborgener Fächer benutzt zu werden pflegte, und seine Finger tasteten an der glänzenden Fläche, um zu versuchen, ob sie sich wohl hinwegbewegen lasse.

So? nein. Aber so? auch nicht!

Alles Schieben und Drücken half nichts, die Spiegelwand regte und rührte sich nicht. Wenn etwas an der Sache war, dann mußte es auf eine andere Art versucht werden.

Die untere Fläche oder der Boden des Faches war mit Arabesken eingelegt, und in ihrer Mitte befand sich

die Gestalt eines Drachen. Die Phantasie des Künstlers hatte den Kopf des Fabelthieres in ganz vorzüglicher Weise aufgefaßt, man schrak fast zurück vor dem aufgerissenen Rachen und dem einzigen vorliegenden Auge.

Aber als Felix das kleine Meisterwerk genauer betrachtete, da entdeckte er plötzlich, worauf die eigenthümliche Wirkung dieses Auges beruhte. Dasselbe schien nicht nur vorzuquellen, sondern es war in der That, wenn auch nur ganz wenig erhaben, und verdeckte auf diese Weise durch seine seltsame Wirkung ein anderes Geheimniß.

Ein Geheimniß, dessen Ergründung nunmehr so einfach erschien, daß Felix über die Naivetät des alten biederen Meisters lächeln mußte.

Er legte seinen Finger auf das erhabene Drachenauge, drückte ein wenig, und sah ohne allzu großes Erstaunen, daß die Spiegelwand sich nach hinten bewegte. Die Lösung lag offen zu Tage, Felix brauchte nur noch in die entstande Spalte zu greifen, und die nach vorne zu stufenförmig gearbeitete Bodenfläche des Faches herauszuschieben, um die sicherlich darunter befindliche Vertiefung bloß zu legen.

Aber seine Hand zögerte einen Moment mit der Ausführung dieser Bewegung. Die Erwartung dessen, was da kommen werde, hatte vielleicht einen bedeutenden Antheil an dem unwillkürlichen Hinausschieben der Entscheidung, die heranschleichende Geisterstunde mit ihren geheimnißvollen Beziehungen übte unter den obwaltenden Verhältnissen selbst auf die Seele des freidenkenden Mannes ihre magische Wirkung, aber aus der tiefen Stille löste sich vor dem geistigen Ohre des Einsamen eine Stimme und frug: „Was willst Du thun?"

Felix Kern sah über die düster brennende Lampe hinweg in den Schatten des weiten Gemaches.

Vor seinen Augen zogen sich die Wände eng und

enger zusammen, Stück um Stück des braunen Getäfels sank herunter, und eine nackte, weißgetünchte Wand kam zum Vorschein. Stück um Stück des alterthümlichen Hausraths zerfloß in wesenlosen Nebel, und an seine Stelle trat ein harter Schragen, ein Betpult und ein Kruzifix.

Felix Kern sah im Geiste in eine Klosterzelle, und er sah einen graubärtigen Mann vor dem Bilde des Erlösers knien und lautlos beten.

„Vergib uns unsere Schuld —"

Was hatte denn jenen unglücklichen Mann in die Ferne getrieben, was hatte ihn aus dem bunten lockenden Leben zwischen die einsamen Mauern eines Klosters gedrängt, und welcher nagende Gedanke mochte ihm das Leben, wenn er noch am Leben trug, durch Tag und Nacht zu einer ewigen Buße gestalten? Es war die größte und unnatürlichste Schuld, die ein vom Weibe Geborener auf sich zu laden vermag; er hatte gefehlt gegen das Gesetz, dessen Erfüllung einen Segen auf Erden, und dessen Uebertretung einen Fluch auf Erden in sich birgt.

Wohl war der Fluch von dem Munde, der ihn einst ausgesprochen hatte, zurückgenommen worden, aber der davon Betroffene wußte es nicht. Heidrich hatte die Zeit gefunden, das Testament abzuändern, aber bevor er seinem Sohne davon Mittheilung machen konnte, hatte ihn die Mörderhand getroffen; wie wäre es sonst möglich gewesen, daß der Flüchtling verschollen blieb, daß er nicht einmal heimkehrte, um am Grabe seines Vaters zu beten?

Er hatte keine Kunde erhalten und war mit der Schuld auf dem Herzen gestorben, oder trug noch die Last auf seiner Seele.

Warum sollte er nicht mehr leben? Der Menschen Leben währt doch nach dem Worte der Schrift siebenzig Jahre, und der Mönch Anselmo konnte noch kaum das sechzigste erreicht haben. Die ewige Gerechtigkeit sendet

den Schuldigen nicht in ein frühes Grab, sie häuft zu der Schuld die Jahre.

Diese Gedanken gingen dem jungen Arzte durch den Sinn, während seine Hand auf dem verborgenen Fach ruhte, und dann sagten seine Lippen: „Gold und Silber wird Dir nicht mehr frommen, Du unglücklicher Mann, aber um Deiner Ruhe willen —“ und dann schob er mit einer raschen entschlossenen Bewegung den Boden des Faches zurück.

Es ward eine Vertiefung sichtbar, und darin lag ein zusammengefaltetes Stück Papier.

Felix nahm mit zitternden Händen das Papier heraus; es war so merkwürdig klein, und glich so gar nicht einem wichtigen Dokument.

Und als Felix das schlicht zusammengefaltete Papier öffnete, lasen seine erstaunten und verwirrten Augen nur vier Worte, die mit blasser Tinte in großen Zügen die weiße Fläche durchquerten: „Laß die Todten ruhen!“

(Fortsetzung folgt.)

Der Vetter des Kaisers.

Historische Novelle

von

Gregor Samarow.

Mit Illustrationen von R. Knötel.

(Nachdruck verboten.)

1.

Der Staatsstreich des 2. Dezember 1851 war ausgeführt. Louis Napoleon hatte die letzte Schranke niedergeworfen, welche ihn noch von der absoluten Herrschaft über Frankreich trennte, das er als Flüchtling verlassen und als verspotteter Abenteurer wieder betreten hatte.

Der Prinz-Präsident, über dessen Haupt schon die Morgenröthe des zweiten Kaiserreichs ihren immer helleren Schimmer leuchten ließ, saß in seinem Kabinet und las die Berichte, welche von dem General Magnan und dem Polizeipräfekten Pietri in schneller Folge über die Zustände in Paris einliefen.

Louis Napoleon war damals noch eine elegante Erscheinung. Sein schlanker Wuchs ließ seine Gestalt größer erscheinen, als sie in der That war; sein bleiches Gesicht mit der breiten, von dem blonden, vollen und sorgfältig frisirten Haar umgebenen Stirn und dem starken, militärisch gestutzten Bart, hatte noch jugendliche Züge und zeigte in seiner undurchdringlichen Ruhe die Willenskraft,

mit welcher er sich und Andere beherrschte, ohne jemals seinen letzten Gedanken errathen zu lassen; seine halb geschlossenen Augen bildeten einen Schleier für die fremden Blicke, welche in sein inneres Wesen einzudringen suchten, und nur zuweilen öffneten sie sich groß und weit, um einen Glanz auszustrahlen, der Diejenigen, mit denen er sprach, bald durch seine bestrickenden Reize bezauberte, bald in Furcht und Schrecken versetzte.

An einem Seitentisch saß sein langjähriger Vertrauter, der hagere und trockene Mocquard mit dem faltigen, sarkastisch lächelnden Gesicht und dem kurzen, dunklen Haar — der einzige Mensch vielleicht, vor dem der Prinz kein Geheimniß hatte und der es verstand, auch aus einem halben Wink, aus einem hingeworfenen Wort dessen Gedanken und Pläne zu verstehen. Er war eifrig beschäftigt, Proklomationen zu entwerfen und Befehle an die bürgerlichen und militärischen Behörden in den Provinzen zu senden.

Ueber das Gesicht des Präsidenten glitt ein feines triumphirendes Lächeln, als er eine ihm eben überbrachte Depesche gelesen hatte.

„Alles ist gelungen,“ sagte er, Mocquard das Blatt hinüberreichend, „der Straßenaufstand ist niedergeworfen. Gut war es nur, daß es zum Losbruch gekommen ist, ehe der Aufstand besser organisirt war; jetzt hat es wenig Mühe gekostet, die Empörer niederzuwerfen, und doch ist ein heilsamer Schrecken verbreitet worden. Es wird nun unseren Feinden lange nicht wieder gelingen, die Massen aufzurühren und auf die Barrikaden zu stellen.“

„Immerhin wird es gut sein,“ erwiederte Mocquard, „die Garnison von Paris nachdrücklich zu verstärken und die ergebenen Regimenter aus den Provinzen heranzuziehen, denn in entscheidenden Momenten, in denen es sich um eine große Zukunft handelt, muß man nach meiner Meinung immer mit den ungünstigen Umständen rechnen.“

Der Präsident nickte zustimmend, und Mocquard fuhr nach der vor ihm liegenden Liste in der Ausfertigung seiner Befehle fort.

Tiefe Stille herrschte in dem Kabinet, das zum Mittelpunkt der unumschränkten Regierung in Frankreich geworden war. Der Präsident hatte den Kopf in die Hand gestützt. Von weit her hörte man Trommelschlag und militärische Signale herübertönen.

Des Prinzen Kammerdiener trat ein und meldete, daß ein junger Marinelieutenant den Präsidenten zu sprechen wünsche. „Er bittet sehr dringend um Gehör," sagte er entschuldigend, als Louis Napoleon ihn mit unmuthig strafendem Blick ansah.

„Ich gebe jetzt keine Audienzen," sagte der Präsident kurz, und Mocquard fügte hinzu:

„Man muß vorsichtig sein in diesem Augenblick. Die Geister sind erregt, und ein Dolchstoß oder eine Pistolenkugel sind sehr einfache Mittel, um den Lauf der Weltgeschichte zu Gunsten der Republikaner zu beeinflussen."

„Ich fürchte die Attentate nicht," sagte der Prinz-Präsident, stolz das Haupt erhebend, „doch ich habe keine Zeit für irgend einen Bittsteller. Hat er seinen Namen genannt?"

„Graf v. Camerata," erwiederte der Kammerdiener.

„Der Graf v. Camerata!" rief der Prinz, „der Enkelsohn meiner Tante Elisa? Er soll kommen — sogleich — es ist ein freundlicher Wink des Schicksals, daß mir am heutigen Tage ein Sprößling aus dem Blute des großen Kaisers entgegentritt!"

Er stand auf und that einen Schritt nach der Thür hin, durch welche soeben ein junger, schlank gewachsener Mann von etwa vierundzwanzig Jahren in der Uniform eines Marinelieutenants eintrat. Sein fein geschnittenes, geistvolles Gesicht mit den großen dunklen Augen, der hohen vorwärts gewölbten Stirn, auf welche kurzes, leicht

gelocktes Haar herabfiel, erinnerte an den großen korsischen Welteroberer, nur war der Ausdruck in dem Gesicht des jungen Grafen Camerata weicher, als in dem wie aus Marmor gemeißelten Antlitz des siegreichen Imperators.



Eine gewisse schwermüthige Träumerei lag in seinen Augen und auf den feinen Lippen, welche an die Porträts der schönsten Schwester Napoleon's I., der Fürstin Elisa Bacciochi, erinnerten, deren Tochter, Napoleone Elisa, mit dem Grafen Camerata vermählt, aber nach kurzer Ehe von demselben getrennt war.

Der junge Graf Napoleon Camerata trat seinem Oheim mit freiem Anstand entgegen und sagte: „Ich habe mich, mein Oheim, von Ihnen fern gehalten, weil ich nicht dem Verdacht ausgesetzt sein wollte, von Ihnen etwas zu erbitten und durch verwandtschaftliche Gunst meine Laufbahn zu machen. Jetzt haben Sie einen schweren, ernsten Kampf aufgenommen, der in seinem weiteren Verlauf Gefahren bringen kann und allen Ihren Freunden, besonders aber allen Denen, welche durch die Bande des Bluts mit Ihnen verbunden sind, die Pflicht auflegt, sich um Sie zu ververeinigen. Ich hörte von den neuesten Ereignissen auf dem Schloß meiner Mutter in der Normandie, wo ich mich auf Urlaub befand, und komme, um mich Ihnen zur Verfügung zu stellen. Meine Jugend und meine mangelnde Erfahrung sollen aufgewogen werden durch meine treue Hingebung und durch meinen Muth, allen Ihren Feinden zu trotzen. Stellen Sie mich dahin, wo diese Feinde am zahlreichsten, und wo die Gefahr am größten ist, und ich werde für Sie und für den Ruhm Frankreichs zu sterben wissen."

Der Prinz-Präsident nahm die Hand des jungen Mannes und sein Auge blickte mit dem Ausdruck fast zärtlicher Theilnahme in dessen jugendfrisches Gesicht.

„Ich danke Ihnen, Vetter," sagte er, „daß Sie gekommen sind und daß Sie Vertrauen haben zu dem Stern meines Hauses, den ich in fester Zuversicht über meinem Haupte leuchten sehe. Wie Sie mich erinnern an Ihre Großmutter, die ich ja freilich nur in ihrem Alter noch gekannt habe, und an meinen erhabenen Oheim! Sie haben Recht. Wenn ich auch heute gesiegt habe, so lauern noch Gefahren ringsum, und der Weg ist noch weit zu dem Ziele der Wiederaufrichtung des Ruhmes und der Größe Frankreichs, diesem stolzen kaiserlichen Bau, den einst fremde Uebermacht zerstörte, und der nun in dem

Geiste des großen Kaisers sich wieder erheben kann. Bleiben Sie bei mir — Sie sind von dem Geiste erfüllt, dessen ich bedarf; und das Blut unseres Hauses fließt in Ihren Adern. Sie werden mich verstehen, Sie werden mein Freund sein."

„Ich danke Ihnen, mein Oheim," rief Graf Camerata, in stolzer Freude erglühend, „und werde mein Leben daran setzen, Ihr Vertrauen immer mehr zu rechtfertigen. Was befehlen Sie, daß ich thun soll? Ich glaube, daß ich Ihnen im Seedienst weniger nütze, als wenn ich mich Ihnen hier zur Verfügung stelle, und möchte mir die Bitte erlauben, daß Sie darnach über meine Dienste verfügen wollen."

„Gut," sagte Napoleon, „bleiben Sie bei mir, ich werde den Marineminister benachrichtigen und behalte mir die weitere Bestimmung vor."

Er stand nachdenklich da und schwieg. Der junge Mann schien ein Zeichen zu erwarten, daß die Audienz beendet sei.

Da meldete der Kammerdiener den General Magnan, welcher kam, um dem Präsidenten persönlich die gänzliche Unterdrückung des Straßenaufstandes zu melden.

Louis Napoleon umarmte den General, der in der bestäubten Uniform mit seinem ergrauenden Haar und dem fast schon weißen Schnurrbart eine schöne militärische Erscheinung war, und dankte ihm mit herzlichen Worten für die geleisteten Dienste.

Dann erschienen der elegante Graf Morny; Fialin de Persigny mit seinem gelockten Haar, seinem welken Gesicht und seiner etwas an den Cirkus erinnernden Erscheinung; der General Saint Arnaud und die übrigen Mitglieder des Staatsraths, welche der Präsident zu einer Sitzung berufen hatte, um über die zunächst zu treffenden Maßregeln zu berathen. Alle brachten dem neuen, unum-

schränkten Gebieter Frankreichs ihre Glückwünsche dar, Allen dankte er mit wenigen herzlichen Worten für die Dienste, die sie ihm in dem wichtigen Wendepunkte der Geschichte Frankreichs und seines eigenen Schicksals geleistet.

Der junge Seeoffizier stand verlegen seitwärts.

Endlich, als die meisten der eingetretenen Herren sich nach dem von Mocquard geöffneten Berathungszimmer begeben hatten, um an dem großen Sitzungstisch sich hinter ihre Sessel zu stellen, näherte er sich dem Präsidenten, um sich zu verabschieden.

„Bleiben Sie!“ rief der Präsident. Damit legte er seinen Arm in den des jungen Mannes und führte diesen in das Sitzungszimmer.

„Meine Herren,“ sagte er mit der ihm eigenen etwas gedämpften Stimme, „ich habe die Ehre, Ihnen hier den Grafen Napoleon Camerata, den Enkel der Schwester des Kaisers, der Prinzessin Elise Bacciochi, vorzustellen. Er gehört in Ihre Mitte, er wird an unserer Berathung theilnehmen; ich habe ihn soeben zum Mitglied des Staatsraths ernannt. — Nehmen Sie Platz, Vetter! — Sie sehen,“ fügte er mit seinem liebenswürdigen Lächeln hinzu, „daß ich sogleich Ihrer Dienste bedarf.“

Die Herren traten sämmtlich heran, schüttelten ihrem neuen Kollegen die Hand und begrüßten ihn mit verbindlichster Artigkeit.

Der Graf Camerata war ganz blaß geworden, er vermochte diese überraschende Erhebung zu einer der ehrenvollsten Stellungen im Staatsdienst kaum zu fassen.

„Gnädigster Herr,“ sagte er, sich vor dem Präsidenten tief verneigend, „wie werde ich im Stande sein, für so viel Güte zu danken, so viel Vertrauen zu rechtfertigen?“

„Kommen Sie,“ erwiederte Graf Morny, „wer dem Vaterlande ernstlich dienen will, findet dazu immer Gelegenheit und Kraft.“

Er schob einen Sessel heran, und der neuernannte Staatsrath nahm als der jüngste in dem Kreise seinen Platz ein.

Es handelte sich um die Maßregeln, welche zu treffen sein würden, die Ordnung aufrecht zu erhalten und immer mehr zu befestigen, um einem neuen revolutionären Ausbruch vorzubeugen.

Persigny erklärte, daß dazu die bloße Militärmacht nicht genüge, und daß es nothwendig sei, ein besonderes Sicherheitsgesetz zu erlassen, das der Regierung sehr ausgedehnte Vollmachten ertheilen müsse, um eine in alle Kreise der Gesellschaft dringende polizeiliche Ueberwachung auszuüben und den Verschwörungen der Republikaner, der Orleanisten und auch der Legitimisten, welche mit neuem Eifer sich organisiren würden, überall nachzuspüren und sie unschädlich zu machen.

Der Entwurf eines solchen Gesetzes war fertig und wurde vorgetragen. Das Gesetz sollte nach diesem Entwurf die rücksichtslose Willkür des Wohlfahrtsausschusses von 1793 wieder herstellen und zugleich den ganzen polizeilichen Apparat, den Fouché einst unter dem ersten Kaiserreich spielen ließ, wieder in Thätigkeit setzen.

Persigny entwickelte in eingehender Rede die Nothwendigkeit der vorgeschlagenen Maßregel und die sichere Wirksamkeit derselben. Die Anderen stimmten mehr oder weniger eifrig zu und sprachen der Fassung des Sicherheitsgesetzes ihren Beifall aus.

Der Prinz-Präsident saß schweigend da, kein Muskel seines Gesichts bewegte sich. Er kräuselte mit der Hand die Spitze seines Schnurrbarts, seine Augenlider waren gesenkt, es wäre unmöglich gewesen, in seinem Blick oder in seinen Gesichtszügen irgend einen Ausdruck zu entdecken.

Er fragte die Anwesenden nach der Reihe ihrer Rangfolge um ihre Meinung.

Mocquard, der Sekretär des Präsidenten, der das Protokoll führte, notirte, ohne aufzublicken, die abgegebenen Stimmen.

„Und Sie, Graf Camerata?“ sagte der Präsident, seinen verschleierten Blick auf das jüngste Mitglied dieser Versammlung richtend.

„Kaum wage ich, zu antworten,“ erwiederte der Graf, „aber es ist ja meine Pflicht, hier meine aufrichtige Meinung und Ueberzeugung auszusprechen, und wenn dieselbe von dem Urtheil so vieler würdigeren und erfahrungsreicheren Herren abweicht, so darf ich sie nun um so weniger zurückhalten, da sie wohl kaum schwer in die Wagschale der Entscheidung fallen dürfte.“

Die Augen der Präsidenten öffneten sich ein wenig. „Sprechen Sie ganz nach Ihrer Ueberzeugung,“ sagte er, „das ist Alles, was ich von jedem meiner Rathgeber verlange, und der beste Dienst, den Sie mir leisten können.“

„Nun denn, Herr Präsident,“ sagte Graf Camerata ein wenig zögernd, „so muß ich es aussprechen, daß nach meinem Gefühl ein solches Gesetz, wie es soeben hier vorgetragen wurde, keine Bürgschaft der Ordnung bieten kann, daß es vielmehr die größten Gefahren in sich birgt.“

Ein überlegenes Lächeln zuckte um Persigny's Lippen. Mehrere schüttelten die Köpfe und zuckten die Achseln. Mocquard blickte auf. Der Präsident stützte den Kopf in die Hand.

Der Graf Camerata führte nun aus, daß das ganze französische Volk in seiner großen Mehrheit, soweit er darüber urtheilen könne, die feste Begründung der Ordnung mit Freude und Vertrauen begrüße und eine weitere Entwickelung der Verhältnisse nach dem historischen Vorgange der ruhmreichsten Epoche aus der französischen Geschichte mit gleicher Freudigkeit aufnehmen werde — ein Sicherheitsgesetz aber, das der grausamen Tyrannei der Schreckens-

herrschaft nachgebildet sei, würde das Nationalgefühl tief verletzen und als ein Beweis furchtsamen Mißtrauens der Regierung erscheinen. Eine Entwickelung polizeilicher Spionage, wie sie leider zur Zeit des ersten Kaiserreichs geübt worden sei, errichtete dem Chef des Staats eine zweite unkontrolirbare Gewalt, welche ein Hemmniß für die Regierungsautorität selbst bilde, und von Fouché, dem großen Polizeiminister, zum Verrath an seinem kaiserlichen Herrn benutzt worden sei. Eine solche Institution würde nicht die ruhmreichsten, sondern die schlimmsten und traurigsten Erinnerungen an das Kaiserreich wachrufen und einer Wiederaufrichtung desselben in der Stimmung des Volkes schwere Hindernisse bereiten.

Der junge Marinelieutenant sprach zuerst stockend und schüchtern, immer mehr aber riß ihn seine Ueberzeugung hin, so daß er endlich mit glühender Beredtsamkeit seine Meinung darlegte und vertheidigte.

Als er geendet und, wie über seine eigene Kühnheit erröthend, sich tief verneigte, hob der Präsident den Kopf empor, seine Augen waren weit geöffnet und strahlten in dem ihnen eigenen wunderbaren Glanz.

Graf Morny klatschte leicht in die Hände und rief: „Bravo. Graf Camerata hat mich überzeugt, ich bekenne mich zu seiner Meinung!“

Persigny lächelte noch immer spöttisch. Die meisten Anderen blickten schweigend vor sich nieder.

„Ich danke Ihnen, mein lieber Persigny,“ sagte der Präsident, „für den neuen Beweis Ihrer Freundschaft und Ergebenheit, den Sie durch dieses Gesetz mir und meiner dem Wohle Frankreichs verbundenen Sache leisten wollten. Ich begreife, daß Sie Alle der neuen Ordnung, welche ich mit Mühe und Gefahr aus dem Chaos der Revolution herausgearbeitet habe, möglichst feste Grundlagen haben geben wollen, aber ich muß dennoch dem Grafen Camerata

zustimmen. Nicht die trüben Erinnerungen der Kaiserzeit will ich erwecken, ich will meine Gegner nicht verfolgen und vernichten, sondern ich will sie überzeugen und für meine Sache gewinnen. Die Unversöhnlichen niederzuwerfen, dazu bietet mir, wie diese letzten Tage beweisen, das bestehende Recht und die bestehende Macht Mittel genug. Vertrauen muß das Volk zu mir gewinnen, und das kann nur dann geschehen, wenn ich selbst Vertrauen in meinen Namen und meine Sache setze. Zürnen Sie mir Alle nicht, daß ich Ihren Rath nicht annehmen kann. Ich muß meinen eigenen Weg gehen, über dem mein Stern leuchtet, dessen Strahl ich in mir fühle, und der mich sicher zu meinem Ziel leiten wird!"

Er stand auf und verneigte sich ringsum.

Dann ging er zuerst zu Persigny, dem er nochmals mit herzlichen Worten dankte, und sagte jedem Einzelnen etwas Verbindliches, so daß von allen Gesichtern der Mißmuth schwand. Endlich trat er zum Grafen Camerata, dem er nur stumm die Hand drückte, aber aus seinen Augen traf den jungen Mann ein warmer, fast väterlicher Blick, so daß dieser bewegt sich auf die Hand seines Oheims niederbeugte, in dem sich für ihn die Größe und der Ruhm des Kaiserreichs verkörperte.

Der Präsident entließ die Versammlung. Nur die Generäle Magnan und St. Arnaud hielt er zurück. Auch der Graf Camerata blieb, da er noch seine besondere Entlassung und weitere Befehle erwartete. „Sie werden mein Gast im Palais Elysée sein," sagte Napoleon zu ihm, „bis Sie sich in Paris eingerichtet haben. Ich werde Ihre Entlassung aus dem Marinedienste verfügen, der mit Ihren jetzigen Amtspflichten sich nicht mehr vereinigt. Jetzt begleiten Sie mich. Ich will ausreiten."

„Ausreiten?" rief Magnan. „Bedenken Eure Hoheit, daß eben erst die Empörung niedergeworfen ist."

„Gerade darum," sagte Louis Napoleon lächelnd. „Ich bin begierig, zu sehen, wie die gute Stadt Paris aussieht, nachdem sie sich selbst wiedergegeben ist. Soll man etwa glauben, daß ich mich fürchte? Die Pariser würden ja dann jeden Rebellen und jeden Verschwörer für muthiger halten als mich!"

Er gab seine Befehle. Die Pferde aus seinem Marstall wurden vorgeführt, und nur von den beiden Generälen, seinem Adjutanten, dem Obersten Fleury und dem jungen Grafen Camerata begleitet, ritt er durch die Stadt.

Die Truppen, welche zum Theil noch die Straßen besetzt hielten, begrüßten ihn mit lauten Zurufen; aus vielen Fenstern wurden ihm Grüße zugerufen, und wo der Verkehr wieder hergestellt war, drängte sich das Volk mit lauten Hochrufen heran.

Der junge Marinelieutenant, welcher heute seine Uniform zum letzten Male trug, blickte mit stolzer Begeisterung umher, er schwor sich, daß sein Leben und seine ganze Kraft und Hingebung dem Prinzen gehören solle, der ihn so hoch erhoben hatte.

Als er mit dem Präsidenten in dessen Kabinet zurückkehrte, blickte Mocquard fragend auf.

„Es ist vortrefflich gegangen," sagte Louis Napoleon lächelnd. „Das Volk hat gesehen, daß ich der Herr bin, und daß es Niemand gibt, vor dem ich mich fürchte. Paris hat die eiserne Hand gefühlt, wir dürfen jetzt den Sammethandschuh darüber ziehen."

„Gnädigster Herr," sagte Graf Camerata, „heute hat man gerufen: ‚Es lebe der Präsident!' bald wird man rufen: ‚Es lebe der Kaiser!'"

„Still, mein junger Freund," sagte Louis Napoleon abwehrend, „ein jedes Wort hat seine Zeit und darf nicht ausgesprochen werden, bevor seine Zeit gekommen ist."

Er befahl, dem Grafen seine Zimmer anzuweisen, und

setzte sich in seinen Lehnstuhl, die Augen wie träumend geschlossen und die bläulichen, duftenden Wölkchen einer türkischen Cigarette in künstlichen Ringen vor sich hinblasend.

2.

Schnell, auf gerade aufsteigender, geebneter Bahn, schritt Louis Napoleon dem Ziele zu, das er von seiner Jugend auf mit fatalistischer Zuversicht verfolgte. Seine Macht wurde täglich unumschränkter, alle Würdenträger waren nur seine Stellvertreter und Sekretäre, und so sehr er beim Beginn seiner Laufbahn die Rolle des Brutus gespielt und den Schein geistiger Beschränktheit um sich verbreitet hatte, um so deutlicher und bestimmter zeigte er jetzt die Selbstständigkeit seines Geistes und die unbeugsame Festigkeit seines Willens.

Das Palais Elysée nahm immer mehr das Ansehen eines monarchischen Hofes an. Die grüngoldenen Livreen des napoleonischen Hauses, die Uniformen, die Gala-Anzüge der amtlichen Würdenträger ließen das äußere Bild des ersten Kaiserreichs wieder erscheinen. Das Ceremoniell, welches der Präsident allmälig immer mehr und mehr verschärfte, ließ vergessen, daß man sich in den großen Festsälen bei dem Oberhaupt einer Republik befände, und jeder trug seinen Theil dazu bei, den Uebergang zur Monarchie so unmerklich und zugleich so schnell als möglich zu vollziehen.

Die Prinzessin Mathilde, welche in unglücklicher Ehe mit dem russischen Millionär Anatole Demidow gelebt hatte und von ihm wieder getrennt war, machte die Honneurs im Hause ihres Vetters mit allem Geist und aller Anmuth, die sie damals noch in reichem Maße besaß, und vielleicht wäre sie die Gemahlin des Präsidenten, des künf- Kaisers geworden, wenn sie nach dem Gesetz sich bei Lebzeiten des von ihr getrennten Fürsten Demidow wieder

hätte vermählen dürfen. Man erinnerte sich plötzlich, daß ihr Vater der König von Westfalen, und ihre Mutter eine königliche Prinzessin von Württemberg gewesen war, und da die Traditionen des Kaiserreichs wieder in Geltung traten, so gab man ihr ebenso wie dem alten Jérôme, der von dem Präsidenten bereits zum Marschall von Frankreich und zum Gouverneur der Invaliden ernannt war, den Titel kaiserliche Hoheit, so daß also auch in der Anrede die Formen eines fürstlichen Hofes vorhanden waren.

Nur der jüngere Prinz Napoleon, Jérôme's Sohn, erschien selten, fast niemals, in Palais Elysée, er hielt sich zur radikalen Linken und stellte sich bei jeder Gelegenheit in Gegensatz zur Regierung, in der stillen Hoffnung, daß seine äußere Aehnlichkeit mit seinem großen Oheim bei der Strömung zur kaiserlichen Monarchie das französische Volk auf den Gedanken bringen könnte, ihn selbst auf den Thron zu erheben.

Der Präsident kümmerte sich wenig um ihn, da er von seiner Bedeutungslosigkeit und Unschädlichkeit völlig überzeugt war, und schickte ihn nur zuweilen, wenn er irgend eine besonders auffallende Taktlosigkeit begangen hatte, auf Reisen.

Zu den glänzendsten und beliebtesten Erscheinungen an diesem von der Morgenröthe des heraufsteigenden zweiten Kaiserreichs überstrahlten Hofe des Präsidenten gehörte der jugendliche Staatsrath Graf Napoleon Camerata. Voll glühender Begeisterung für den Präsidenten, seinen persönlichen Wohlthäter, gab er sich mit unermüdlichem Eifer den Arbeiten seiner Stellung hin und fand um so mehr Beachtung und Anerkennung bei seinen älteren Kollegen, als der Präsident häufig der Meinung des jüngsten Staatsraths beitrat und demselben bei jeder Gelegenheit sein ganz besonderes Wohlwollen bewies.

Außerhalb seiner politischen Thätigkeit nahm er eine hervorragende Stellung ein unter den vornehmen Lebemännern von Paris, das sich immer mehr wieder zum Mittelpunkt der eleganten Welt von ganz Europa erhob. Er hatte eine kostbar eingerichtete Wohnung, hielt vortreffliche Pferde und zahlreiche Dienerschaft, und seine Mutter, welche die Erbin der Millionen des Fürsten Bacciochi war, setzte ihn in den Stand, diesen fürstlichen Luxus zu entwickeln. Von allen Ausschweifungen, denen junge Leute seines Alters und seines Reichthums so oft verfallen, hielt er sich jedoch gänzlich fern, er genoß fröhlich und heiter das Leben, ohne jemals dessen ernste Seite zu vergessen, und erreichte durch seine Bescheidenheit, Liebenswürdigkeit und Gefälligkeit gegen Jedermann, daß er zu jener Zeit der gährenden Intriguen und der aufstrebenden Ehrsucht dennoch keine Feinde hatte.

Schon stieg das wiedererstehende Kaiserthum immer deutlicher am Horizont auf, schon war die Frage der Wiederaufrichtung des zusammengebrochenen Thrones im Senat angeregt. Die alten napoleonischen Lieder klangen von den Drehorgeln in Paris und in ganz Frankreich, und häufig tönte, wie der Graf Camerata es vorausgesagt, dem Präsidenten, wenn er sich öffentlich zeigte, bei seinen Ausfahrten ein „Vive l'Empereur“ entgegen. Aber äußerlich war noch immer die Republik die anerkannte Staatsform.

Eines Abends wurden bei einem der kleinen Bälle im Elysée durch den spanischen Gesandten zwei Damen eingeführt, welche einen außerordentlich zuvorkommenden Empfang fanden und allgemeines Aufsehen erregten.

Es war dies die Gräfin Manuela Montijo, die Wittwe des Grafen v. Montijo, und ihre Tochter Eugenie. Die Gräfin stammte aus der altvornehmen Grandenfamilie von Porto Carrero und führte durch verschiedene Verbin-

dungen die berühmten Namen Guzman, Fernandez und Cordova, sowie drei Grandenwürden erster Klasse von Theba, Banos und Mora.

Ihre Tochter, die Gräfin Eugenie v. Montijo, war eine Schönheit ersten Ranges. Sie hatte den schlanken und geschmeidigen Wuchs, den schwanenartigen Hals und die dunklen, glühenden, feuchtschimmernden Augen der Andalusierinnen mit den schön gezeichneten Brauen, von denen das alte spanische Schönheitslied sagt, daß sie Amor zu dem Bogen für seine Pfeile macht; dabei hatte ihr edelgeschnittenes Gesicht die zartesten Farben der nordischen Berglande und ihre Stirn umfloß goldroth schimmerndes Haar in reicher Fülle.

Die Gräfin Eugenie war damals etwa fünfundzwanzig Jahre alt, die Frische ihrer Farben und die liebliche Anmuth ihrer Bewegungen ließ sie jünger erscheinen, und doch imponirte sie durch die stolze Sicherheit und das vornehme Selbstbewußtsein ihres ganzen Auftretens.

Als der spanische Gesandte sie durch den Saal führte, ging ein Flüstern der Bewunderung durch die ganze Gesellschaft, welche doch an schöne und anmuthige Erscheinungen gewöhnt war.

Der Prinz-Präsident, welcher hohen Werth darauf legte, die alte vornehme Gesellschaft in seinem Hause zu sehen, empfing die Damen mit der ausgezeichnetsten Höflichkeit, er sprach die Hoffnung aus, daß sie längere Zeit in Paris bleiben würden, und versicherte sie seiner Bereitwilligkeit, ihnen in jeder Weise den Aufenthalt angenehm zu machen.

Die Prinzessin Mathilde umarmte die Mutter und die Tochter und küßte sie auf die Wangen, wie es den Damen der spanischen Granden an dem Hofe zu Madrid zukam.

Der Graf Camerata stand in der Nähe und blickte wie bezaubert auf die junge Gräfin Eugenie, bis der Präsident ihn heranwinkte.

„Hier, meine Damen," sagte er lächelnd, „stelle ich Ihnen meinen Vetter vor, dem ich das Amt übertragen will, Ihr dienstthuender Kavalier zu sein. Der Graf Napoleon Camerata wird sich eine Freude und eine Ehre daraus machen, alle Pflichten dieses Amtes eifrig und pünktlich zu erfüllen und ganz zu Ihrer Verfügung stehen."

Der sonst so weltgewandte und sichere junge Mann, welcher noch immer im Anschauen der schönen Eugenie versunken war, fand nur einige unzusammenhängende Worte; er verbeugte sich und reichte der jungen Gräfin den Arm, um sie in den Tanzsal zu führen, da die Musik eben den ersten Walzer anstimmte.

Man walzte damals viel und mit Vorliebe im Elysée. Der Graf Camerata galt für einen der vorzüglichsten Tänzer. Bald schwebte er mit der schönen Spanierin über das Parquet hin. Noch niemals, so schien es ihm, hatte er eine solche Tänzerin im Arm gehalten, es war ihm, als ob die süßen, lockenden Melodien sich in der schlanken Gestalt der Andalusierin verkörperten und in magnetischem Strom zu ihm hinüberflutheten. Der goldene Schimmer ihres Haares leuchtete in seine Augen, es überkam ihn wie ein Rausch nie empfundenen Entzückens; er hatte das Gefühl, als ob er jetzt erst sein Leben beginne in neuem, sein ganzes Wesen durchdringenden Licht, und als ob die Vergangenheit nur eine trübe Dämmerung gewesen sei. Er hätte immer so weiter schweben mögen, losgelöst von der niedrigen Welt, durch die lichten Fernen des Aetherraums, und erst als die Gräfin selbst anhielt, blieb er, wie aus einem Traum erwachend, an ihrer Seite stehen.

Er war sonst ein Meister in jener den Franzosen so ganz besonders geläufigen und der französischen Sprache vorzugsweise sich anpassenden Kunst der leichten, liebenswürdigen Plauderei, aber heute brachte er kaum einige gleichgiltige Bemerkungen hervor; je heftiger sein Herz

schlug, um so unfähiger war sein Geist für jene Spannkraft.

Die Gräfin Eugenie bemerkte mit dem feinen weiblichen Instinkt wohl den Eindruck, den sie auf diesen so jugendlichen Würdenträger der Regierung gemacht hatte, seine ganze Erscheinung war so sympathisch, seine Verwirrung so schmeichelhaft für sie, daß ihre weibliche Eitelkeit durch eine solche Eroberung gereizt wurde. Sie sprach freundlich, vertraulich mit ihm, wie mit einem alten Freunde, sie drückte ihm ihre Freude darüber aus, daß der Prinz-Präsident ihn ihr und ihrer Mutter als Ritter zugewiesen habe und hoffte, daß sie sich recht oft sehen, recht gute Freunde werden würden.

Als er sie nach Beendigung des Tanzes zurückführte, fühlte er sich wie von einer Atmosphäre von Glück und Seligkeit umgeben und begann das vom Präsidenten übertragene Ehrenamt damit, die ganze Gesellschaft nacheinander den Damen vorzustellen, welche von eifrigsten Huldigungen umgeben wurden, sowohl wegen ihres hohen Ranges und der Auszeichnung, mit der sie im Elysée empfangen worden waren, als auch wegen der seltenen und ausgezeichneten Schönheit und Anmuth der jungen Gräfin.

Der Prinz-Präsident führte die Gräfin Eugenie zu der folgenden Quadrille. Alles drängte sich heran, um das eigenartig vornehme Paar zu bewunden und im Tone der höfischen Gesellschaft seine Bemerkungen darüber auszutauschen.

Louis Napoleon sprach ernst, ruhig und gemessen mit seiner Tänzerin. Obwohl er ihr alle Galanterie bewies, die eine Dame von so vornehmer Geburt verlangen konnte, obwohl seine verschleierten Augen sich mehrmals mit dem plötzlich aufstrahlenden Ausdruck der Bewunderung auf sie hefteten, so bewahrte er doch die Zurückhaltung seiner Würde, die ihn fast schon zum Souverän der um ihn versammelten Gesellschaft gemacht.

Und Eugenie, welche mit ihrem vorigen Tänzer leicht, heiter und fröhlich geplaudert hatte, hörte anscheinend ehrerbietig zu und blickte fast schüchtern auf, wenn sie ihm antwortete. Zuweilen schweiften ihre Blicke durch den Saal hin und schienen den Grafen Camerata wie vertraulich zu grüßen, und der junge Staatsrath, der zu den ersten Lebemännern von Paris gehörte und in ungezwungenster Sicherheit mit den ersten Damen der Gesellschaft zu verkehren gewohnt war, erröthete unter solchem Blick wie ein Schüler. — Hatte er auch während des übrigen Verlaufs des kleinen Festes nicht mehr Gelegenheit, sich der Gräfin ausschließlich zu widmen, da die Damen von der ganzen Gesellschaft mit Aufmerksamkeiten und Huldigungen umgeben wurden, so gab ihm Eugenie doch vielfach Gelegenheit, einige freundliche und vertrauliche Worte mit ihr zu wechseln; sie behandelte ihn als ihren besonderen Kavalier, was ja nach den Worten des Präsidenten ganz natürlich war, und nahm, auch ohne seine Bitte abzuwarten, seinen Arm, um sich von ihm zu einem der kleinen Tische führen zu lassen, an welchen das Souper arrangirt war.

Er gewann allmälig etwas mehr Unbefangenheit wieder, die Schwingen seines Geistes, welche unter dem ersten überwältigenden, ihm so neuen Eindruck erlahmt waren, gewannen neue Kraft, und die schöne Spanierin horchte oft aufmerksam seinen von poetischem Gefühl durchglühten Worten, bald wieder lachte sie herzlich über die scherzhaften, von dem ganzen übermüthigen Humor der Jugend erfüllten Plaudereien.

Er begleitete die Damen, als das Fest zu Ende war, nach dem Hotel Bristol, wo sie ihre Wohnung genommen hatten.

Die Gräfin Manuela verabschiedete ihn mit all' der Artigkeit, welche sie einem Verwandten des Prinz-Präsidenten schuldig war, und bat ihn um seinen Besuch am

nächsten Tage. Eugenie aber drückte ihm die Hand und sagte: „Auf Wiedersehen!" während ein reizendes Lächeln ihr von der spanischen Mantilla umhülltes Gesicht noch schöner erscheinen ließ.

Nun begann eine glückliche Zeit für den Grafen Napoleon. Die spanischen Damen hatten sich zu längerem Aufenthalt in Paris eingerichtet, und Graf Camerata war ihr Hausfreund. Er kam an jedem Morgen, um sich nach ihren Wünschen zu erkundigen; er begleitete sie bei ihren Ausflügen; er führte sie zu den Rennen, in die Theater; er stellte ihnen die Personen vor, welche ihre Bekanntschaft zu machen wünschten und welche er dazu für geeignet hielt; er machte die Honneurs bei ihren Empfangsabenden und den kleinen Diners, die sie zuweilen für ganz sorgfältig ausgewählte Kreise arrangirten, er begleitete sie in Gesellschaften, welche sie mit strenger Auswahl besuchten; er ritt mit der Gräfin Eugenie, welche mit Meisterschaft ihr Pferd führte, im Bois de Boulogne — kurz er that Alles, was ein fürstlichen Personen beigegebener diensttuender Kammerherr irgend nur für seine Pflicht halten würde.

Die Gräfin Manuela zeigte ihm eine gewisse mütterliche Zuneigung, und Eugenie verkehrte mit ihm wie mit einem Jugendgespielen, unbefangen und heiter, als ob die Beiden sich seit langen Jahren gekannt hätten. Eine innige und herzliche Zuneigung strahlte aus ihren Augen, wenn sie mit ihm sprach, sie fragte ihn um Rath bei ihrer Toilette und bei tausend kleinen Dingen, die für eine Dame, die in der großen Welt von Paris eine so hervorragende Rolle spielt, von höchster Wichtigkeit sind. Er gehörte bald vollständig zur Familie. Man war daran gewöhnt, die spanischen Damen nie ohne ihn zu sehen, und eine Zeit lang erwartete man in der französischen Gesellschaft täglich die Ankündigung einer noch näheren Verbindung, welche die schöne Eugenie zur Gräfin Camerata machen würde.

Auch der Graf Camerata träumte wohl von einer solchen Zukunft, aber nie kam er dazu, seinen Träumen Worte zu geben, da Eugenie mit der ihr eigenen vollendeten Gewandtheit jeder Erklärung seiner Gefühle auszuweichen wußte.

So blieb denn das Verhältniß, wie es war. Er hatte ja, wie es ihm schien, keine Eile, er war glücklich in dem, was er besaß, und seine Zukunftsträume schienen aus sicherem, festem Boden hervorzusprießen; denn in demselben Maß, wie seine eigene Liebe wuchs und sich vertiefte, schien auch Eugeniens Zuneigung für ihn immer wärmer und herzlicher zu werden. Sie hatte für alle anderen Herren, welche sich um ihre Gunst bewarben, so sehr dieselben auch durch Rang und Stellung oder durch Geist und Eleganz ausgezeichnet sein mochten, nur kühle, ablehnende Gleichgiltigkeit, und er konnte sich ohne eitle Selbstüberschätzung wohl sagen, daß er der einzige von ihr in ganz außerordentlicher Weise Bevorzugte sei. Er ahnte ja nicht, daß die kluge Spanierin sich bereits ein weit höheres Ziel gesteckt hatte.

Der Präsident fuhr fort, den Damen ganz besondere Aufmerksamkeit und Auszeichnung zu gewähren. Sie waren bei jedem Feste, auch im vertraulichsten Kreise, seine Gäste, und er erschien häufig bei ihren Empfangsabenden und kleinen Diners; er unterhielt sich gern mit Eugenie und schien ebenso viel Interesse an ihrem lebhaften und vielseitig gebildeten Geist zu nehmen, als er ihre Schönheit bewunderte. Doch war sein Verhältniß zu ihr stets ein gemessenes, fast hätte man sagen können, gezwungenes; er hielt der stolzen Spanierin gegenüber fast mehr, als er es sonst noch that, seine Würde aufrecht, und sie, die sonst so sicher, stolz und zuweilen sogar hochmüthig auftrat, war gegen Louis Napoleon häufig scheu und befangen, oder wußte sich wenigstens den Anschein zu geben, als fühle

sie sich dem ihr an Rang und Erfahrung überlegenen Weltmann gegenüber unsicher, wie eine Schülerin.

Louis Napoleon fragte oft scherzend, ob auch der Graf Camerata seinen Dienst sorgfältig ausübe, nickte dann dem jungen Mann freundlich zu und klopfte ihn mit einigen anerkennenden Worten auf die Schulter, wenn die Damen des Lobes für ihren Kavalier voll waren.

— — — — — — — — — — — — —

Inzwischen ging die Weltgeschichte mit schnellen Schritten auf ihrem Wege vorwärts. Der Neffe wurde scheinbar ohne sein eigenes Zuthun durch die Woge des im Plebiszit sich so überwältigend kundgebenden Volkswillens auf den wieder aufgerichteten Thron seines Oheims erhoben — wie durch ein Zauberwort erstand der ganze Glanz der Vergangenheit, die Adler nahmen ihren Platz auf den Fahnen Frankreichs wieder ein, und die Säle der Tuilerien strahlten wieder in der glänzenden Pracht des alten kaiserlichen Hofes.

Wenn auch etwas zögernd, so war doch die neue napoleonische Monarchie von den europäischen Mächten anerkannt worden. Die Fremden strömten nach Paris, um die mit einem neuen Festgewande geschmückte Metropole des Glanzes und der Eleganz zu sehen, und Frankreich selbst freute sich nach der Unruhe und Aufregung der Revolution im Sonnenschein der Krone, deren Traditionen dem nationalen Selbstgefühl so schmeichelhaft waren.

Graf Napoleon Camerata arbeitete fleißig und eifrig in der Erfüllung der Pflichten seiner Stellung, welche durch die Begründung der Monarchie wichtiger, einflußreicher und bedeutungsvoller geworden war, aber er versäumte darum seine Ritterdienste bei den spanischen Damen keinen Augenblick. Seine Hoffnungen nahmen immer festere Gestalt an, denn trotz der unverkennbaren Zuneigung, welche ihm Eugenie stets zeigte, hatte er dennoch zuweilen schüch-

terne Zweifel gehegt, ob er, der väterlicherseits nur von einem, wenn auch alten und vornehmen italienischen Grafengeschlecht abstammte, es wagen könne, sich um eine Dame zu bewerben, in deren Wappenschild sich drei spanische Grandenwürden vereinigten, und welche die ältesten und vornehmsten Namen des hohen spanischen Adels trug, dessen Mitglieder sich fast den Königen gleich stellten. Nun aber war er der Vetter des Kaisers, der einen der ersten Throne Europa's bestiegen hatte, und dessen Macht mit jedem Tage höher emporwuchs, und selbst eine Tochter des erlauchten Geschlechts der Guzman, dessen Ahnenreihe bis zum Cid Campeador aufstieg, konnte wohl ohne zögernden Stolz ihm ihre Hand reichen.

Die Gräfin Montijo und ihre Tochter waren auch am Hofe der Tuilerien gern gesehene und mit hoher Auszeichnung empfangene Gäste, aber der Kaiser schien, wenn er den Damen auch die gleiche Liebenswürdigkeit und galante Aufmerksamkeit bewies, doch eine gewisse, mehr fühlbare als sichtliche Zurückhaltung zu beobachten. Die kaiserlichen Hoheiten und die Hoheiten hatten natürlich jetzt einen zweifellos allen Uebrigen vorgehenden Rang; auch auswärtige Fürsten ließen sich schon in den Tuilerien sehen; die Stellung der spanischen Damen trat deshalb etwas mehr in den Schatten, ohne daß sie sich verletzt fühlen konnten.

Wie das Gebot der Klugheit ihnen diktirte, begannen auch sie sich mehr und mehr zurück zu halten. Wie man sich in der politischen Welt und den Hofkreisen zuflüsterte, dachte der Begründer der neuen Dynastie an eine Vermählung. Die Erbfolge war zwar geordnet, der alte Jérôme und nach ihm dessen Sohn Napoleon waren zu Nachfolgern für den Thron bestimmt, aber Jedermann wußte wohl, daß der Kaiser durchaus nicht gesonnen war, die Zukunft Frankreichs jemals den unsicheren Händen seines Vetters Napoleon zu überlassen.

So hörte man, daß vertrauliche diplomatische Anknüpfungen gemacht worden seien, um eine russische Großfürstin für den französischen Kaiserthron zu gewinnen. Die Idee war aber in Petersburg ablehnend behandelt worden, und ebenso hatten andere europäische Höfe, bei denen man anfragte, keine Bereitwilligkeit gezeigt, in Verbindung mit dem französischen Kaiser, den man trotz seines Erfolges für einen Abenteurer hielt, und dessen Dynastie man keine Dauer versprach, zu treten.

Da plötzlich, während die Zeitungen, namentlich im Auslande, in England und in Deutschland, immer neue Kombinationen über die Vermählungspläne Louis Napoleon's zu Tage brachten, erschien der Kaiser seit langer Zeit wieder bei der Gräfin v. Montijo. Er entschuldigte die lange Unterbrechung seiner Besuche mit dringenden Regierungsgeschäften, die ihn in Anspruch genommen hätten, und wiederholte diese Besuche öfter und öfter. Er kam einige Male zu den kleinen Empfangsabenden, und der Salon der Gräfin v. Montijo wurde infolge dessen mehr, las es in der letzten Zeit der Fall gewesen, von der intimen Hofgesellschaft aufgesucht.

Der Kaiser war artig und galant wie stets vorher, er unterhielt sich gern und lange mit der schönen Eugenie, aber nichts zeigte in seinem kalten, undurchdringlichen Gesicht auch nur die leiseste Andeutung einer besonders warmen oder gar leidenschaftlichen Empfindung.

Graf Camerata freute sich dieser Auszeichnung, er glaubte gewiß sein zu dürfen, daß seine Hoffnungspläne des Kaisers Billigung und Fürsprache finden würden, und nahm sich vor, seinen kaiserlichen Oheim zuerst in das Geheimniß seiner Liebe einzuweihen, bevor er die Gelegenheit suchen wollte, sein Herz der Gräfin Eugenie zu öffnen, der gegenüber er trotz all' ihrer Vertraulichkeit noch um keinen Schritt weiter gekommen war.

Da fand einer jener kleineren Bälle in den Tuilerien statt, bei denen sich die ausgewählteste Gesellschaft des Hofes, der politischen Würdenträger und der auswärtigen Diplomatie zusammenfand. Die Prinzessin Mathilde machte auch hier wie einst im Elysée die Honneurs.

Auch die Gräfin v. Montijo und ihre Tochter waren erschienen, wie immer vom Grafen Camerata eingeführt.

Der Kaiser hatte der Gräfin Eugenie zur ersten Quadrille die Hand gereicht. Es konnte das an diesem Tage nicht weiter auffallen. Die Prinzessin Mathilde tanzte nicht; Fremde, welche einen besonders bevorzugten Rang hätten in Anspruch nehmen können, waren nicht anwesend.

Graf Camerata, der in derselben Quadrille tanzte, sah, wie der Kaiser außerordentlich liebenswürdig mit der schönen Spanierin sprach, nur heute noch eifriger und lebhafter als sonst, so daß er zuweilen sogar die Tour vergaß. Er war glücklich darüber, denn ihm war auch die Besorgniß gekommen, daß vielleicht der Kaiser vom Throne herab die Verhältnisse anders beurtheilen könnte als vorher und für einen Verwandten seines Hauses eine noch erlauchtere Verbindung suchen möchte.

Die Besorgniß schwand, als er sah, daß Louis Napoleon mit der Gräfin Eugenie wie mit einer Prinzessin sprach, und wie seine Blicke mit warmer Bewunderung auf ihr ruhten.

„Er wird mir sein Fürwort gewähren," dachte er, „und wird nichts dagegen einzuwenden haben, sie als seine Verwandte anzunehmen."

Er sprach nur zerstreut mit seiner Tänzerin, der schönen Gräfin Charlotte Primoli, und nahm sich vor, am nächsten Tage schon seinen Herzenswunsch dem Kaiser mitzutheilen. —

Louis Napoleon aber hatte Eugenie gefragt, wie es ihr unter dem Kaiserreich in Paris gefalle.

„Vortrefflich," erwiederte sie, „ich bewundere den Aufschwung, den Alles genommen hat, den Glanz und die Sicherheit, welche das Leben gewonnen, und ich werde den Abschied von Paris schmerzlich empfinden."

„Sie wollen uns verlassen?" fragte der Kaiser betroffen.

„Familienangelegenheiten führen meine Mutter nach Spanien. Wir denken bald abzureisen — in unser Vaterland. Fast hätte ich vergessen, daß ich in Frankreich in der Fremde bin."

„Und ich hatte gehofft," sagte der Kaiser, „daß Sie es ganz vergessen würden."

Er blickte vor sich nieder. In Eugeniens Augen leuchtete ein eigenes Feuer auf, das der Kaiser nicht gewahrte.

Die Tour begann. Schweigend tanzten Beide die Figur.

„Der Ball hat spät angefangen," begann Napoleon, als er sie wieder auf ihren Platz zurückgeführt hatte. „Ich wollte das Fest früher schließen lassen, da ich mit dringenden Arbeiten überhäuft bin — es muß schon elf Uhr sein."

Er zog seine Uhr hervor. Sie zeigte auf Zehn.

„Das ist unmöglich, Gräfin," sagte er, „es muß später sein. Welche Stunde haben Sie eben?"

Eugenie blickte auf ihre kleine an einer feinen, goldenen Kette am Gürtel hängende Uhr.

„Zehn Uhr, Sire."

Der Kaiser hatte inzwischen seine Uhr an das Ohr gehalten.

„Sie steht," sagte er, „seltsam —"

Eugenie hakte ihre Kette los und hielt ihre Uhr ebenfalls an ihr Ohr mit einer reizenden koketten Geberde.

„Die meine ist ebenfalls stehen geblieben," sagte sie, „um dieselbe Stunde. Wie seltsam. Fast sollte man an magische Einwirkung glauben."

Des Kaisers Augen öffneten sich weit, ein flammender Blick traf das schöne Gesicht der Gräfin, welche unter dessen Gluth leicht erröthend die Augen senkte.

„Um zehn Uhr," sagte er, „bin ich hier erschienen. Für den Glücklichen schlägt keine Stunde, für mich ist das richtig, wenn ich mich in Ihrer Gesellschaft befinde, Gräfin Eugenie. Aber auch Ihre Uhr ist stehen geblieben — sollte es möglich sein, daß für Sie dasselbe gilt?"

Gräfin Eugenie zuckte anscheinend erschrocken zusammen; erröthend senkte sie das Haupt. Dann aber, wie von einem magnetischen Strom beherrscht, schlug sie langsam die Augen wieder auf, und der Kaiser mußte wohl in ihrem Blick eine Antwort lesen, denn schnell, wie von einem plötzlichen Impuls bewegt, sagte er, nahe zu ihr herantretend: „Ich bin Fatalist, Gräfin — ich glaube an vorher bestimmte Fügungen; wollen Sie sich zu meinem Glauben bekennen? Wollen Sie in dieser seltsamen Fügung, die den Gang unserer Uhren in demselben Augenblick anhielt, die Bestimmung lesen, daß auch unsere Herzen dazu geschaffen sind, miteinander und für einander zu schlagen?"

Eugenie schlug die Augen nieder, wie geblendet von dem Bilde voll Glanz und Hoheit, das so plötzlich vor ihr aufstieg und ihr das Höchste zeigte, was menschlicher Stolz und Ehrgeiz auf Erden erreichen kann.*)

„Antworten Sie, Gräfin," fuhr Napoleon fast in befehlendem Ton fort, „antworten Sie. Dieser Augenblick ist entscheidend — antworten Sie!"

Wieder schien es, als ob ein magnetischer Strom sie bewegte, sie schlug die Augen zu ihm auf, und ihr Blick ergänzte das kaum hörbare „Ja", das wie ein Hauch aus ihren Lippen zitterte.

Der Kaiser verabschiedete sich. Er sprach nur leise zu ihr: „Auf Wiedersehen, Eugenie — morgen wird Frankreich zu Ihren Füßen liegen!"

Während des ganzen übrigen Abends schien Napoleon

*) Siehe das Titelbild.

die spanischen Damen nicht zu bemerken, aber es war, als ob eine innere Ungeduld ihn bewegte. Früher als sonst zog er sich zurück, was nicht auffiel, da er ja in der That mit Regierungsgeschäften überhäuft sein mußte.

Graf Camerata geleitete die Damen wie immer nach Hause. Eugenie war schweigsam. Er bemerkte es kaum, denn auch er war ja mit seinen Gedanken beschäftigt, und auch in seinen Gedanken webten und lebten hoffnungsvolle Bilder künftigen Glücks.

Am anderen Vormittag mußte er der Sitzung einer Abtheilung des Staatsraths beiwohnen, bevor er der Gräfin Montijo seinen Besuch machen konnte. Als er dieselbe verließ, flüsterte ihm Graf Morny zu: „Wissen Sie das Neueste, mein junger Freund, was in einer Stunde ganz Paris, Frankreich und die Welt in Staunen setzen wird?"

Ziemlich gleichgiltig fragte der Graf nach der großen Neuigkeit. Paris, Frankreich und die Welt interessirten ihn in diesem Augenblick weniger als das, was sein eigenes Herz bewegte.

„Der Senat," fuhr Graf Morny fort, „hat soeben eine Botschaft des Kaisers erhalten, welche demselben seinen Entschluß ausspricht, sich mit der Gräfin v. Montijo zu vermählen."

Der Graf wurde todtenbleich; er starrte Morny unbeweglich an, er hatte ein Gefühl, als ob alle seine Sinne abgestorben seien, als ob eine Hand von Eis sein Herz zusammenpreßte.

„Nicht wahr, Sie sind erstaunt," sagte Morny, „wie ich es war. Ein so plötzlicher Entschluß, so ohne alle Vorbereitung — wer hätte das ahnen können! Wir suchten unsere künftige Kaiserin an den großen Höfen Europa's, und nun — doch die Sache ist unwiderruflich, und wir sind wenigstens dessen gewiß, daß unsere Gebieterin die schönste und anmuthigste Frau sein wird. Sie stehen ja

in hoher Gunst bei den edlen Spanierinnen, und ich erlaube mir, Sie im Voraus als den ersten Kammerherrn der Kaiserin von Frankreich zu begrüßen."

Der junge Mann blieb, als Morny mit flüchtigem Gruß ihn verließ, immer noch starr und unbeweglich stehen. Es kam ihm vor, als ob ein elektrischer Schlag seine Nerventhätigkeit, all' sein Denken und Empfinden gelähmt habe, als ob sein Blut die Wärme, seine Muskeln die Bewegungskraft verloren hätten. Seit so langer Zeit war das Zukunftsbild seines Lebens ganz ausschließlich von seiner Liebe gestaltet worden, jede Freude, jeder Genuß der Gegenwart war eine aus der Wurzel seiner Liebe aufgesproßte Blüthe. Das Alles war nun mit einem Male vorbei. Nicht durch die Hand des Todes war sein Glück und seine Hoffnung zertrümmert — nein, zu unnahbarer Höhe war Diejenige, welche er als den Schmuck seines Lebens betrachtet hatte, über ihn hinaufgestiegen, und er stand in der Tiefe, ein Ueberflüssiger, über die der Fuß der Stolzen achtlos hinschreitet. Der Schmerz hatte ihn starr, wehrlos und kraftlos gemacht; der Stolz belebte ihn wieder; der Stolz röthete seine bleichen Wangen und gab ihm die Kraft, das Geheimniß seines Herzens vor aller Welt zu verbergen, vor ihr am meisten, die ja von ihrer kaiserlichen Höhe herab nur über den Vermessenen lächeln konnte, der es gewagt, seinen Blick zu der Stirn zu erheben, welche bestimmt war, das kaiserliche Diadem zu tragen.

Er schauderte wie im Fieber. Der Kampf des Stolzes gegen den Schmerz war furchtbar, aber seine Nervenfasern hielten aus, er brach nicht zusammen, er zwang lächelnde Ruhe auf sein Gesicht, Glanz und Lebenswärme in seinen erloschenen Blick.

Er verließ das Sitzungszimmer des Staatsraths und stieg in seinen Wagen, nachdem er dem Lakaien den Befehl gegeben hatte, zur Gräfin Montijo zu fahren; aber

als er durch die Straßen fuhr und die Menschengruppen und die Häuser durch die Spiegelscheiben seines Wagens erblickte, da kam es ihm vor, als ob Jahrzehnte vergangen seien, seit er das Alles zum letzten Male gesehen, und als ob er in eine Welt zurückkehre, in der er früher vor langer, langer Zeit einmal gestorben sei.

Er trat in den Salon.

Er fühlte es wie einen Schwindel in seinem Kopf und vor seinen Augen, aber er blieb stehen und hatte die Kraft, seine Hand nicht nach einer Stütze auszustrecken.

Eugenie trat ihm entgegen, strahlend von stolzem Glück.

„Da sind Sie, mein bester, mein treuester Freund!" rief sie. „Sie sollen es zuerst erfahren, daß wir uns künftig noch näher stehen werden, als bisher, daß ich eintreten werde in die Verwandtschaft des Hauses, dessen Blut in Ihren Adern fließt, dessen Ruhm die Welt erfüllt."

Ihre Worte klangen wie aus weiter Ferne in das Ohr des Grafen, aber sein Wille hielt aus.

Mit lächelnden Lippen sagte er: „Ich weiß es, und in einer Stunde schon wird es ganz Paris wissen, da der Kaiser dem Senat die Botschaft seiner Vermählung gesendet hat, und ich bin glücklich, der Erste zu sein, welcher der zukünftigen Gebieterin Frankreichs seinen Glückwunsch zu Füßen legt."

„Und ich," sagte Eugenie mit Herzlichkeit, „begrüße in Ihnen meinen Vetter, welcher der Freund der Gräfin Montijo war, und dem die Kaiserin ihre Freundschaft treu bewahren wird."

Die Gräfin Manuela kam. Auch sie strahlte von Glück und Freude, und der Graf hatte die Kraft, die Ausbrüche des Dankes gegen die Vorsehung und gegen den Kaiser mit anzuhören, welche sie über das Glück ihrer fast davon berauschten Tochter zu wiederholen nicht müde wurde.

Bald wurde Graf Morny gemeldet. Er trat der Gräfin

Eugenie mit der ganzen ihm eigenen Sicherheit und Eleganz entgegen und sprach mit derselben in tiefer Ehrerbietung, als ob schon die Krone Frankreichs auf ihrem Haupte glänzte. Dann erschienen die Minister, der Prinz Jérôme, der die schöne Spanierin mit theatralischer Zärtlichkeit umarmte, die Würdenträger des Hofes und der Armee folgten, und endlich erschien der Kaiser selbst.

Die Damen eilten ihm bis zur Thür entgegen.

Napoleon reichte Eugenie den Arm, führte sie in den Salon und stellte sie den Anwesenden als seine Braut und ihre künftige Kaiserin vor.

Es schien, als ob die junge Gräfin sich in den wenigen Augenblicken völlig verändert habe; sie hatte ihren ganzen anmuthigen Liebreiz behalten, aber als sie den schlanken Hals, ringsum grüßend, neigte, um für die tiefen Verbeugungen zu danken, da blieb ihr Haupt stolz erhoben und aus ihren Augen blitzte das Bewußtsein der Hoheit und Herrschaft, in welchem sie auf alle diese vor ihr geneigten Häupter herabsah.

Es war die erste Cour, welche Eugenie v. Montijo am kaiserlichen Hof von Frankreich abhielt, und vielleicht ist jene Stunde die glücklichste Erinnerung für sie geblieben.

„Graf Camerata," sagte der Kaiser, seinen jungen Vetter heranrufend und ihm die Hand reichend, „ich danke Ihnen heute nochmals für alle Dienste, welche Sie der Gräfin erwiesen haben, und bitte Sie, dieselben als ein Ehrenamt fortzuführen bis zum Tage meiner Vermählung. — Ich werde," fuhr er zu Eugenie gewendet fort, „die Damen Ihres zukünftigen Dienstes auswählen, und diese werden sich, sobald Sie die Wahl genehmigt haben, Ihnen vorstellen. Jetzt bitte ich Sie, mich zur Prinzessin Mathilde zu begleiten, welche glücklich sein wird, ihre künftige Cousine zu umarmen."

Er grüßte mit einer leichten Neigung des Kopfes und

führte Eugenie, der ihre Mutter folgte, zum Wagen, von der ganzen Gesellschaft bis zur Schwelle des Hauses geleitet.

3.

Eugenie v. Montijo war auf den kaiserlichen Thron von Frankreich gestiegen, und während Napoleon III. sich immer mehr zum Mittelpunkt der europäischen Politik machte, der er vieldeutige Räthsel aufgab und manche plötzliche und seltsame Ueberraschungen bereitete, beherrschte die Kaiserin die Welt der Eleganz, der Mode und des Luxus. Was auch später gegen diese durch ihr Unglück ehrwürdig gewordene Frau geschrieben und gesagt worden ist — zu jener Zeit besaß sie eine weit ausgedehnte und aufrichtige Popularität. Wie die Franzosen stolz waren, daß jedes Wort aus dem Munde ihres Kaisers durch ganz Europa widerhallte, so schmeichelte es ihrer Eitelkeit nicht weniger, daß ihre Kaiserin als die schönste und anmuthigste Frau der eleganten Welt anerkannt wurde, und daß ihre Toilette die Gesetze der Mode bestimmte.

Der Hof der Tuilerien entwickelte einen Glanz, der an den übrigen Höfen Europa's nicht seinesgleichen fand.

Der Graf Camerata gehörte zu den glänzendsten und am meisten sympathischen Erscheinungen dieses Hofes, der mit seinem Schimmer dieselben Säle erfüllte, aus denen Marie Antoinette und Ludwig XVI. ihren Weg nach dem Schaffot angetreten hatten; aus denen der weltbeherrschende Kaiser fortgerissen war nach dem einsamen Felsen von St. Helena; aus denen Karl X. und Louis Philipp die Flucht in die Verbannung angetreten hatten, und in welche so oft schon die Volksschaaren der Vorstädte von Paris eingedrungen waren, um den Thron zu zertrümmern und die aufeinander folgenden Dynastien für alle Ewigkeit zu verfluchen.

An alle diese Schatten der Vergangenheit dachte Nie-

mand, wenn die lebensfrohe Gesellschaft von Paris, ergänzt durch die vornehmsten Gäste aus der ganzen Welt, im strahlenden Kerzenglanz über das Parquet hinglitt, Niemand vielleicht, als der Kaiser selbst mit dem träumenden verschleierten Blick, so hell und stolz derselbe zuweilen auch aufleuchten mochte, wenn er über all' die vor ihm geneigten Häupter hinglitt.

Die Diener der neuen Monarchie glaubten zu jener Zeit an das Kaiserreich, dessen Meister nicht im rücksichtslosen Umsturz seine Aufgabe zu lösen, sondern mit vorsichtiger Hand feste Grundlagen seinem Baue zu geben strebte.

Unter den treuesten Dienern der kaiserlichen Monarchie stand der Graf Napoleon Camerata voran; er führte ein glänzendes Haus und war der regelmäßige Gast bei den großen und kleinen Festlichkeiten der Tuilerien, stets vom Kaiser mit Auszeichnung und von der Kaiserin mit der freundschaftlichsten und vertraulichsten Herzlichkeit behandelt.

Er arbeitete eifrig in der Erfüllung der Pflichten seiner politischen Stellung, und alle Welt sah in ihm, dem Verwandten und Vertrauten des Kaisers, schon den künftigen leitenden Minister. Seine unermüdliche Arbeit und sein Streben, durch tiefe Studien alle Gebiete der Staatswissenschaft beherrschen zu lernen, ließen es völlig erklärlich erscheinen, daß der junge, so schöne, geistvolle und überall umschmeichelte Mann, obwohl er vollständig in der großen Welt lebte, in allen Salons, in den Theatern und auf den Rennplätzen sichtbar war, dennoch einen tiefen, fast düsteren Ernst in seinen Zügen und seinen Blicken zeigte, und bei aller verbindlichen Artigkeit seines Wesens dennoch eine Zurückhaltung bewahrte, die jede freundschaftliche Annäherung abwies und ihn in seinem privaten persönlichen Leben fast ganz isolirte.

Er hatte wegen seiner Gefälligkeit gegen Jedermann, seiner unparteilichen Gerechtigkeit und seines Freimuths keinen Feind, aber er fand auch in seiner eisigen Unnahbarkeit keinen Freund; man hielt ihn für zu stolz, als daß er irgend eine Unterstützung oder Verbindung suchen wolle. Auch für die Damen war er trotz seiner ritterlichen Formen ebenso unnahbar, gar viele schöne Augen blickten wohl sehnsüchtig auf den so begünstigten Verwandten des Kaisers, der mit seinem fürstlichen Reichthum und seiner immer höcher emporwachsenden Stellung eine der ersten und glänzendsten Parthien Frankreichs war; aber alle diese Blicke schienen wie stumpfe Pfeile von ihm abzuprallen, und obwohl die so feinfühlige und feinhörige Hofgesellschaft sich immer wieder mit der neugierigen Frage beschäftigte, wer wohl die künftige Gräfin Camerata sein möchte, so blieb diese Frage doch immer ein ungelöstes Räthsel, und man begann es als einen zweifellosen Satz zu betrachten, daß der Ehrgeiz alles Denken und Empfinden des Grafen Napoleon vollständig allein beherrsche und für die Liebe keinen Platz übrig lasse. Denn auch der Kaiser und die Kaiserin hatten sich mit dieser Frage beschäftigt, und die Gräfin Camerata, welche nur selten von ihrem Schloß in der Bretagne nach Paris kam, war vom Kaiser selbst gebeten worden, ihren Sohn zu einer Vermählung zu bestimmen.

Doch auch seiner Mutter, die er zärtlich liebte, antwortete der Graf, daß er eine Heirath ohne Liebe niemals schließen würde und daß er bis jetzt noch keine Dame finden könne, der er mit seiner Hand auch sein Herz zu bieten vermöchte. Sein Blick war dabei so ernst und streng gewesen, seine Worte hatten fast rauh abweisend geklungen, und die Mutter hatte den Gegenstand nicht weiter berührt.

„Man muß ihn lassen," sagte der Kaiser, „er ist ja noch so jung. — Auch seine Zeit wird kommen, wie sie

mir gekommen ist," fügte er hinzu, indem er galant die Hand seiner Gemahlin küßte.

Die Kaiserin aber lächelte. Sie schien einen Gedanken zu haben; vielleicht glaubte und hoffte sie den Lauf der Zeit, dem ihr Gemahl vertraute, beschleunigen zu können.

— — — — — — — — — — — —

Es öffnete sich zu jener Zeit am kaiserlichen Hofe nahe den Stufen des Thrones eine junge Knospe von wunderbarem Reiz. Die Prinzessin Anna Murat, Tochter des Fürsten Lucian, Prinzen von Neapel und Pontecorvo, trat in ihr vierzehntes Lebensjahr und vereinigte in ihrer über ihr Alter entwickelten und doch noch ganz kindlichen Erscheinung den zarten Liebreiz ihrer amerikanischen Mutter und die feurig stolze Schönheit ihres Großvaters, des tollkühnen Reiterführers, der in den Schlachten seines kaiserlichen Schwagers Wunder der Tapferkeit vollbracht und seinen kurzen Königstraum in Neapel mit dem Tode bezahlt hatte.

Die junge Prinzessin erschien noch nicht bei den großen Hoffesten, aber sie war häufig in den kleinen Familiencirkeln gegenwärtig, die sich in dem Salon der Kaiserin versammelten. Die Kaiserin hatte eine große Zuneigung für das junge Mädchen mit den dunklen, träumenden Augen und den kindlich lächelnden schwellenden Lippen, welche oft so naiv und doch so geistvoll zu fragen verstanden. Besonders richtete das Kind, das die Kaiserin mit zärtlicher Sorgsamkeit zur großen Dame zu entwickeln und zu erziehen sich bemühte, ihre Fragen an ihren Vetter Napoleon Camerata, der oft lächelnd, aber immer liebenswürdig ihr Antwort gab. Dann lauschte sie so aufmerksam, seine Worte schienen sich tief in ihr Gedächtniß und ihre Seele einzugraben, kindliche Freude strahlte aus ihren Augen, und daneben glühte in ihren Blicken zuweilen ein Feuer auf, das an ihren Großvater erinnerte und deutlich zeigte, daß

der Kaiserin für ihre Erziehung nicht mehr viel Zeit übrig bleiben möchte.

Die Kaiserin schien das kaum zu bemerken und doch zuckte es zuweilen wie ein wohlgefälliges Lächeln um ihre Lippen, und sie wußte es stets wie zufällig so einzurichten, daß die Prinzessin Anna am Theetisch in dem kleinen intimen Salon ihren Platz neben dem Grafen Camerata fand, dessen ernstes, strenges Gesicht sich bei dem Geplauder des schönen, zur Jungfrau aufblühenden Kindes oft mit dem freundlichen Schimmer heiteren Wohlgefallens verklärte. Auch wenn der Kaiser aus seinem Arbeitskabinet auf einige Zeit in den Salon seiner Gemahlin kam und, auf den Kaminsims gestützt, der Unterhaltung zuhörte oder sich daran betheiligte, ruhte sein Blick oft lange auf seinen beiden Verwandten, welche den beiden Schwestern des großen Kaisers entstammten. Er sah dann wohl flüchtig zur Kaiserin hinüber und drehte leicht lächelnd die Spitzen seines Schnurrbarts.

Bereits begann man denn auch in den allerintimsten Kreisen des Hofes von dem Plane einer Verbindung zwischen dem Grafen Camerata und seiner jungen Cousine zu sprechen, welche stattfinden solle, sobald die Letztere das heirathsfähige Alter erreicht haben würde, und man fand eine solche Verbindung durchaus angemessen, da sie zwei der Seitenlinien des kaiserlichen Hauses miteinander zu verknüpfen bestimmt war und nur zum Glanz der neuen kaiserlichen Monarchie beitragen konnte. Man flüsterte freilich nur ganz leise davon, denn der Graf Camerata liebte durchaus nicht, daß man sich um seine persönlichen Angelegenheiten kümmerte und hatte mehrfach schon dergleichen Unbescheidenheiten trotz seiner sonstigen Höflichkeit auf ziemlich schroffe Weise zurückgewiesen. —

Es war Ball in den Tuilerien. Die ganze um den Hof gruppirte Gesellschaft, die ganze Diplomatie und zahlreiche vor-

nehme Fremde wogten in den Sälen auf und nieder. Die großen Spiegel warfen den Glanz der goldgestickten Uniformen und der Edelsteine zurück, und die exotischen Düfte der Blumengruppen mischten sich mit den feinen Parfüms, welche die eleganten Damen sich nach eigenem Geschmack und nach streng geheim gehaltenen Rezepten bereiten ließen.

Der Tanz war in dem großen Ballsaale im Gange. Die kaiserlichen Herrschaften hatten die erste Quadrille getanzt. Dann machten der Kaiser und die Kaiserin, wie es Sitte war, getrennt ihren Cercle, bald Diesen, bald Jenen aus der Gesellschaft anredend — Niemand sollte, so war es Vorschrift der Etikette, darauf achten, und dennoch suchte Jeder, dem noch nicht eine Anrede zu Theil geworden war, sich so nahe als möglich an die Peripherie des freien Kreises zu stellen, der sich um die Majestäten bildete, um, wenn möglich, deren Blick auf sich zu lenken.

Die Kaiserin befand sich in einem Salon, welcher nach dem Wintergarten hinführte, dessen von Palmen überschattete Wege durch Lampen mit Milchglaskuppeln erleuchtet wurden.

Diese Orangerie war leer, denn Niemand hatte Neigung, sich dorthin zurückzuziehen. Zu sehen und gesehen zu werden, war ja der wesentliche Zweck, den man in dieser Gesellschaft verfolgte.

Der Graf Camerata stand auf der Schwelle der Orangerie, welche sich wie ein tropischer Märchengarten neben den im zitternden Kerzenlicht strahlenden Räumen ausdehnte. Er blickte zur Kaiserin hinüber, welche in der Mitte des Saales mit einigen Damen sprach, und eine schmerzliche Wehmuth zuckte um seine Lippen.

Die Kaiserin hatte ihr Gespräch beendet, sie blickte umher, trat schnell zu dem Grafen hin und nahm seinen Arm.

„Welche Hitze,“ sagte sie, „ich will einen Augenblick Luft schöpfen, dort wird es kühler sein.“

Sie trat mit dem Grafen in die Orangerie. Niemand von der übrigen Gesellschaft wagte zu folgen, und die Beiden schritten unter den überhängenden Palmen hin, durch deren saftgrüne Blätter das milchweiße Licht, im Gegensatz zur blendenden Helle in den Sälen, dem Mondschein ähnlich, hindurch schimmerte.

Die Kaiserin trug eine zarte lichtblaue, von Spitzen umwogte Robe. Diamanten und Amethysten leuchteten in ihrem goldrothen Haar, an ihrem Hals und an ihren Armen; sie glich einer Feengestalt, der Herrscherin dieses Märchengartens, der unter ihrem Wink aus der winterlichen Erde emporgestiegen zu sein schien; es war, als ob eine Duftwolke von Jugend, Schönheit, Anmuth und bezauberndem Reiz sie umfloß.

Sie athmete tief die weiche, von tropischen Düften erfüllte Luft und stützte sich vertraulich auf den Arm des Grafen, der alle Willenskraft aufbieten mußte, um die Erinnerungen und Empfindungen zu bannen, welche dies Alleinsein mit der schönen Frau in ihm wachrief.

„Mein lieber Vetter,“ sagte die Kaiserin, als sie an einer kleinen Rotunde ankamen, die den Blicken aus den Sälen entzogen war und in deren Mitte ein silberklarer Wasserstrahl aus einem Marmorbassin aufstieg, um in tausend regenbogenfarbigen Tropfen wieder herabzusinken, „mein lieber Vetter, ich habe mit Ihnen zu reden.“

„Eure Majestät befehlen?“

„Ich befehle nicht. Nicht die Kaiserin spricht mit Ihnen, sondern die alte Freundin, der Sie so treu Ihre Ritterdienste widmeten, und die es als ihre Pflicht ansieht, für Ihr Glück zu sorgen.“

„Ich bin zufrieden,“ sagte der Graf mit einer Stimme, deren zitternder Ton seinen Worten widersprach. „Der Kaiser ist so gnädig, er öffnet mir eine weite Bahn hohen Strebens.“

„Das genügt nicht,“ unterbrach ihn die Kaiserin, „Sie sind nicht geschaffen, um Ihr Glück auf der schwindelnden Bahn der Politik und des Ehrgeizes zu finden, Ihr Herz bedarf mehr, Sie müssen eine Gefährtin Ihres Lebens haben, die Sie versteht, und der Sie alle die reichen Tiefen Ihrer Seele öffnen können, in welche Sie mir zuweilen gestatteten, hinein zu blicken.“

„Niemals, niemals!“ rief der Graf. „Eine solche Gefährtin gibt es nicht für mich — die Einsamkeit ist mein Glück — und meine Kraft!“ fügte er mit dumpfem Ton hinzu.

„Ich verstehe es wohl,“ sagte die Kaiserin, indem sie sich auf eine Bank von vergoldetem Gitterwerk niederließ, welche von den Blättern großer Fächerpalmen überragt war, „ich verstehe es wohl, daß Sie die Gefährtin, welche Sie bedürfen und welche Ihr Herz beglücken kann, nicht unter den Damen finden, welche bisher Ihrer Wahl sich darboten, für Sie muß eine eigene Blume sich erschließen, welche noch nicht von der vergifteten Hofluft berührt ist und welche die ganze Frische eines reinen erwachenden Lebens Ihnen entgegenbringt. Eine solche Blume ist da, und ich will sie Ihnen bieten, ja, ich muß Ihnen sagen, daß ich sie für Sie bestimmt und erzogen habe. Ihre Cousine Anna ist es, die Ihnen das kindliche Gefühl der Bewunderung entgegenbringt, das sich bald zur Leidenschaft entflammen wird; sie ist es, die Sie verstehen kann, die Ihren Ehrgeiz mit Ihnen zu theilen und doch das reine menschliche Glück Ihnen zu bewahren vermag.“

„Halten Sie ein, Majestät!“ rief der Graf, „halten Sie ein! Ich kann nichts weiter hören, es wäre ein Verbrechen, ein junges, reines und edles Herz auf einen Weg zu leiten, der niemals zum Glück führen kann, denn niemals, ich schwöre es Eurer Majestät, niemals werde ich einer Dame meine Hand reichen, weil ich ihr niemals mein Herz geben kann.“

Die Kaiserin sah ihn betroffen an. „Das ist unmöglich," sagte sie ernster als vorher. „So jung, so voll von Poesie und Schönheitssinn, sie können ein solches ‚Niemals' nicht aussprechen, wenn nicht —"

Der Graf stand bleich, die Augen in's Leere gerichtet, vor ihr.

„Hören Sie mich an," sagte sie nach kurzem Schweigen, „ich habe wohl ein Recht auf Ihre Freundschaft, auf Ihr Vertrauen. Ein Herz, wie das Ihre, kann sich nur zur Einsamkeit verurtheilen, wenn es nicht mehr frei ist."

Der Graf schwieg, seine Brust arbeitete in mächtigen Athemzügen; er preßte die Lippen aufeinander, als wolle er ein Wort, das aus seiner Seele emporbrängte, mit der Gewalt seines Willens zurückhalten.

„Ein Herz, wie das Ihre," fuhr die Kaiserin fort, „kann der Liebe nicht verschlossen sein, und wenn es dennoch das Glück, das ihm entgegenblüht, zurückweist, so muß seine Liebe entweder durch die Hand des Todes zerstört oder durch irdische Schranken unerreichbar gemacht worden sein."

Er senkte das Haupt, er drückte die Hände auf die Brust, als wolle er die Schläge seines Herzens bemeistern.

„Wäre das Erste der Fall," sprach die Kaiserin weiter, „so vergessen Sie nicht, daß auch auf einem Grabe neue Blüthen des Lebens wachsen können, und wenn irdische Schranken Ihrer Sehnsucht entgegenstehen, so denken Sie daran, daß des Kaisers Hand mächtig genug ist, sie niederzuwerfen. Haben Sie Vertrauen zu mir, ich bin Ihre Freundin — ich will Sie trösten und Ihnen beistehen, und wenn dennoch blos stolzer Starrsinn Sie in die Einsamkeit bannt, dann erlauben Sie mir, daß ich Sie Ihrem Glück zuführe, und Sie werden mir danken. Sprechen Sie."

„Nein," versetzte er darauf, „nein — Eure Majestät wissen nicht, was Sie verlangen."

„Und wenn ich Sie bitte?“ sagte die Kaiserin sanft und herzlich, indem sie ihm die Hand entgegenstreckte.

Er hob den Kopf auf; er sah die feenhafte Gestalt von den Palmblättern überragt vor sich; er sah ihre Augen von warmer, inniger Theilnahme durchleuchtet, er sah ihre zarten perlmutterweißen Hände aus dem über dem Arm herabfallenden Spitzengewebe ihm entgegengestreckt.

Ein schwerer Seufzer entrang sich seiner Brust. Schwankenden Schrittes trat er näher; er faßte die Hand der Kaiserin, drückte sie an seine brennenden Lippen und beugte wie unter dem Zauberbann ihrer Blicke das Knie.

„Sie — Sie bitten!“ rief er. „Kann der treibende Keim sich in der Erde versteckt halten, wenn der Sonnenstrahl ihn emporzieht zu seinem Licht? So kann auch mein Herz der Sonne nicht widerstehen, die allein meinem Leben leuchtet!“

Die Kaiserin erschrak vor der flammenden Gluth seiner Blicke. Sie wollte ihre Hand zurückziehen, aber er behielt sie fest und rief:

„Nicht dem Tode ist meine Liebe verfallen! Vielleicht wäre es besser, vielleicht würden Sie Recht haben, daß über den Gräbern neue Blumen des Lebens erwachten! Nein, hoch über mir ist das Ziel meiner heißen Sehnsucht, so hoch, daß der Blick im Aufschauen geblendet wird. Und unerreichbar, ewig unerreichbar bleibt für mich dies Ziel, zu dem einst in thörichter Verblendung meine Träume sich zu erheben wagten.“

Die Kaiserin erbleichte und schien einen Augenblick wie vom Schrecken gelähmt.

„Sie haben es verlangt, nun sollen Sie es wissen,“ rief er, „daß nur eine Liebe in meinem Herzen gelebt hat und daß sie nicht sterben kann und nicht sterben wird, ob auch das Schicksal den erbarmungslosen Grabstein darüber gewälzt hat. Sie sollen es wissen, daß ich Sie allein ge-

liebt habe, und daß darum niemals eine andere Liebe in meinem Herzen Platz finden kann!"

Die Kaiserin sprang auf. Flammender Zorn loderte in ihren Blicken.

„Schweigen Sie!" rief sie, ihre Hand heftig zurückziehend, „vergessen Sie nicht, daß Ihre Worte Hochverrath sind!"

An der Wendung des Weges, der zu dem Rondel führte, erschien der Polizeipräfekt Pietri. Er blieb wie gebannt stehen bei dem Anblick, der sich ihm zeigte.

Der Graf war aufgesprungen und stand unbeweglich mit weit geöffneten Augen da, als ob er aus einem Traum erwache.

„Seine Majestät der Kaiser," sagte Pietri, sich gegen die Kaiserin verneigend, „hat mir befohlen, Eure Majestät aufzusuchen, und läßt Sie bitten, daß Sie die Gnade haben möchten, die nächste Quadrille mit dem englischen Gesandten zu tanzen."

„Ich komme," sagte die Kaiserin, indem sie Pietri voranschritt. „Der Graf Camerata hat einen Anfall gehabt, der mich den Ausbruch des Wahnsinns bei ihm befürchten läßt. Er bedarf der Ruhe — sorgen Sie, daß er sicher nach seiner Wohnung kommt!"

Sie ging schnell davon. Pietri folgte ihr, um sie bis in den Salon zu begleiten.

Graf Napoleon blickte umher, als ob er sich in seiner Umgebung zurecht finden müßte. Dann sank er auf die Bank nieder, bedeckte das Gesicht mit den Händen und rief: „Was habe ich gethan! — Hochverrath — Wahnsinn — sie hat Recht, es war beides, und eines allein ist vernichtend!"

Pietri kam zurück.

„Kommen Sie, mein Freund," sagte er, „Sie sind krank, Sie bedürfen der Ruhe, ein Fieber muß bei Ihnen

zum Ausbruch gekommen sein. Gott sei Dank, daß niemand Anderes an meiner Stelle war. Ich bin ein Korse, bei mir ruht ein Geheimniß so sicher wie im Grabe."

Der Graf sah ihn starr an.



„Wie im Grabe," sagte er dumpf, „ja, ja, das ist es, im Grabe ist Schweigen."

Pietri nahm seinen Arm und führte ihn durch einen hinteren Ausgang des Wintergartens auf einen Seitengang. Er befahl einem Lakaien, den Wagen des Grafen vor dem

Ausgange einer für den persönlichen Dienst reservirten Treppe vorfahren zu lassen.

„Soll ich Sie begleiten?“ fragte er.

„Nein,“ sagte Graf Camerata, „ich verspreche Ihnen, nach Hause zu fahren und den Arzt zu rufen.“

Pietri begleitete ihn bis an den Wagenschlag. Der Graf stieg ein, drückte ihm die Hand und warf sich in die Kissen zurück, indem er vor sich hinflüsterte: „Ich werde den Arzt rufen, den Arzt, der Ruhe bringt.“

— — — — — — — — — — — —

Pietri kehrte in die Säle zurück, stieg die Treppe hinauf und sagte traurig: „Ich ahnte etwas davon, aber ich hoffte, daß er die Kraft haben würde, zu schweigen, wie er so lange geschwiegen hat. Welch' ein Unglück, welch' ein Unglück!“

Er trat in die Säle.

Die Kaiserin tanzte mit dem Gesandten der Königin von England. Sie strahlte von Anmuth und Heiterkeit. Die Diplomaten flüsterten ringsum. Schon stieg am Horizont jene westmächtliche Alliance auf, welche das russische Reich in seinen Grundfesten erschüttern und dem Kaiser Nikolaus den Tod bringen sollte.

Als der Tanz beendet war, nahm die Kaiserin des Kaisers Arm. Lächelnd ruhig schritt sie mit ihm durch die Säle und trat in die für die fürstlichen Herrschaften reservirten Zimmer. Beide verschwanden durch eine Seitenthür, welche zu den Privatgemächern führte.

Es fiel dies Niemand auf, denn die Majestäten zogen sich oft auf wenige Augenblicke zurück, um sich von der anstrengenden Repräsentation zu erholen.

Nach kurzer Zeit wurde Pietri von des Kaisers Kammerdiener zu seinem Herrn gerufen. Er fand die Kaiserin tief bewegt mit thränenden Augen in einem Sessel sitzend. Der Kaiser stand mit ernster Miene vor ihr.

„Der Arme,“ sagte er zu Pietri, „wie bedaure ich ihn! Eine Aufwallung des Augenblicks hat ihn fortgerissen zu einer unbegreiflichen Thorheit. Eine Thorheit ist es, von der ich nicht begreife, wie sie in einem so ernsten Geiste hat Raum finden können. Aber er wird unglücklich, verzweifelt sein — er darf mir nicht verloren sein — das Alles soll nicht geschehen sein! Eilen Sie zu ihm auf der Stelle, sagen Sie ihm, daß ich seine Krankheit bedaure, daß ich seine schnelle Besserung erhoffe und erwarte, ihn bald wiederzusehen. Auch ich wünsche jetzt, daß der Plan, den die Kaiserin gefaßt, zur Ausführung kommt. Sagen Sie ihm, daß ich will,“ wiederholte er, „daß er in einigen Tagen gesund sei, vollkommen gesund, und daß er in mir und in der Kaiserin seine treuesten Freunde besitze.“

Pietri eilte davon.

Napoleon küßte die Hand der Kaiserin und sagte: „Zürne ihm nicht, er ist so tapfer und treu. Daß er Dich geliebt hat, muß ich ihm wohl vergeben.“

„Der Arme,“ sagte Eugenie, „wohl mag er viel gelitten haben, aber bei Gott, wir wollen ihn glücklich machen.“

Sie hauchte in ihr Taschentuch, drückte dasselbe auf ihre Augen und nahm dann den Arm des Kaisers, um zur Gesellschaft zurückzukehren.

* * *

Das Fest war beendet. Napoleon hatte die Kaiserin in ihre Gemächer geführt und kehrte in sein Kabinet zurück. Hier fand er Pietri.

„Was ist vorgefallen,“ rief der Kaiser, „Sie sind ganz verstört — was bringen Sie für Nachrichten?“

„Etwas Furchtbares, Sire,“ erwiederte Pietri, „Sie wollten den Armen retten, ihn sich erhalten, aber ich bin zu spät gekommen!“

„Zu spät?“ rief der Kaiser, „wie ist das möglich — er kann doch noch nicht abgereist sein?“

„Er ist abgereist, Majestät, dahin, von wo es keine Rückkehr gibt. Er ist todt.“

Napoleon sank in den Sessel nieder. „Entsetzlich,“ rief er, „todt?“

„Ich fand ihn in seinem Zimmer auf der Erde liegen, seinen Kammerdiener rathlos und verzweifelnd neben ihm; seine Hand hielt noch die Pistole umspannt, deren Kugel durch das Herz gedrungen war.“

Der Kaiser saß einen Augenblick schweigend da. Dann stand er auf.

„Ich will ihn sehen — lassen Sie einen Wagen ohne Livree vorfahren!“

In wenigen Augenblicken hatte er seine Uniform mit einem Civilanzug vertauscht, stieg die geheime Treppe hinab und fuhr nach der Wohnung des Grafen Camerata.

Der Todte war auf sein Bett getragen und entkleidet; seine Züge hatten einen ruhigen, freundlichen Ausdruck.

Der Kaiser befahl, die Thüren zu schließen.

„Weiß noch sonst Jemand etwas von diesem unglücklichen Vorfall?“ fragte er den Kammerdiener.

„Niemand, Majestät. Die Lakaien waren ausgegangen, da die Rückkehr des Herrn Grafen noch lange nicht zu erwarten war, ich allein war zu Hause und wenige Augenblicke nach seiner Rückkehr hörte ich den Schuß.“

„Ich will, daß das tiefste Schweigen beobachtet werde,“ sagte der Kaiser. „Sorgen Sie dafür, und wenn irgend einer von den anderen Dienern eine Ahnung haben sollte, so erkaufen Sie sein Schweigen.“

Der Kammerdiener verneigte sich. Napoleon winkte ihm, hinauszugehen. Dann blickte er tief bewegt auf das Antlitz des Todten.

„Pietri,“ sagte er nach einer Weile, „das ist entsetzlich. Die Sonne des Glücks strahlte leuchtend über meinem

Haupte — und nun diese schwarze Wolke! Der Arme war vom Stamme des großen Kaisers —"

„Kommen Sie, Sire," bat Pietri, „kommen Sie, dies ist kein Anblick für Sie. Was geschehen ist, läßt sich nicht ändern, überlassen Sie mir die Sorge dafür, daß das Geheimniß bewahrt bleibe. Ein Schlaganfall hat den Herrn Staatsrath getödtet. Auch Ihre Majestät die Kaiserin soll zunächst nichts Anderes wissen. Eine hochgradige Nervenkrisis macht das Alles erklärlich."

Der Kaiser drückte dem Präfekten die Hand. „Sie sind treu," sagte er, „Sie gehören ja zu uns. Bei Ihnen ist auch dieses Geheimniß wohl aufgehoben. Auch seine Mutter soll nichts Anderes wissen. Die Arme, sie hat Alles verloren, was sie auf Erden besaß."

Noch einen Blick warf er auf das bleiche Antlitz. Dann folgte er Pietri, der ihm voranschritt.

Die greise Wittwe des einstigen Kaisers von Frankreich lebt als eine Verbannte in Chislehurst in England, vergessen von aller Welt, und wenn sie im Abenddämmer am Fenster ihrer Villa sitzt, und die Schatten der Vergangenheit an ihrem geistigen Auge vorüberziehen, so erscheint ihr auch wohl die bleiche Gestalt des Mannes, den die Liebe zu ihr in den Tod getrieben — damals, als sie noch die gefeiertste Schönheit Europa's war.

Das rothe Buch.

Eine Sommergeschichte.

Von

Wilhelm Berger.

1.

An einem schönen Sommernachmittage spazierten drei junge Damen von Treseburg durch den Hochwald nach dem Hexentanzplatz.

Sie waren Pensionsfreundinnen. Vor sechs Jahren hatten sie sich in einem Pfarrhause des Südharzes kennen gelernt und waren nach der Rückkehr in die Heimath in Briefwechsel geblieben, ohne sich wiedergesehen zu haben. In diesem Frühjahr schlug Dora Gundermann eine gemeinschaftliche Fußreise durch den Harz vor, mit Goslar als Ausgangspunkt. Die schwerfälligeren Freundinnen schenkten zwar sofort dieser Idee ihren Beifall, doch schien ihnen eine Wanderung dreier Mädchen durch einsame Wald- und Gebirgsgegenden ohne männlichen Schutz ein immerhin bedenkliches Unternehmen, und es kostete Dora eine Anzahl von eindringlichen Briefen, ehe ihr Plan Annahme fand.

Es waren zehn genußreiche Tage gewesen, die sie hinter sich hatten. Allerdings stellte sich bald nach der ersten Begrüßung heraus, daß die frühere Harmonie nicht mehr vorhanden war. Adolphine dachte nicht mehr wie Dora,

und Alma nicht mehr wie Adolphine. Bei dem ersten Abendessen in Oker traten bereits allerlei Meinungsverschiedenheiten zu Tage. Sie hatten geglaubt, zur Feier des großen Ereignisses dem Wirth eine Flasche Wein abkaufen zu müssen, obgleich Keine von ihnen an dem viel besungenen rheinischen Rebensaft sonderlichen Geschmack fand. Tapfer tranken sie auch und stießen vorher, wie sich's gehörte, miteinander an: auf ihre Freundschaft, auf die Pensionseltern in Winkelrode, die sie morgen zu begrüßen hofften, und auf die Lieben zu Hause, und die Gläser gaben einen muntern Klang. Aber eine Stimmung wie in den trockenen Sitzungen ehedem wollte sich nicht einstellen; kein helles Lachen hallte von den Wänden des Speisesaals wider, wie sie es früher, in den schönen Pensionstagen, oft in ihrem Schlafzimmer angestimmt hatten, bis die Frau Pastorin hereingestürzt kam und Ruhe gebot. Nein: die Unterhaltung behielt etwas Gezwungenes, trotz der siebenjährigen Freundschaft und dem zwölfjährigen Scharlachberger.

Endlich, als Adolphine Beck schon zweimal gegähnt hatte, nahm Dora noch einmal das Wort: „Es ist traurig, aber wahr: wir sind uns fremd geworden. Ach, das schöne Backfischalter mit seiner köstlichen Illusion von Freundschaften, die unverändert durch das Leben dauern! — Unwiederbringlich ist es dahin. So wie es zwischen uns war, wird es nie wieder. Davon aber bin ich doch überzeugt: schon morgen werden wir uns besser verstehen, und nach einigen Tagen wird sogar zuweilen die frühere Harmonie sich wieder finden. Darauf trinke ich diesen Rest! — Und nun wollen wir zu Bett gehen.“ — —

Während sie nun rüstig durch das waldreiche Gebirge wanderten, wurden in der That die Freundinnen durch die gleichartigen Eindrücke in verwandte Tonarten gestimmt, so daß zuweilen ihr Geplauder wirklich klang wie das

lustige Stimmengeläute im Pfarrhause zu Winkelrode. Und als sie am letzten Tage auf dem Hochplateau hinschlenderten, durch das die Bode ihr Bett gegraben hat, gestanden sie sich, daß sie sich doch im Ganzen trefflich vertragen hätten. Und auf Anstiften von Dora Gundermann legten sie die rechte Hand auf eine verwitterte Granitzinke, die altargleich aus dem Boden hervorragte, und gelobten, mit einem Anfluge von der Schwärmerei früherer Tage, daß sie auch fernerhin treu zu einander halten wollten.

Da, als sie sich wieder zum Wege zurückwandten, entdeckte die vorangehende Alma von der Hellen auf der nächsten Ruhebank ein kleines Buch. Sie beschleunigte ihre Schritte, nahm es auf und hielt es triumphirend in die Höhe.

„Seht, was ich gefunden habe!“

Eilig kamen die Anderen heran.

„Was ist es?“ fragte Dora eifrig.

„Anscheinend ein Notizbuch. Es wird einem Herrn gehören, dem Format nach.“

Alma wies ihren Fund vor, ohne ihn jedoch aus den Händen zu geben.

Adolphine betrachtete das Buch mit Kennermiene. „Weicher Einband von rothem Leder mit Goldpressung auf dem Deckel. Englischer Geschmack; solide Arbeit. Billig wird es nicht gewesen sein.“

„Sieh doch einmal zu, was darin steht!“ mahnte Dora.

Vorwurfsvoll blickte Alma sie an. „Aber Dora! ich werde doch nicht so indiskret sein, die Privatangelegenheiten eines fremden Herrn auszuspähen!“

„Da könnten schöne Dinge an's Tageslicht kommen!“ meinte Adolphine.

„Seid ihr aber komisch!“ rief Dora lachend. „Wie sollen wir denn den Eigenthümer ermitteln, wenn wir nicht hineingucken?“

„Das hat etwas für sich," gab Alma zu. „Ich halte mich, wie die Sache liegt, für berechtigt, die erste Seite in Augenschein zu nehmen."

Adolphine wandte sich ab.

Die erste Seite indessen enthielt nichts als den Namen Rudolph Fischer, von einem Stempel mit blauer Farbe abgedruckt.

„Weiter!" drängte Dora.

Alma steckte gelassen das Buch in die Tasche.

„Ich kann es nicht verantworten, meine Untersuchung weiter auszudehnen," erklärte sie.

„So! Dann möchte ich nur wissen, wie Herr Rudolph Fischer, der möglicherweise in Hammerfest oder Bukarest wohnt, wieder zu seinem Eigenthum kommen soll? Willst Du vielleicht das rothe Ding auf Deine Kosten annonciren lassen?"

Ohne zu antworten verfolgte Alma den Weg zum Hexentanzplatz.

„Sie wird diesen Herrn Rudolph Fischer für sich studiren, sobald sie allein ist," bemerkte Adolphine zu Dora.

Dora sagte: „Ich würde es sehr wenig freundschaftlich von ihr finden, wenn sie uns keinen Antheil an ihrem Funde gönnte. Eben noch haben wir gelobt, Alles miteinander zu theilen, und schon will sie wortbrüchig werden!"

„Alma glaubt an geheimnißvolle Schicksalsmächte," spottete Adolphine. „Sie vermuthet in Rudolph Fischer ihren Zukünftigen."

Entrüstet drehte Alma sich um. „Welch ein Unsinn! Der Eigenthümer des Buches kann noch auf der Schulbank sitzen, er kann auch ein weißbärtiger alter Herr sein — ja sogar ein Vater von acht Kindern."

„Darüber würde uns wahrscheinlich der Inhalt Aufschluß geben," verharrte Dora. „Alma, sei nicht halsstarrig! Laß uns in den Wald hineingehen und uns

lagern. Und dann, ungestört von dem Schwarm der hin und her ziehenden Touristen, wollen wir gemeinschaftlich zu ergründen versuchen, wer Rudolph Fischer ist."

Damit lief sie schon vor.

Alma gab nach. „Ich will am letzten Tage unseres Zusammenseins keinen Streit veranlassen," sagte sie. „Hier ist das Buch."

Einige Minuten später saßen die Freundinnen am Stamm einer riesigen Buche, und Dora schickte sich an, die geheimen Aufzeichnungen des Herrn Rudolph Fischer an das Licht zu ziehen.

„Einen Augenblick!" rief Adolphine. „Ehe Du anfängst vorzulesen, vergewissere Dich erst, daß wir über das, was wir hören werden, nicht zu erröthen brauchen!"

Dora öffnete das Buch und blätterte eine Weile darin. Es war etwa zur Hälfte mit Bleistift beschrieben. Adolphine, die von der Seite hinüberlugte, sah eine Menge von kurzen Absätzen mit Strichen dazwischen. Die Handschrift war klein aber deutlich.

„Nun?" fragte sie neugierig.

„Du kannst ganz beruhigt sein," erwiederte Dora. „Wir brauchen uns der Bekanntschaft mit Herrn Fischer nicht zu schämen. — Doch laßt uns methodisch vorgehen. Hier das Täschchen an der Seite enthält lose Papiere; mit ihnen wollen wir uns zunächst beschäftigen. — Rechnungen — ich dachte mir's! — Nummer eins: Weißer Hirsch in Wernigerode. Am Kopf nur eine Zimmernummer. Aber was ist das? — Zweimal Rehbraten — zwei Flaschen Brauneberger — zwei Logis — zweimal Kaffee! — Kinder: Rudolph Fischer hat einen Freund bei sich! — Nummer zwei: Rothe Forelle in Ilseburg. Ebenso — Alles doppelt. Nur haben die beiden Herren Abends Bier getrunken, und zwar nicht wenig. — Und so weiter; immer dieselbe Geschichte. — Untersuchen wir den Rückdeckel. — Aha! ich

fühle ein Kartenbild. Gebt Acht: es wird die Gattin sein — vielleicht mit dem jüngsten Baby auf dem Arm. Dann ade, Rudolph Fischer!"

Sie seufzte. Die Anderen lachten.

Das Bild zeigte eine ältere Dame mit gewöhnlichen Zügen.

„Ich athme wieder auf," sagte Dora. „Diese Person kann unmöglich die Frau unseres Rudolph Fischer sein. Ich schlage vor, daß wir sie zu seiner Mutter ernennen. — Besieh sie Dir einmal, Adolphine! Wie denkst Du über solch' eine Schwiegermutter?"

„Laß die Possen!" erwiederte die Gefragte, indem sie die Lippen verzog. Doch nahm sie die Karte und betrachtete sie aufmerksam. Dann erklärte sie: „Das Bild muß vor etwa acht Jahren angefertigt sein. Dieser Aermelschnitt war in der Mode, als ich konfirmirt wurde."

„Beneidenswerthes Gedächtniß!" spottete Dora.

„Es ist der reine Zufall, daß mir das Muster noch gegenwärtig ist. Ihr wißt doch, daß ich auf solche Dinge keinen Werth lege!"

„Wollt ihr nicht auch der Rückseite der Karte Beachtung schenken?" ließ Alma sich vernehmen. „Wahrscheinlich werdet ihr dort Namen und Wohnort des Photographen finden."

Dora las: „Henry Morton, 732 Broadway, New-York. — O weh! Da können wir nicht nachfragen!"

„Herr Fischer scheint also ein Deutsch-Amerikaner zu sein," sagte Alma. „Das wäre die erste Spur. — Und was hat er dem Buche anvertraut? Das wird hoffentlich interessanter sein als Gasthausrechnungen und Bilder aus Adolphinens Konfirmationszeit."

Dora berichtete: „An der Spitze steht eine Art Motto. Es heißt: Reisender Leute Gemüth und Sinn gleichwie ihr Leib schwebt her und hin."

„Der Spruch kommt mir bekannt vor,“ merkte Adolphine an. „Weiter!“

„Wohin man auch kommen mag, immer wieder findet man dieselbe Welt,“ fuhr Dora fort.

Alma schüttelte mißbilligend den Kopf. „Herr Fischer scheint ein blasirter Mensch zu sein,“ sagte sie. „Wahrscheinlich ist er hoch in den Fünfzig und hat eine große Glatze. Kein junger Mann stellt solche Betrachtungen an.“

Dora las weiter: „Man kommt auf der Landstraße zu Bekanntschaften, und weiß nicht wie. Ehe man sich's versieht, hängt man an irgend einem Mitpilger d'ran. In den ersten Stunden geht's. Nichts wird berührt, was des Einzelnen geistiges Privateigenthum ist. Dann aber kommt die Enttäuschung. Aus der Haut guckt der Esel.“

„Pfui, Herr Fischer!“ rief Adolphine. „Welch' ein eingebildetes, hochmüthiges Subjekt sind Sie!“

„Jetzt folgt etwas Thatsächliches,“ nahm Dora wieder das Wort. „Hört! — Albert hat mich mit auf den Brocken geschleppt. Unterwegs gründlich ausgewaschen; oben Kleider geborgt; Aussicht keine. Dennoch sehr vergnügt gewesen. Wiederholung der alten Erfahrung: das Beste kommt von innen.“

„Albert!“ schaltete Alma ein. „Das ist jedenfalls der Freund, der immer die zweite Flasche Brauneberger getrunken hat.“

„Jetzt kommt ein häßliches Wort,“ begann Dora wieder und las: „Zwei Männer sind ganz vernünftig; eine Frau kommt hinzu und sofort verwandeln sie sich in Narren. Erinnerung an Schierke. — Was sagt ihr zu dieser Bosheit? Wollt ihr noch mehr von den geistreichen Einfällen des Herrn Fischer hören?“

„Nein, nein!“ lautete die entrüstete Antwort.

Dora klappte das Buch zu. „Hier, Alma, hast Du Deinen Schatz zurück!“

„Was soll ich damit? — Behalt' ihn nur."

„Ja, meinst Du denn, ich hätte Lust, ein Buch mitzuschleppen, das solche abscheuliche Bemerkungen über unser Geschlecht enthält?"

„Laßt es uns auf die nächste Bank legen," schlug Adolphine vor. „Dort mag es finden, wer will."

„Das ist das Beste," rief Dora aufspringend.

Plötzlich kam ihr ein Einfall. „Wißt ihr, was wir vorher noch thun?" sagte sie. „Wir legen unsere Visitenkarten hinein. Wenn durch irgend einen Zufall das Buch an Herrn Rudolph Fischer zurückgelangt, dann soll er sich doch etwas schämen."

Der Vorschlag fand die Zustimmung der Freundinnen.

Einige Minuten später waren die Aufzeichnungen von Rudolph Fischer wieder herrenlos geworden, und die Mädchen befanden sich auf dem Wege nach der La Vière's-Höhe.

Der Frauenverächter schien vergessen, als sie oben auf dem umgitterten Felsen standen.

„Entzückend!" rief Alma aus, und ließ ihre Blicke durch die weitgeöffnete Pforte des Bodethals hinausschweifen in die fruchtbare, sonnenbeschienene Ebene. „Hier möcht' ich eine Sommernacht durchschwärmen und den Vollmond am Himmel vorüberschweben sehen!"

„Geschmackssache!" sagte Dora trocken. „Ich liege Nachts lieber im Bett."

Adolphine holte ihr Reisehandbuch aus der Tasche, suchte eine Weile und las dann vor: „Eine hervorragend schöne Aussicht erschließt die La Vière's-Höhe, eine vorliegende hohe Felszacke am rechten Bodeufer. Tief unten im engen Thal, zwischen jäh abfallenden Klippen —"

Hier nahm Dora ihr das Buch aus der Hand und schloß es. „Lies das lieber später zu Hause nach," sagte sie. „Ich kenne nichts Langweiligeres als die Beschreibung

einer Landschaft, die man vor Augen hat. Herr Fischer wird derselben Ansicht sein."

„Ich dächte, wir ließen Herrn Fischer jetzt ruhen," entgegnete Adolphine spitz.

Dora wiegte den Kopf. „Mir thut's doch leid, daß wir sein Tagebuch nicht ausgelesen haben. Ein gewöhnlicher Mensch ist er nicht, soviel ist sicher. Ich hätte wohl Lust, zurückzulaufen und auf der Bank nachzusehen; vielleicht ist noch Niemand vorübergegangen."

Sie wandte sich nach der Treppe.

„Thu' doch, wozu das Herz Dich treibt," sagte Adolphine spöttisch.

„Das will ich auch. Nun gerade."

Und hurtig sprang Dora die Stufen hinab und verschwand zwischen den Büschen.

„Welch' ein beneidenswerthes Temperament sie hat!" bemerkte Alma. „Wenn ich eine kränkliche Mutter hätte, wie sie, und drei wilde Stiefbrüder zu versorgen und großzuziehen — dabei ein knappes Einkommen — wahrhaftig, ich wäre schon längst in der Prosa des Lebens untergegangen!"

Adolphine nickte. „Ja, ja, sie ist ein gutes Mädchen. Aber zu etwas Höherem ist sie nicht geboren."

Langsam folgten die Beiden der munteren Freundin.

Schon kam sie von der Bank zurück, erregt und lachend. Sie winkte den Gefährtinnen, stehen zu bleiben. Und als sie herangekommen war, berichtete sie: „Ich glaube, ich habe sie gesehen."

„Wen?" lautete die verwunderte Frage.

„Herrn Rudolph Fischer und seinen Freund."

„Aber wie konntest Du denn wissen —"

„Hört nur! Als ich in den lichten Wald hinaustrat und nach der Bank hinüberspähte, auf die wir das Buch niedergelegt haben, erblickte ich zwei Herren, einen langen

und einen kurzen, die sich, vom Hexentanzplatz kommend, der Bank näherten. Auf einmal schritt der Lange vor, nahm das Buch auf und steckte es ohne Weiteres in die Brusttasche seines Rockes. Und dann gingen die Beiden den Weg zurück, den sie gekommen waren. Wenn ihr zwanzig Schritte weiter vorschleicht, werdet ihr sie noch sehen können."

Dieser Weisung folgend, erblickten die Mädchen in der That zwei Touristen von verschiedener Statur, die in der Ferne zwischen den Bäumen verschwanden.

„Der lange Herr ist ohne Zweifel Rudolph Fischer. Er hat sein Buch vermißt und ist zurückgegangen, es zu suchen. Und sein Freund, der mit Vornamen Albert heißt, hat ihn dabei begleitet. Meint ihr nicht auch?"

„So scheint es ja," stimmte Adolphine bei. „Und da er sein Eigenthum jetzt wieder in der Tasche hat, ist Alles in bester Ordnung."

„Du vergißt, daß wir die Thorheit begangen haben, unsere Visitenkarten in das Buch zu legen," erinnerte Alma.

„Wenn auch! Das ändert doch nichts!"

„Nicht? Aller Wahrscheinlichkeit nach werden wir am Tanzplatz die beiden Herren treffen. Wenn die Karten nun mittlerweile entdeckt worden sind?"

„Wir tragen doch nicht unsere Namen auf den Stirnen geschrieben!" wandte Dora ein.

„Nein, das nicht. Aber wir sind unserer Drei. Die Uebereinstimmung der Zahl ist verdächtig. Und außerdem ist es gar nicht unmöglich, daß wir von den Herren früher bereits im Walde bemerkt worden sind. Ich bin dafür, daß wir geradeswegs nach Thale hinabgehen."

„Das wäre Feigheit," protestirte Dora. „Und bedenkt doch: sie werden sich's ja nicht einfallen lassen, uns anzureden!"

„Wer weiß?“ meinte Alma.

„Und wenn sie es thäten — ach, Kinder! es gäbe einen Hauptspaß! — Sie sollten nicht herausbekommen, daß wir die richtigen sind. Ich zum Beispiel würde mich Sophie Müller nennen.“

„Thut was ihr wollt,“ fiel Adolphine ungeduldig ein. „Was mich betrifft, ich habe einen rasenden Durst auf Kaffee, und es fällt mir nicht ein, an dem Wirthshause trockenen Mundes vorüberzugehen, weil daselbst unter hundert Gästen sich möglicherweise auch Herr Rudolph Fischer befindet, den ich gründlich verachte.“

Alma war überstimmt. Sie fügte sich mit leidlich guter Miene. Nur erklärte sie, daß sie sich keinenfalls einen falschen Namen beilegen würde.

Dora zuckte die Achseln. „Der Scherz wäre doch wahrlich so harmlos wie nur einer! — Aber mir ist klar: Du wirst einen furchtbar korrekten Lebenswandel führen und mit der Zeit auch das Lachen verlernen.“

„Von dem ersteren bin ich überzeugt,“ erwiederte Alma, indem sie ihre elegante Figur emporreckte und den Kopf in den Nacken warf. „Und das zweite will ich abwarten.“

2.

In einer der Felsennischen über dem Abhange des Tanzplatzes auf dem Brocken saßen die beiden Herren, die Dora beobachtet hatte, bei einer Flasche Wein. Vor ihnen auf dem Tischchen lagen die Visitenkarten der drei Mädchen.

„Jedes Wort haben sie gelesen, verlaß Dich darauf,“ sagte der Kleinere, ein jovial dreinschauender, etwas korpulenter Dreißiger.

„Das Unglück wäre nicht groß,“ versetzte der Andere gelassen. „Ich habe keine einzige Deiner Anekdoten niedergeschrieben.“

„Wirklich nicht?“ lachte der Kleine. „Einige hätten es wohl verdient. — Was steht denn eigentlich in dem Buche d'rin?“

„Glossen, wie sie ein nachdenklicher Mensch auch über alltägliche Vorkommnisse zu machen pflegt. — Willst Du sie lesen?“

Er langte mit der Hand nach der Tasche.

„Laß nur,“ wehrte ihm der Gefährte. „Ich befürchte, Deine Aphorismen werden nicht nach meinem Geschmack sein.“

„Das ist allerdings sehr wahrscheinlich. Ich halte ernste Gedanken immer für zeitgemäß; Du gehst ihnen aus dem Wege, so viel Du kannst.“

Der Andere verzog das Gesicht. „Ich weiß: Du bist ein Mensch nach dem Muster Hamlet's. Ich bin lustiger gerathen.“

„Und doch kenne ich Jemand Deines Namens, mit dem in seinem Berufe durchaus nicht zu spaßen ist.“

„In meinem Berufe!“ rief der Kleine und zog die Augenbrauen in die Höhe. „Ja, mein lieber Rudolph — der ist doch eine Sache für sich! Und, Gott sei Dank, bin ich in der angenehmen Lage, mir einen Privatcharakter gestatten zu dürfen, was nicht Alle haben, die in einer Profession stecken. Sobald Doktor Albert Storch keinen Patienten vor sich hat, ist er ein fideler Kerl, zu allerlei Schwänken aufgelegt. Und erst recht in den Ferien, wo mir die ganze Wissenschaft —“

Er unterbrach sich und schaute mit großen Augen nach dem Platze hin, der sich vor dem Hause ausdehnt.

„Was ficht Dich plötzlich an?“ fragte Rudolph Fischer kopfschüttelnd.

„Es nähern sich drei holde Jungfräulein,“ berichtete Albert.

„Laß sie doch! Was gehen sie uns an?“

Albert fuhr fort, ohne sich irre machen zu lassen: „Alle Drei tragen seidene Staubmäntel und darüber gehängte Ledertaschen; es sind unverkennbar selbstständige Touristinnen, und zwar aus guten Familien. Nummer Eins wählt den Sitz aus. Es ist eine helle Blondine von prächtiger Figur und mit aristokratischem Gesicht, das nur jetzt, da sie nicht spricht, im Ausdruck etwas apathisch erscheint. Sie wäre nichts für Dich, Rudolph, glaub' ich."

„Ich suche keine Frau."

„Eher schon die Zweite, die sich wohl mit etwas mehr Grazie auf den Stuhl hätte niederlassen können. Sie ist ebenfalls über Mittelgröße, aber etwas robuster wie Nummer Eins. Sie spricht, ohne den Mund mehr als nöthig zu bewegen — eine sparsame Natur. Sie würde Dir den Kaffee bohnenweise zuzählen, Rudolph!"

„Bist Du bald fertig?"

„Gleich, mein Lieber. Da ist nämlich noch Nummer Drei ... Sie zieht das Taschentuch heraus und stäubt ihren Stuhl ab. Das ist ein schöner Charakterzug an ihr, den ich aufrichtig bewundere. — Jetzt berathschlagt sie mit den Anderen, ohne sich zu setzen. Aha! sie sieht sich nach einem Kellner um. Aber Karl, der Faulpelz, unterhält sich mit dem Fernrohronkel ... Sie hat ihn entdeckt und schießt auf ihn zu, um zwei Portionen Kaffee zu bestellen ... Karl, der Schlingel, nickt herablassend ... Sie kommt zurück ... Ich liebe diesen flotten, elastischen Gummischritt; er verkündet ein sanguinisches Temperament. Und das ist eine wahre Gottesgabe, namentlich bei einem Frauenzimmer. An Schönheit sieht man sich bald satt, Geld macht bequem und lähmt den Arbeitsnerv, aber das heitere Gemüth einer Frau erfüllt das Haus beständig mit belebendem Sonnenschein. — Aber Du hörst wohl gar nicht zu, Rudolph?"

„Entschuldige ... Was sagtest Du?"

„Deine Zerstreutheit ist polizeiwidrig! — Sieh doch wenigstens einmal hinüber! Ich bin überzeugt, daß Nummer Drei ausgezeichnet für Dich passen würde. Ein freundliches Gesicht, schalkhafte braune Augen, eine rundliche Figur — sie würde ein allerliebstes Hausmütterchen machen!"

Verdrießlich entgegnete Rudolph: „Versorge Dich doch selbst, wenn Dir die Waare so begehrenswerth scheint!"

„Von mir ist nicht die Rede, mein Bester. Ich habe nicht die geringste Anlage zum Ehemann. Du dagegen — seit ein paar Jahren predige ich Dir schon vor, daß Du heirathen mußt. Wann wirst Du endlich hören? — Deine ganze Natur, Deine Verhältnisse, Deine Beschäftigung — Alles weist Dich auf die Gründung einer Familie hin —"

„Willst Du endlich aufhören?" unterbrach ihn Rudolph ärgerlich.

Dazu aber hatte Albert noch keine Lust. Er nahm die Visitenkarten auf, eine nach der andern, betrachtete sie aufmerksam und sagte dann: „Dora Gundermann — das muß die Vergnügte sein."

Rudolph fuhr auf. „Du bildest Dir doch nicht ein, daß jene jungen Damen —"

„Nicht so laut!" warnte Albert. „Gewiß bilde ich mir das ein. Sie haben Dein Tagebuch gefunden, haben Deine ernsten Gedanken gelesen, und schwärmen sämmtlich für den geistreichen Unbekannten. Am meisten Nummer Drei — Dora Gundermann — nach dem Gesetz des Gegensatzes."

„Unsinn! Du bist ganz und gar auf falscher Fährte!"

„Wollen wir wetten?"

„Willst Du sie etwa nach ihren Namen fragen?"

Albert lachte verschmitzt. „Vielleicht! — Soll es eine zweite Flasche Oestricher gelten?"

„Aber ich verstehe nicht, wie Du —"

„Die Unverschämtheit haben kannst, und so weiter.

Nein, mein frommer Freund, so etwas verstehst Du nicht. Laß mich nur machen; ich bin just aufgelegt dazu, mir ein kleines Abenteuer einzubrocken."

Er nahm die Visitenkarten an sich und stand auf.

Rudolph wurde ängstlich. „Ich bitte mir aber aus, daß ich aus dem Spiele bleibe," bat er dringend.

Doch Albert gab ihm keine Antwort. Er ging an den Mädchen vorüber, ohne einen Blick auf sie zu werfen. Nach einer Weile erschien er wieder hinter dem Kellner, der Kaffee herantrug, und nachdem er sich auf diese Weise unbemerkt an den Tisch gepirscht hatte, sagte er in fragendem Tone: „Fräulein Dora Gundermann?"

Die Kriegslist hatte Erfolg; sofort drehte Dora sich nach der fremden Stimme um. Sie sah in das Gesicht eines unbekannten Herrn, der einige Visitenkarten in der Hand hielt.

„Sie irren sich, mein Herr," erwiederte sie schnell gefaßt. „So heißt Keine von uns."

Albert spielte den Enttäuschten. „Ach! das würde ich sehr bedauern. Ich vermuthe nämlich eine Verwandte in ihr. Meine Großmutter war eine geborene Gundermann."

Unbedachtsam versetzte Dora: „Ich habe niemals von einer Schwester meines Großvaters gehört."

„Sollten Sie sich darin wirklich so genau auf Ihr Gedächtniß verlassen können, Fräulein Gundermann?"

Doris biß sich auf die Lippen; sie erkannte, daß sie sich verrathen hatte.

Lächelnd fuhr Albert fort: „Drei Karten hat mir ein freundlicher Kobold in die Hände gespielt. Die erste — die Ihrige, Fräulein Gundermann" — er verbeugte sich vor Dora — „zeigt nichts als den Namen. Die anderen beiden sind beschrieben."

Wie aus einem Munde riefen Alma und Adolphine: „Das ist nicht wahr!"

„Ich danke Ihnen, meine Damen," sagte Albert außerordentlich höflich. „Gestatten Sie, daß ich mich auch meinerseits vorstelle: Albert Storch, Doktor der Medicin."

Dora war die Erste, die ihre Verlegenheit überwand. „Also Ihnen gehört das rothe Buch nicht," bemerkte sie schnippisch.

Albert that befremdet. „Welches rothe Buch?"

Jetzt nahm Alma das Wort. „Lassen Sie uns der Komödie ein Ende machen. Wir haben vorhin, wie Sie längst errathen haben, ein Notizbuch im Walde gefunden. Der Eigenthümer ist Rudolph Fischer."

„Dort sitzt er," sagte Albert und deutete auf seinen Freund. „Wenn Sie mir das Buch anvertrauen wollen — ich will es ihm zurückgeben."

Entrüstet über die Winkelzüge des Zudringlichen fiel Adolphine ein: „Er hat es bereits, wie Sie recht gut wissen."

So leicht indessen gab Albert sein Spiel nicht auf. „Hat er wirklich?" gab er erstaunt zurück. „Das freut mich für ihn. Denn wie ich meinen Freund Fischer kenne, könnte es leicht Bemerkungen enthalten, die man nicht gerne an Dritte gelangen läßt — Herzensergüsse befremdlicher Art, die den Verfasser nicht gerade in günstigem Lichte erscheinen lassen —"

„Das thut es auch," bestätigte Alma.

„In der That? — Ich hab' es mir ja gleich gedacht. Mein Freund Fischer hat nun einmal absonderliche Ansichten, die auf wenig Beifall rechnen dürfen —"

„Wenn er nur die Frauen ungelästert lassen wollte!" fiel Dora lebhaft ein.

„Nun steh' mir bei, o Geist der Lüge!" war Albert's stummes Gebet. Und seine erfinderische Phantasie versagte ihm nicht.

„Deshalb müssen Sie nicht schlecht von meinem Freunde

Fischer denken, meine Damen," sagte er. „Fischer nämlich" — er setzte sich zu ihnen, wie im Eifer der Rede — „Fischer ist höchst unglücklich verheirathet. Von Natur ist er einer der gutmüthigsten, liebenswürdigsten, prächtigsten Menschen. Nur die Frau hat ihn verbittert. Sie ist eine der wenigen bösen Sieben, die es gibt."

Das Interesse der Mädchen war erweckt.

An die Photographie denkend, fragte Dora: „Herrn Fischer's Frau ist wohl bedeutend älter als er?"

Albert erinnerte sich, daß Rudolph ein Bild seiner verstorbenen Mutter beständig bei sich zu tragen pflegte. Wahrscheinlich befand es sich in dem rothen Buch; die Mädchen hatten es gesehen und hielten es jetzt für dasjenige der erdichteten Frau Fischer.

„Sie könnte beinahe seine Mutter sein," antwortete er.

„Wie ist eine solche ungleiche Ehe nur möglich?" rief Adolhpine fast empört aus.

Albert zog die Schultern in die Höhe. „Bedenken Sie nur unsere komplizirten sozialen Verhältnisse, mein Fräulein! Dabei ist wirklich Alles möglich. Und der Fall meines Freundes Fischer ist nicht einmal ganz selten. Er war ein armer Teufel — ein Gelehrter, der unter Büchern lebte und sich kümmerlich durchbrachte. Solche Leute sind, der Welt gegenüber, nicht viel anders wie Kinder. Nun traf es sich — aber ich fürchte, Sie zu langweilen, wenn ich Ihnen die ganze traurige Historie erzähle . . ."

„Durchaus nicht," protestirte Dora.

„Sie erlauben wohl, daß wir unterdessen Kaffee trinken," beeilte sich Adolphine einzuschalten.

„Es traf sich also," begann Albert wieder, „daß die Wittwe eines amerikanischen Oelprinzen in ihre Heimathstadt Kassel zurückkehrte. Vor langen Jahren war sie mit ihren Eltern — der Vater war ein verbummelter kleiner Handwerker — ausgewandert, und hatte das Glück gehabt,

einem jener geldhungerigen Yankees zu gefallen, die spekulirend durch das Land ziehen, nacheinander ergreifend, was ihnen schnellen Nutzen zu versprechen scheint. Sie war noch nicht lange mit Herrn Amos Sparks verheirathet, als er auch einmal in der Petroleumregion sein Glück versuchte. Und dort erschloß er eine Quelle, die ihn in wenigen Jahren zum reichen Manne machte. Kaum hatte er sich indessen in einer Oelstadt ein eigenes Haus gebaut, als der Rheumatismus anfing, ihn zu plagen. Immer mehr wurde er zum Krüppel. Und während seiner ganzen langen Leidenszeit wollte er Niemand anders zu seiner persönlichen Bedienung haben, als seine Frau. Als er dann endlich das Zeitliche segnete, sagte sich seine Wittwe, daß sie noch eigentlich so gut wie nichts von ihrem Leben genossen habe. Und da sie wußte, daß man im Lande der Markrechnung mit Dollareinnahmen weiter kommt als da, wo der Dollar zu Hause ist, nahm sie sich vor, dies in ihrem Vaterlande nachzuholen. Bald aber machte sie die Erfahrung, daß sie, als einzelne Frau, durchaus nicht so konnte, wie sie gern wollte. Es wurde ihr klar, daß sie, um nach ihrem Gefallen leben zu können, einen Mann haben mußte. Und einen Mann, wie sie ihn bedurfte, suchte sie. Dieser Mann mußte gebildet sein, um sie unterhalten und ihr auf Reisen die Sehenswürdigkeiten erklären zu können; er mußte gefügig sein, damit sie die Herrin blieb.

Da geschah es eines Tages, daß die Wittwe Sparks meinen Freund Fischer im Park von Wilhelmshöhe erspähte, wo er grübelnd spazieren ging. Mit einem wahrhaft unheimlichen Scharfblick erkannte sie sofort, daß sich ihr ein geeigneter Kandidat darböte. Sie fragte ihn nach dem Wege, behielt ihn an ihrer Seite, um allerlei Auskunft bittend, und fand zu ihrem Entzücken ihre Vermuthung bestätigt.

Die Folgen dieser Begegnung können Sie sich denken,

meine Damen. Frau Sparks preßte ihren neuen Bekannten zunächst zum Hausfreund und überschüttete ihn mit Aufmerksamkeiten. Und als mein argloser Freund nach drei Monaten noch immer nicht merken wollte, worauf sie es mit ihm abgesehen hatte, machte sie ihm kaltblütig den Vorschlag, er möge sie heirathen. Natürlich verrieth sie ihm nicht, daß sie ihn gewissermaßen als Dienstmann auf Lebenszeit zu engagiren wünsche — o nein, so dumm war sie nicht. Vielmehr heuchelte sie ein ungeheueres Interesse an seinen wissenschaftlichen Arbeiten und bedauerte ihn auf das Lebhafteste, daß er nicht so situirt sei, um frei seinen Studien leben zu können. Aus einem Uebermaß von Herzensgüte schien schließlich ihr Entschluß zu entspringen, ihre Einkünfte mit ihm zu theilen. Und nicht anders faßte mein Freund die Sache auf. Als er einwilligte, wußte er, wie ich fest glaube, nicht einmal, ob die Wittwe Sparks helle oder dunkle Haare hatte; er dachte nur daran, daß er durch die einfache Eintragung seines Namens in das große Buch des Standesamts sich die erforderliche Muße für seine Forschungen erwerben könnte — an weiter nichts.

Mein armer Freund! wie sah er sich betrogen! — Kaum war die Wittwe Sparks zur Frau Rudolph Fischer geworden, als sie die Zügel in die Hand nahm. Sechs Monate lang mußte er als Reisemarschall sie durch ganz Europa begleiten, wobei sie nicht ein einziges Buch in seinem Koffer duldete. Und als sie endlich der Fremde müde geworden war und sich von ihrem Opfer nach Hause zurückbringen ließ, da fand er dort zwar ein Arbeitszimmer mit altdeutschen Möbeln vor, aber Ruhe gönnte sie ihm darin nicht. Wenn sie Langeweile spürte, was meist der Fall war, kam sie zu ihm und beanspruchte, von ihm amüsirt zu werden. Und Fischer, erfüllt von Dankbarkeit gegen seine Wohlthäterin, ließ sich tyrannisiren und tanzte

vom Morgen bis zum Abend nach der Pfeife seiner Frau.

Sie werden mir gewiß zugeben, meine Damen, daß für einen Mann von der geistigen Bedeutung meines Freundes dieser Zustand ein ganz unwürdiger war."

„Aber ohne alle Frage," stimmte Dora eifrig zu. „Diese Frau Fischer hasse ich, ohne sie zu kennen."

Alma dagegen erklärte sehr entschieden: „Für einen Mann, der sich in der Ehe seine richtige Stellung nicht zu erringen versteht, vermag ich kein Mitleid zu fassen."

Ueberrascht blickte Albert sie an. „Diese Empfindung ist nicht unberechtigt, Fräulein Beck," gab er zu.

„Von der Hellen," beeilte sich Adolphine, ihn zu verbessern.

„Uebrigens bin ich mit meiner Erzählung noch nicht zu Ende, Fräulein von der Hellen," fuhr Albert fort. „Nachdem mein Freund sein Joch etwa ein Jahr lang ohne Murren getragen, muckte er auf. Auch der Geduldigste kann schließlich bis zu einem Punkt getrieben werden, wo er Widerstand leistet. Es begann ein Krieg zwischen den beiden Gatten, der durchaus nicht lustig war. Eine reich gewordene Handwerkertochter pflegt als Feindin nicht eben sanft zuzufassen. Aber mein nunmehr störrisch gewordener Freund erreichte doch so viel, daß er über den Morgen frei verfügen darf. Erst Mittags, sobald es zur Suppe schellt, muß er in seine Sklavenkleider schlüpfen. Daß er, nach diesen Erfahrungen und trotz des getroffenen Kompromisses, noch immer unter dem Druck einer unwürdigen Stellung, auf das weibliche Geschlecht nicht gut zu sprechen ist, werden Sie begreiflich finden, meine Damen. Nach Art der Gelehrten abstrahirt er aus einem Spezialfall die allgemeine Regel; nach der Frau, die ihn mißhandelt, beurtheilt er alle Frauen. Das ist bedauernswerth, aber entschuldbar."

3.

Während Albert Storch den drei Mädchen diese Geschichte aufband, saß der Held derselben ahnungslos hinter einem kleinen Rest Oestricher. Verstohlen beobachtete er das Treiben des kecken Freundes. Wie dieser es fertig gebracht hatte, sich bei den fremden Damen einzuführen, war ihm absolut unbegreiflich. Und damit nicht genug: nach kaum fünf Minuten saß er wie ein alter Bekannter zwischen ihnen und schwadronirte wie eine Grasmücke. Das war noch toller! Wahrscheinlich erzählte er kleine Reiseabenteuer aus dem Harz, die er in seiner bekannten Manier durch frei erfundene Zuthaten interessant zu machen wußte. O, es war ein arger Münchhausen, sein jovialer Freund Albert Storch! Aber daß er, als geistreicher Mensch, Gefallen daran finden konnte, drei jungen Frauenzimmern, die ihn gar nichts angingen, die Zeit zu vertreiben, den Reisegefährten vergessend — darüber wunderte Rudolph Fischer sich am meisten.

Als aber Albert gar keine Miene machte, zu ihm zurückzukehren, wurde ihm die Sache langweilig. Er zog sein geliebtes rothes Buch hervor und schrieb, nach einigem Nachdenken, hinein: „Man mag leben, wie man will, überall trifft man auf den störenden Einfluß des weiblichen Elements. Ohne ihn, wie viel weiter würden wir es schon gebracht haben! Wie viel mehr nützliche Arbeit könnte geleistet werden! Aber immer drängt sich das sogenannte schöne Geschlecht mit seinen ewigen kleinen Bedürfnissen in den Ernst der Geschäfte."

Nachdem Rudolph Fischer diesen heimlichen Schuß auf die Töchter Eva's abgefeuert hatte, überlegte er, wie er das Freie gewinnen könnte, ohne von jenem Tische aus bemerkt zu werden, wo Albert noch immer log. Wenn er gleich rechts neben seinem Sitze in die nächste, tiefer-

liegende Felsennische hinabkletterte! Von dort zog sich ein Pfad hinter schützende Büsche.

Möglich war's. Allerdings: ein kleiner Sprung mußte gewagt werden, der indessen vollständig gefahrlos schien. Nur bedachte der Weiberfeind nicht, daß er seit seiner Gymnasiastenzeit keine körperlichen Uebungen mehr getrieben hatte, und daß der Ungeschickte über seine eigenen Füße zu Fall kommen kann. Im Augenblicke des Absprungs wurde er irre an seiner Schätzung der Entfernung, und landete demzufolge nicht sicher auf den Füßen, sondern schlug nach vorne über und prallte mit der zum Schutz rasch vorgestreckten rechten Hand höchst unsanft gegen den Felsen.

Dora hatte ihn fallen und verschwinden sehen und stieß einen Schrei aus.

„Herr Fischer ist abgestürzt!"

Mit diesem Ausruf sprang sie auf und eilte an den Ort des Unglücks.

Als der tödtlich erschrockene Rudolph Fischer sich mühsam wieder in die Höhe gerichtet hatte, sah er sich von den gefürchteten jungen Damen umringt, die ihn besorgt anschauten.

„Haben Sie sich weh gethan, Herr Fischer?"

„Gott, wie ich mich erschrocken habe!"

„Sie hätten sich leicht den Tod holen können, Herr Fischer!"

So tönte es ihm im Chor entgegen.

Ueber ihm aber, auf dem eben verlassenen Plateau, die Hände in den Seitentaschen seines Ueberrocks, stand Albert und blickte kopfschüttelnd auf den anscheinend unbeschädigten Freund nieder.

„Wo wolltest Du eigentlich hin?" erkundigte er sich mit malitiösem Lächeln.

Wenn Rudolph nicht einen stechenden Schmerz im Hand-

gelenk gefühlt hätte, würde er wahrscheinlich die ihm lästige Theilnahme der Damen mit einer scherzhaften Ausrede abgewehrt haben; doch der Gedanke, daß sein Handgelenk gebrochen und auf längere Zeit zum Gebrauche untauglich geworden sei, beraubte ihn der Fassung. Ohne auf die ihm gestellten Fragen eine Antwort zu ertheilen, starrte er umher.

„Hier ist auch Ihr Hut," sagte Dora. „Und nun kommen Sie mit hinauf und setzen sich zu uns. Bemühen Sie sich nicht mit Sprechen; Sie müssen sich erst etwas erholen. Mein Gott! Sie sind ja ganz blaß; der plötzliche Schreck sitzt Ihnen noch in allen Gliedern. Nehmen Sie lieber meinen Arm und stützen sich darauf!"

Gehorsam that Rudolph, wie ihm geheißen worden war. Albert sah mit Genugthuung, wie die Mädchen ihn in ihre Obhut nahmen. Er ließ es ruhig geschehen, daß sie ihn zu ihrem Tische führten und ihn zwangen, dort Platz zu nehmen. Dann jedoch trat er zu ihm und sagte: „Gib mir einmal Deinen rechten Arm her, Du kühner Springer!"

„Es ist das Handgelenk," stöhnte Rudolph.

„Eine Verstauchung, weiter nichts," erklärte Albert. „Ich muß Dich etwas massiren. Beiße die Zähne zusammen, es thut weh."

„Au!" schrie der Gepeinigte.

Alma holte ihr Riechfläschchen hervor und hielt es ihm unter die Nase.

„Es ist schon vorüber," sagte Albert. „Jetzt hätte ich gerne einen langen Streifen Leinen oder Baumwollzeug für eine Bandage. Würden Sie vielleicht so freundlich sein, Fräulein Gundermann, die Wirthin darum anzusprechen?"

Als Rudolph diesen Namen hörte, blickte er betroffen auf; Dora aber, die sich schon in Bewegung gesetzt hatte, nickte ihm freundlich zu: „Wir haben Ihnen nichts übel genommen, Herr Fischer!"

So schien es in der That, zur nicht geringen Verwunderung Rudolph's. Sogar eine Vertraulichkeit wurde ihm entgegengebracht, als ob er ein plötzlich entdeckter Onkel sei. Er bemerkte wohl, daß er bemitleidet wurde, doch glaubte er, daß sein Unfall davon die Ursache sei. Die guten, weichherzigen Geschöpfe! dachte er beschämt, indem er sich der bösen Bemerkungen erinnerte, die das rothe Buch über die „Weiber" enthielt. In Wirklichkeit aber gaben sich die Mädchen ihm gegenüber unbefangen, weil sie ihn für einen verheiratheten Mann hielten, und bedauerten ihn, weil ihnen seine Ehe als eine höchst unglückliche galt.

Im Verlaufe weniger Minuten erfuhr er, daß Alma in Hannover zu Hause sei und einen Justizrath zum Vater habe, und daß Adolphine, eine Waise, in einer Töchterschule Magdeburgs Unterricht in weiblichen Handarbeiten und im Zeichnen ertheile. Und Dora, während sie das Ende der Bandage festnähte, erzählte: „Wie manchen Verband habe ich schon selbst anlegen müssen! — Ich habe nämlich drei Wildfänge von Brüdern, die wahre Pechvögel sind. Kaum ein Tag vergeht, daß nicht einer von ihnen sich beschädigt. Davon darf dann die ängstliche Mutter nichts erfahren; sie schleichen zu mir, und ich muß helfen. Sie sind recht tapfer, alle Drei; sie gehen selbst mit geschundenen Beinen und geschwollenen Fußknöcheln vor der Mutter umher, wie Soldaten auf dem Paradefelde."

Mit Wohlgefallen betrachtete Rudolph die niedliche Samariterin, die so leicht und behende mit seinem schmerzenden Handgelenk umsprang, und so allerliebst plauderte. Sie hatte ihren Hut abgelegt; in den Strahlen der Abendsonne erglänzte ihr krauses, braunes Haar. Wenn sie einmal den Blick zu ihm aufschlug — wie treuherzig, wie gut, und doch dabei wie heiter und in sich vergnügt sah sie aus! Und welch' hübschen Mund sie hatte! Sogar

die kleine Lücke zwischen den mittleren oberen Vorderzähnen stand ihr vortrefflich und hätte gar nicht fehlen dürfen!

Albert beobachtete den Freund. Er las in seinem Gesicht, daß er anfing, dem Zauber weiblicher Nähe zu erliegen. Und in dem erfinderischen Kopfe des Doktors stieg sofort der Plan auf, die Gelegenheit zu weiteren Verwickelungen herbeizuführen.

„Sie sind eine ausgezeichnete Gehilfin, Fräulein Gundermann," sagte er. „Ihre Nähte sind dauerhaft wie Niete. Ich möchte indessen doch, der Sicherheit wegen, den Arm in eine Schlinge legen. Diesmal sollen Sie sich nicht bemühen, ich werde sehen, daß ich ein passendes Tuch auftreibe."

Damit entfernte er sich, heimlich schmunzelnd, und überließ Rudolph Fischer seinem Schicksale. Drinnen im Gasthofe aber hatte er zunächst eine längere Unterredung mit Karl, dem Kellner, die damit endigte, daß Karl ein Dreimarkstück einsteckte. Dann schlenderte der Doktor zur Küche, fand die Wirthin, erhielt, was er wünschte, begann ein Gespräch mit ihr über ihre Familienangelegenheiten, und blieb eine Viertelstunde lang bei ihr stehen, immer das Tuch in der Hand.

Mittlerweile thaute Rudolph Fischer auf. So natürlich gaben sich die drei Mädchen, so schlicht und verständig sprachen sie, so ganz wie zu Ihresgleichen, daß ihn ein Gefühl der Behaglichkeit durchströmte, wie er es lange nicht empfunden. Er kam in's Reden. Bekanntlich können schweigsame Naturen, wenn ihnen einmal die Zunge gelöst wird, nicht so leicht das Ende finden. Die Mädchen kannten ihn aus Albert's Erzählung als weitgereisten Mann und fragten nach fremden Ländern und Menschen. Glücklicherweise war Rudolph Fischer wirklich weit in der Welt umhergekommen, sonst würde bei dieser Gelegenheit

der abscheuliche Betrug Albert's an den Tag gekommen sein. Vom Lande der Mitternachtssonne bis hinab zur heißen Zone hatte er sich umgesehen. Und als er anfing zu berichten, strömten ihm Erinnerungen in überwältigender Fülle zu. Er sprach und sprach, und berauschte sich an seinem eigenen Vortrage.

Welch' ein aufmerksames Auditorium hatte er aber auch! — Lautlos hörten die drei Freundinnen seinen Schilderungen zu. Wohl mochten sie, denn beständig blieb ihnen gegenwärtig, unter welchen erschwerenden Umständen der Erzähler diese köstlichen Reisen gemacht hatte — im Solde der ehemaligen Frau Sparks, die ihn mit schnöder Rücksichtslosigkeit fortwährend zu niedrigen Diensten zwang, die alle Mühen, alle Arbeit, alle Geschäfte auf ihn abwälzte! Und dennoch ließ er sich nicht die leiseste Anspielung auf die Existenz dieser Megäre entschlüpfen, die ihn doch zu einem reinen Genuß an den Wundern der Natur, an den Schöpfungen der Kunst sicherlich nicht hatte kommen lassen!

Keine Frage: Rudolph Fischer hatte einen liebenswürdigen Charakter. Jede der Freundinnen sagte sich's, am lebhaftesten aber fühlte Dora seine seltene Vortrefflichkeit.

Bild auf Bild rückte er vor die Augen der Lauschenden Den Eiffelthurm in Paris, die Peterskirche in Rom, die blaue Grotte auf Capri, die Pyramiden bei Gizeh —

Da erschien der fast vergessene Doktor Albert Storch. wieder. Und nun dachte Adolphine plötzlich daran, daß die Zeit Schwingen hat, wenn sie angenehm verstreicht. Sie sah nach der Uhr und schreckte die Freundinnen durch die Mahnung auf: „Wir müssen unverzüglich aufbrechen, falls wir noch vor Abgang des letzten Zuges in Thale eintreffen wollen.“

„Wie? Aufbrechen wollen Sie?“ rief Albert, als ob er

seinen Ohren nicht traute. „Aber, meine Damen, woran denken Sie? Heute Abend dürfen Sie unter keinen Umständen abreisen!“

„Dürfen wir nicht?“ erwiederte Adolphine befremdet. „Das wäre doch seltsam! — Und warum nicht, Herr Doktor?“

„Ja, wissen Sie denn nicht, daß hernach, wenn die Dunkelheit eingetreten ist, eine bengalische Beleuchtung des Bodethales von der Teufelsbrücke abwärts stattfindet?“

„Das Erste, was ich höre!“ versetzte Adolphine.

„Ich brauche nicht weiter auszuführen, welche wunderbaren Lichteffekte durch die Kette der bunten Flammen entstehen,“ fuhr Albert eifrig fort. „Und nur einmal im Jahre veranstaltet die Magdeburg-Halberstädter Eisenbahnverwaltung dieses einzig großartige Schauspiel. Wir haben unsere Reise eigens so eingerichtet, daß wir zu diesem Abende hier eintrafen — an demjenigen Punkte, der den umfassendsten Ausblick gewährt.“

Rudolph Fischer war vor Verwunderung stumm; von allen diesen Dingen hatte er noch nicht das Geringste erfahren.

Die Mädchen blickten sich unschlüssig an.

„Das müssen wir sehen,“ nahm Dora zuerst das Wort.

Und Alma pflichtete ihr bei: „Gewiß! — Man würde uns ja zu Hause auslachen, und das mit Recht, wenn wir uns unmittelbar vorher aus dem Staube machten.“

Nur Adolphine zögerte mit ihrer Zustimmung. „Ist die Sache auch wirklich sicher?“ fragte sie. „Ich bemerke nirgendwo Vorbereitungen. Und es ist mir keine einzige Ankündigung zu Gesicht gekommen!“

„Karl!“ rief Albert mit Stentorstimme.

Karl, der sich in der Nähe umhertrieb, kam mit ungewöhnlicher Geschwindigkeit heran.

„Wann fängt die Beleuchtung an, Karl?"

„Die Leute haben Befehl, mit dem Glockenschlage Neun anzuzünden," lautete die unverdächtige Auskunft des Kellners.

Er hatte das Dreimarkstück verdient.

Aber noch war die vorsichtige Adolphine nicht ganz beruhigt. „Können wir für die Nacht Betten haben?" erkundigte sie sich.

„Will ich sofort besorgen," erwiederte Karl dienstfertig und machte, daß er fortkam.

Die Entscheidung war gefallen.

Dem Doktor war doch nicht behaglich zu Muthe bei dem Gedanken, daß spätestens in wenigen Stunden seine dreisten Lügen unfehlbar als solche erkannt werden würden. Aber er hatte schon bei so manchem ähnlichen Streich seine Opfer nachher als Lacher auf seine Seite gebracht, daß er auch diesmal glimpflich davon zu kommen hoffte. Und dann: Alma's Erscheinung und vornehme Art hatten Eindruck auf ihn gemacht. Er mußte sie näher kennen lernen; dazu war ihm jedes Mittel recht.

Also ergriff er wieder das Wort: „Wir sind entzückt über die Aussicht, den Abend in Ihrer Gesellschaft verleben zu dürfen. — Mit Ihrem Kaffee sind Sie fertig, meine Damen — wie wär' es, wenn wir vor dem Abendbrod noch einen kleinen Spaziergang unternähmen? Ich habe im vorigen Jahre ganz in der Nähe — kaum eine Viertelstunde weit — eine entzückende Waldparthie entdeckt — etwas so Idyllisches, wie es der ganze Harz vielleicht nicht wieder bietet. Ja, wenn ich ein Dichter wäre, wie hier mein Freund Fischer — ich versichere Ihnen: ich würde unter dem ersten Eindruck dieses lauschig stillen Ortes mein ganzes Notizbuch mit vierzeiliger Lyrik angefüllt haben. — Darf ich Sie hinführen, meine Damen? — Ihre Plaids und Taschen werde ich dem Wirthe in Verwahrung geben."

Was konnte man Besseres thun, um die Zeit hinzubringen?

Und mit Einwilligung der drei Freundinnen unternahm es Albert, die Gesellschaft zu der „entzückenden Waldpartie" zu geleiten, die er nie in seinem Leben gesehen hatte. Daß sie sich auch nach einer Viertelstunde nicht zeigen wollte, beunruhigte nur die pedantische Adolphine, die den Nachtrab des Zuges bildete. Denn voran, wie in der Ordnung, spazierte Albert als Pfadfinder, und zu ihm hatte sich, wie von ungefähr, Alma gesellt. Und dann folgte Rudolph Fischer mit Dora, die sich als Pflegerin des Verletzten betrachtete und ihn in diesem Charakter anf jede Baumwurzel aufmerksam machte, die im Wege aufragte.

Adolphine war bei Bildung der Paare zu kurz gekommen. Sie merkte bald, daß sie überflüssig sei. Niemand bekümmerte sich um sie. Immer ungeduldiger werdend, rief sie alle paar Minuten: „Sind wir noch nicht bald am Ziele, Herr Doktor?" — Aber der Herr Doktor fand kaum Zeit, eben halb den Kopf zu wenden und zu antworten: „Gleich!" — dann war er sofort wieder tief im Gespräch mit Alma.

Was die Beiden nur miteinander zu tuscheln hatten? Jetzt standen sie still; Alma drohte ihrem Gefährten, der gesenkten Hauptes vor ihr stand, mit dem Finger. Und er, der Doktor, ergriff darauf ihre Hand und küßte sie — einmal, zweimal — nun zog Alma rasch ihre Hand zurück. Sie sahen sich an und lachten. Alma, die zurückhaltende, sittenstrenge Alma, lachte einen Herrn an, den sie erst seit einer halben Stunde kannte! Und dann gingen sie weiter, dicht nebeneinander und augenscheinlich im besten Einvernehmen.

Was hatte das Alles nur zu bedeuten?

Adolphine empörte sich. Wo war die schöne Gemeinsamkeit der Interessen geblieben, die zehn Tage lang zwi-

schen ihnen geherrscht hatte? — Denn auch Dora bekümmerte sich nicht um sie. Dora, der das Herz so leicht auf die Zunge trat, gab dem wie im Traume neben ihr hinwandelnden Rudolph Fischer einen Abriß ihrer einfachen Lebensgeschichte, worin sich die Arglose schilderte, wie sie leibte und lebte, mit allen Fältchen und Eckchen ihres Wesens. Adolphine verstand genug von ihrem Geplauder, um sich über die unschickliche Offenheit der Freundin zu erzürnen. Und dann begann Rudolph Fischer und schilderte sein einsames Gelehrtenleben, seine Studien auf dem Gebiete der Völkerpsychologie — böhmische Dörfer für Dora! Nur von Frau Fischer, der ehemaligen Wittwe Sparks, vermochte Adolphine kein Wort zu erhaschen, so sehr sie auch ihre Ohren anstrengte.

Endlich hatte sie es satt, als Ueberzählige hinter den beiden Paaren herzutrotteln. „Weiter gehe ich nicht," erklärte sie plötzlich. „Eine halbe Stunde sind wir schon unterwegs. Ich kann nicht mehr."

Albert warf sich auf den Boden.

„Gut; ruhen wir eine Weile!" sagte er. „Ohnehin scheint die Lichtung, zu der ich Sie führen wollte, wieder aufgeforstet zu sein."

„Was Sie sagen, Herr Doktor!" spottete Alma. „Seit vorigem Jahre? Ihre Kenntnisse von der Wachsthumsdauer der Bäume scheinen sehr mangelhaft zu sein."

Darauf lachte Albert nur und forderte Alma auf, neben ihm Platz zu nehmen.

Dora aber hatte in der Tiefe einer kleinen Schlucht Blumen schimmern sehen. Da eilte sie, ihren Patienten vergessend, hinab, um einen Strauß zu pflücken. Langsam folgte ihr Rudolph. Am Rande des Abhangs blieb er stehen, an einen Baum gelehnt, und beobachtete mit seltsam bewegtem Herzen die geschäftige Sammlerin, wie sie hin und her eilte und sich emsig niederbeugte. Ihn er-

blickend nickte sie ihm zu: „Ich bin gleich wieder bei Ihnen. Bleiben Sie nur ja, wo Sie sind! Der Abstieg hierher ist nichts für Sie!"

Allein stand Adolphine. Eine tiefe Verstimmung kam über sie. Wenn sie doch unterwegs nach Magdeburg wäre!

Sie mußte sich Luft machen. Gereizt wandte sie sich an Alma: „Es ist eigentlich Unsinn, daß wir um eines abgedroschenen Theatereffektes willen hier geblieben sind. Wir sollten noch den Versuch machen, den letzten Zug zu erreichen. Gelingt er nicht, dann können wir ja in Thale übernachten."

„Finden Sie sich lieber in Ihr Schicksal, Fräulein Beck," sagte Albert sehr gelassen. „Der letzte Zug nach Wegeleben wird in zehn Minuten abfahren. Falls Sie nicht zufällig Faust's Zaubermantel zur Verfügung haben, würden Sie zu spät kommen."

Ein rascher Blick, der zwischen Albert und Alma gewechselt wurde, ein flüchtiges, sofort wieder unterdrücktes Lächeln der Freundin erregten Adolphinens Argwohn.

„Und ich werde es doch versuchen," erklärte sie.

„Allein?" fragte Alma vorwurfsvoll.

Adolphine wandte sich zum Gehen. „Jawohl, allein. Nicht ich trage die Schuld, daß unser Kreis vorzeitig gesprengt wird."

„Aber, verehrtes Fräulein," rief Albert, „Sie hetzen sich nutzlos ab. Und uns verderben Sie den Abend."

„Das möchte ich bezweifeln."

„Aber Adolphine!" rief Alma.

„Ich wünsche viel Vergnügen!"

Damit entfernte sie sich mit raschen Schritten.

„Das soll doch nicht Dein Abschied von uns sein?" rief Alma ihr nach und wollte aufspringen, um der Fliehenden nachzueilen.

Albert legte ihr die Hand auf den Arm. „Bemühen Sie sich nicht! Selbst ein Kniefall würde Ihnen nichts helfen. Doch glaube ich verbürgen zu können, daß wir Fräulein Beck im Gasthofe wieder antreffen.“

Alma glaubte ihm. „Was aber mag nur der Grund ihres sonderbaren Betragens sein?“ erkundigte sie sich.

„Wir sind manchmal mehr Kinder, als wir wissen,“ erläuterte Albert. „Eine unbestimmte Unzufriedenheit mit der Konstellation der Gestirne macht uns unartig.“

Dora, einen großen Strauß tragend, erhitzt von der Anstrengung des Bückens, kam heran, von Rudolph gefolgt.

„Wo ist Adolphine?“ fragte sie, rings umher schauend.

„Vorausgegangen,“ erwiederte Albert lakonisch.

Wie unbefriedigend diese Antwort war, merkte Dora gar nicht. Schon dachte sie nicht mehr an Adolphine. „Nun will ich Ihren Hut schmücken, Herr Fischer,“ sagte sie eifrig. „Dort liegt ein moosbewachsener Stein; ihn wollen wir als Bank benutzen. Kommen Sie!“

Allmälig sanken die Stimmen mehr und mehr zu Flüstertönen herab. Das Paar unter der Buche und das Paar auf der moosgepolsterten Steinbank — sie hatten sich nichts zu sagen, was nicht alle Welt hätte hören können. Aber der laue Sommerabend, tief im einsamen, schweigenden Walde, hauchte in die Gemüther eine geheimnißvolle Ahnung von etwas Unaussprechlichem, das überall in's Leben zu gelangen suchte. Auch in ihnen war es leise thätig, ein räthselhaftes Weben und Sehnen. Als ob der laute Klang der Stimmen es rauh zerstören würde, schien es ihnen. Und es war doch über alle Beschreibung süß, wie ein Vorgeschmack des Himmels auf Erden . . .

Langsam, lange kaum bemerkbar, stahl sich die Dämmerung durch die Wipfel herab. Da endlich mahnte Albert an den Aufbruch.

„War die Waldpartie nicht entzückend?“ fragte er.

Und Dora seufzte aus tiefster Brust: „Ach ja — sie war himmlisch!“

4.

Ungeduldig, erbittert ging Adolphine vor dem Gasthofe auf und nieder, sehnsüchtig die Ankunft der Freundinnen erwartend, um ihnen über die Tücke des Doktors ein Licht aufzustecken und auf das Haupt dieses Uebelthäters die Schale des Zornes auszugießen. Alles ging ihr verkehrt an diesem unseligen Abend. Fest entschlossen war sie gewesen, nach Thale zu entweichen, als sie mit glühenden Wangen und klopfenden Pulsen im Gasthofe anlangte. Sie forderte ihre Tasche, worin sie Rundreisebillet und Börse verwahrte. Der Wirth hatte sie eingeschlossen und war nach Thale hinabgefahren; erst spät am Abend wurde er zurückerwartet. Pech über Pech! Adolphine mußte ausharren; kein Schelten half ihr. Und dann, als sie mißmuthig in der Veranda Platz genommen, fiel ihr die geringe Zahl der Gäste auf. Daß ein Ereigniß wie die bengalische Beleuchtung des Bodethals, das überdem nur einmal im Jahre stattfand, so wenige Neugierige zum Hexentanzplatz gelockt haben sollte, schien ihr kaum glaublich. Sie wandte sich an ein paar ältere Damen, die abseits saßen, und gab ihrem Befremden Ausdruck. Da wäre sie beinahe ausgelacht worden. „Mein liebes Kind, man hat Ihnen einen ungeheuren Bären aufgebunden,“ erhielt sie zur Antwort. Noch hielt Adolphine eine solch' raffinirte Bosheit nicht für möglich. „Aber der Kellner hat mir die Sache bestätigt,“ machte sie geltend. Die älteste der Damen lächelte fein. „Wer seinen Geldbeutel nicht schont, kann einen Kellner leicht gewinnen,“ sagte sie.

Da ging der Angeführten ein Licht auf. Sie ließ Karl vorfordern. Aber Karl zog vor, sich nicht sehen zu lassen.

Einen gewissen Trost fand Adolphine nur noch in dem

Gedanken, daß sie den Genuß haben würde, den arglistigen Doktor vor ihren Freundinnen zu entlarven. Darauf wartete sie in grimmiger Vorfreude.

Aber auch damit war es nichts.

Als endlich, bei schon stark vorgerückter Dämmerung, die lange Erwarteten heranschlenderten, und Adolphine ihnen entgegenflog: „Alma, Dora! Denkt euch, der Herr Doktor hat es gewagt, uns mit einem Märchen zu täuschen — die verheißene Beleuchtung ist nichts wie Lug und Trug!" Da brachen die beiden Freundinnen in ein fröhliches Gelächter aus. Sie wußten es schon und hatten ihren Frieden mit dem Windbeutel von Doktor gemacht — selbst Alma!

Adolphine stand starr.

„Verzeihung, hochverehrtes Fräulein!" bat Albert mit zerknirschter Miene. „Lassen auch Sie Gnade vor Recht ergehen! Ich gebe bereitwillig zu: das Mittel, das ich anwandte, um Sie und Ihre Freundinnen zum Bleiben zu veranlassen, war verwerflich; aber ein anderes, das durchaus einwandfrei und dennoch ebenso wirksam gewesen wäre, fiel mir nicht ein. Ich habe mich bereits gegen Ihre Freundinnen zu jeder Buße bereit erklärt, und es ist mir auferlegt worden, nach dem Abendessen eine Bowle zu stiften. Ich hoffe, mein Fräulein, Sie werden sich dieser richterlichen Entscheidung anschließen, und anstatt der Beleuchtung des Bodethals, die ich mit dem besten Willen nicht liefern kann, einen Becher Sühnewein annehmen."

Doch Adolphine ließ sich nicht begütigen. Gute Miene zum bösen Spiel zu machen, hatte sie nie verstanden. Was ihr bevorstand, wenn sie sich fügte, konnte sie ohne besondere Divinationsgabe voraussehen. Noch mehr wie vorhin würde sie eine Ueberzählige in der Gesellschaft sein. Auch bemerkte sie recht gut, daß zwischen den verschiedenen Naturen die Kraft der Anziehung thätig gewesen war. Die stille, zurückhaltende Alma hatte sich an den schwatzhaften,

zudringlichen Doktor Storch angeschlossen, und umgekehrt. Das mochte noch angehen: Beide waren frei, und wenn sie Geschmack aneinander fanden, so wiederholte sich nur, was allerorten gutgeheißen wird. Ganz anders aber lag es mit Dora und dem längst verheiratheten Rudolph Fischer. Das war ja ein geradezu sündhaftes Verhältniß, das Adolphine, die Sittenstrenge, unmöglich durch ihre Theilnahme an der verheißenen Bowle sanktioniren konnte.

Frostig sagte sie: „Ich trage Ihnen persönlich nichts nach, Herr Doktor. Es ist mein Unglück gewesen, mitgefangen zu werden, weil ich als Dritte an den Beiden hing, auf die es abgesehen war. Daran tragen Sie keine Schuld. Doch ziehe ich vor, Sie Ihre Bowle allein trinken zu lassen. Mir würde sie nicht schmecken, und Ihnen mundet sie jedenfalls besser, wenn ich nicht dabei bin. Ich bin müde und habe Kopfschmerzen — das ist der letzte und eigentliche Grund, weshalb ich Ihre Einladung ablehne, Herr Doktor. Entschuldigen Sie mich, ich werde mich jetzt gleich auf mein Zimmer zurückziehen. — Gute Nacht!"

Und als Dora gutmüthig auf sie eindrang, sie möge doch keine „Spielverderberin" und am letzten Abende mit ihnen lustig sein, ging sie einige Schritte abseits mit ihr und redete mit feierlicher Miene auf sie ein: „Dich, meine liebe Dora, muß ich noch warnen, ehe ich euch allein lasse. Du stehst im Begriff, Dich Deinem Herzen hinzugeben, ohne die Folgen zu bedenken."

Dora wurde purpurroth. „Was meinst Du?" fragte sie unsicher.

„Herr Fischer — Du weißt es ja aus der Erzählung des Doktors und hast es ohne Zweifel seitdem selbst bestätigt gefunden — Herr Fischer ist ein großes Kind. Es ist leicht möglich, daß er im Verkehre mit Dir schon vergessen hat, daß er verheirathet ist. Er wird es jedenfalls, wenn er ein paar Gläser Bowle getrunken hat. Sei vor-

sichtig, Dora, wenn Du Dich nicht unglücklich machen willst. Hüte Dich, daß der Funke nicht zünde, der in Dein unbewachtes Herz gefallen ist. Weiter sage ich nichts; Du wirst mich verstanden haben."

Nur zu gut hatte Dora die Worte der wohlmeinenden Freundin verstanden. Einen schrecklichen Abgrund sah sie vor sich und schauderte. „Ich will auch zu Bett gehen, Adolphine," sagte sie rathlos.

Einen Augenblick triumphirte die Warnerin. Sie hatte es in ihrer Hand, sich an dem bösen Doktor Storch zu rächen. Nahm sie Dora mit sich, dann konnte Alma nicht allein in der Gesellschaft der beiden Herren bleiben.

Aber Adolphine hatte nicht den Muth, so rücksichtslos vorzugehen. Sie erwog, daß sie durch die Beunruhigung Dora's, die ihr so wohl gelungen war, der Stimmung der Zurückbleibenden bereits einen tüchtigen Dämpfer aufgesetzt habe. Und damit konnte sie zufrieden sein.

„Wo denkst Du hin, Dora?" versetzte sie. „Das geht nicht an; es würde zu Auseinandersetzungen führen, die — Nein, nein, beste Dora — es ist einmal Verabredung zwischen euch und dabei muß es bleiben. Die Gefahr, der Du Dich aussetzest, kennst Du ja jetzt ... Lieber Himmel! der Herr Fischer ist doch auch schon unglücklich genug. Wenn er nun noch eine hoffnungslose Liebe in sein ohnehin so trauriges Heim zurückbrächte — Dora, ich mag nicht daran denken!"

„Ich auch nicht," seufzte Dora.

„Also betrage Dich so, daß ihr euch morgen beim Abschied frei in die Augen sehen könnt," mahnte Adolphine noch zu guterletzt und hauchte der bedrückt Dastehenden einen mütterlichen Kuß auf die Stirne.

Dann ging sie in's Haus, bestellte sich zwei belegte Butterbrode und eine halbe Flasche Bier auf ihr Zimmer, nahm einen gebundenen alten Jahrgang der „Gartenlaube",

den sie in der Gaststube fand, unter den Arm, und erstieg die Treppen mit dem stolzen Gefühl, daß sie eine gute That gethan und zugleich dem Doktor und seinem Spießgesellen eine tüchtige Dosis Wermuth in die theure Bowle geträufelt habe.

Und Dora?

Ach, sie wußte gar nicht, wie sie sich nun benehmen sollte, als sie wieder zu den Wartenden getreten war. Kein Wort brachte sie über die Lippen und den Herrn Fischer vermochte sie nicht mehr anzusehen. Wie eine Schuldige kam sie sich vor, der nach fremdem Gut gelüstet — die unbedachtsamer Weise einen Anderen zu frevelhaften Gedanken ermuthigt hatte. Konnte sie je ihre frühere Heiterkeit, ihre vielbeneidete Gemüthsruhe wiedergewinnen?

Zu ihrer großen Erleichterung meldete in diesem Augenblick Karl, der sich nach Entfernung Adolphinens instinktiv sicher fühlte, daß das Abendessen aufgetragen sei. Da fiel es doch eine Weile nicht auf, wenn sie kurze Antworten gab!

Darin indessen irrte sie. Albert war ein viel zu guter Beobachter, um nicht zu bemerken, daß mit Dora eine Veränderung vorgegangen war. Und den geheimen Grund derselben ahnte er auch.

Nach Tisch rief er sie zu sich an den Seitentisch, wo die Bowle aufgetragen war.

„Ich möchte um Ihr Urtheil bitten, Fräulein Gundermann,“ sagte er. „Soll ich noch etwas Zucker zusetzen?“

Und während Dora mit großer Gründlichkeit kostete, flüsterte er ihr zu: „Ist es nicht schade um meinen Freund dort, daß er sich um die Freiheit der Wahl bei seiner Eheschließung hat betrügen lassen? Wie glücklich könnte er werden und auch machen, wenn er ungefesselt wäre! Eines tröstet mich einigermaßen — ich darf es Ihnen wohl verrathen — Frau Fischer hat einen Herzfehler, der ihn nach

meinem ärztlichen Urtheil in kurzer Zeit zum Wittwer machen wird."

Erschrocken nahm Dora das Glas vom Munde. „Ach die arme Frau! — Weiß Herr Fischer davon?"

„Nicht, wie bedenklich die Sache ist ..."

„Ein Herzfehler! Aber dann ist sie ja keinen Augenblick ihres Lebens sicher!"

„So ist es." — Und laut fuhr Albert fort: „Also Sie sind der Ansicht, daß die Bowle süß genug ist? Dann wollen wir sie zu unserem Tisch hinübernehmen."

Jetzt bedauerte Albert seine muthwillige Erfindung. Sein schüchterner Versuch, die Phantasiefigur der Frau Fischer auf natürliche Weise aus dem Wege zu räumen, war nicht recht geglückt. Anstatt Hoffnung zu schöpfen, hatte sich Dora's Theilnahme der Kranken zugewandt. Und nun war sie erst recht gedrückt und befangen.

Von allen diesen Vorgängen merkte Rudolph Fischer nichts. Ihn beschäftigte hauptsächlich der Gedanke, daß er morgen früh von diesem lieben Mädchen Abschied nehmen müsse, um sie nie wiederzusehen. Denn da er ein unpraktischer Gelehrter war, fiel ihm nicht ein, daß es in seinem Belieben stand, sie jederzeit da aufzusuchen, wo sie heimisch war — bei der Mutter und den drei Stiefbrüdern, die er aus ihren Erzählungen schon so genau kannte. Und ihr andeuten — ihr, die in dem rothen Buch seine häßlichen, beleidigenden Aphorismen über die Frauen gelesen — die ihn vor wenigen Stunden zum ersten Male gesehen hatte — daß er Hoffnungen hege, daß er urplötzlich von dem Wunsche erfüllt worden sei, immerdar in ihre lachenden braunen Augen schauen zu können — nein, das mochte er nicht wagen. Zwar war sie von Anfang an unbeschreiblich gütig gegen ihn gewesen; eben noch während des Essens hatte sie ihn mit Speisen bedient und ihm das Fleisch geschnitten, aber daraus ließ sich doch nicht

schließen, daß sie sich in ihn verliebt habe. In ihn! Du lieber Himmel! ein solches anmuthiges Geschöpf, in der Blüthe der Jugend, und er, der fünfunddreißigjährige, weltentfremdete, ungeschickte Privatgelehrte! Es war wider die Natur!

Albert hatte seine liebe Noth, die kleine Gesellschaft in diejenige Stimmung zu versetzen, die sich für eine bei Bowle von Walderdbeeren durchschwärmte Sommernacht geziemt. Alma leistete ihm getreulich Beistand. Sie hatte das Amt der Schänkin übernommen und füllte die leeren Gläser mit einer Grazie, die Albert's ganzes Entzücken war. Mit einem leichten Anfluge von Schalkheit, den nur er bemerkte, hatte sie es hauptsächlich auf Rudolph's Glas abgesehen, das allerdings am häufigsten leer wurde. Denn Rudolph Fischer ging beständig heimlich mit sich zu Rath: „Thu' ich es? thu' ich es nicht?“ Und während dessen trank er aus reiner Zerstreutheit ein Glas nach dem andern.

„Ich thu' es!“ — Dabei blieb er endlich. Und nachdem er sich dies bei der „ewigen Weltseele“ gelobt hatte, kam eine frohe, fast übermüthige Laune über ihn. Er begann über sich selbst zu spotten und sich als einen Menschen herunterzumachen, dem die Einsicht in die Wonnen des Lebens erst jetzt aufdämmere, da er schon auf der Höhe angelangt sei. „Die Frauen sollen leben!“ rief er aus, sich vor Dora verneigend und sein Glas dem ihrigen nähernd. „Ich war ein Blinder,“ fuhr er fort; „noch vor wenigen Stunden. Jetzt schäme ich mich der albernen Dinge, die ich meinem Notizbuche anvertraut habe. Ich zittere vor dem Gedanken, daß nochmals weibliche Augen darüber kommen könnten.“

Er holte das rothe Buch aus der Tasche. „Veranstalten wir ein Autodafé! Auf dieser Schüssel“ — er leerte die Obstschale und rückte sie in die Mitte des Tisches — „soll Blatt nach Blatt in Rauch und Asche aufgehen. Seien

Sie Vollstreckerin des Urtheils, Fräulein Dora! Entzünde ein Streichholz, Albert!"

Zögernd nahm Dora das Buch. „Soll auch das Bild brennen?" fragte sie.

„Welches Bild?"

„Hier dieses — die Photographie Ihrer Frau."

„Meiner Frau?" wiederholte Rudolph und starrte Dora mit offenem Munde an.

„Ja — ist dies denn nicht —"

„Es ist das Bild meiner Mutter. Wie in aller Welt, Fräulein Dora — ich bitte Sie um Gottes willen — kommen Sie nur darauf, daß ich —"

Albert entzündete ein Streichholz nach dem andern, mit einer Versenkung in diese interessante Beschäftigung, als ob er dicht vor der Lösung eines wichtigen physiologischen Problems stehe.

In die entstandene verlegene Stille fiel wie eine Erlösung Alma's silberhelles Lachen.

„Dort sitzt der Uebelthäter, Herr Fischer," sagte sie, auf Albert deutend. Dann drohte sie dem Schuldbeladenen mit dem Finger: „Ei, ei, Herr Doktor, wo ist Wahrheit bei Ihnen zu finden?"

Rudolph begriff noch immer nicht. „Erkläre mir, wie dieser Irrthum entstehen konnte," wandte er sich an den Freund.

„Es ist nur ein Mißverständniß, lieber Rudolph," sagte Albert sehr sanft. „Vorhin, als die Damen sich nach Dir erkundigten, hatte ich einen sehr schlimmen Anfall von Zerstreuung, und da hielt ich Dich für einen Andern ... Nein, meine Damen, Herr Fischer, mein lieber alter Jugendfreund, der hier bei uns sitzt — der ist nicht verheirathet; darauf gebe ich mein Ehrenwort."

So leichten Kaufs indessen ließ Rudolph den Fabulanten nicht entwischen. Das Blut stieg ihm zu Kopf, wenn er daran dachte, welche Rolle er vor Dora gespielt hatte.

„Du bist zu weit gegangen, Albert,“ sagte er mit bebender Stimme. „Diesen Streich kann ich Dir nicht vergessen.“

„Fräulein Gundermann, legen Sie ein gutes Wort für mich ein,“ bat Albert kläglich.

Aber Dora hatte unter seiner Lüge zu schwer gelitten, um sie ihm, selbst nach Enthüllung der erlösenden Wahrheit, sofort vergeben und vergessen zu können.

Unter Thränen, die sie vergeblich zurückzuhalten versuchte, erwiederte sie: „Uns so zum Besten zu haben! — O, es war recht häßlich von Ihnen, Herr Doktor!“

Und nun wurde ihr plötzlich bange, daß sie sich verrathen könne. „Laß uns hinaufgehen, Alma,“ wandte sie sich hastig an die Freundin.

Alma überschaute die Situation. Einen Augenblick überlegte sie; aber sie vermochte kein Mittel zu entdecken, durch welches die eingetretene Spannung gelöst werden konnte. Hilfe suchend blickte sie zu Albert hinüber; Albert indessen schien seinen Witz erschöpft zu haben; er fischte Erdbeeren aus seinem Glase, und sah aus wie Einer, der gesonnen ist, Alles über sich ergehen zu lassen.

Da erhob sie sich mit einem leichten Seufzer. „Es ist wohl das Beste, was wir thun können,“ gab sie zu. „Gute Nacht, meine Herren!“

Leise, mit niedergeschlagenen Augen, wünschte auch Dora gute Nacht.

Es war eine Trennung wie unter Gewitterwolken. Schwarz war der Himmel bezogen, und keine lichte Stelle zeigte sich den spähenden Augen. Welch' ein klägliches Ende des schönen Abends! Welch' ein trübseliges Verlöschen aufblinkender Hoffnungssterne!

Auf einmal sprang Albert empor, raffte ein Tuch auf, das Alma zurückgelassen, und eilte den Mädchen nach. Er kam als Retter in der Noth. Dunkel war der Flur, still

lag das Haus. Keine Seele ließ sich blicken; Karl saß in irgend einem versteckten Winkel und schlief.

„Schaffen Sie uns Licht, Herr Doktor!“ sagte Alma und mußte über dies komische Nachspiel lachen.

Gleich fand Albert seine Geistesgegenwart wieder. „Sofort!“ versetzte er. „Auf einem Tischchen an der Wand links habe ich vorhin einige von den üblichen Bougies stehen sehen. Bitte, helfen Sie mir suchen, Fräulein Alma!“

Er umfaßte im Dunkel ihr Handgelenk und zog sie mit sich fort.

„Ich werde mich stoßen — lassen Sie doch!“

Aber Widerstand leistete sie nicht.

Albert flüsterte: „Sind Sie mir böse?“

Keine Antwort.

„Ich stürze mich in die Bode, wenn Sie mir nicht ein gutes Wort sagen!“

„Wirklich? Das wäre schade um die wunderbaren Erdichtungen, die dann ungeschaffen bleiben würden.“

„Können Sie mir gar nichts mehr glauben?“

„O doch. Es kommt nur darauf an, was es ist.“

„Ich liebe Sie, Alma.“ Und der Kecke legte rasch den Arm um sie, preßte sie an sich und küßte sie.

Alma that einen leisen Schrei.

„Laß doch den Herrn Doktor allein die Lichter suchen,“ sagte Dora sarkastisch. „Ihr Beide zusammen werdet nie zurecht kommen.“

„Mein Ellbogen!“ klagte Alma. „Ich bin gegen eine offenstehende Thüre gerannt. Keinen Schritt thu' ich weiter!“

Ein Streichholz flammte auf.

„Hier sind Ihre Lichter, meine Damen,“ sagte Albert. „Ich wünsche nochmals wohl zu schlafen. — Sagten Sie nicht, daß Sie den Kaffee morgen früh um sieben Uhr einnehmen würden?“

„Daß ich nicht wüßte," versetzte Alma, seinem Blick ausweichend. „Darüber wird Adolphine bestimmen."

„So? — Und werden wir dazu eingeladen?"

„Vielleicht Herr Fischer."

„Der Glückliche! Und warum ich nicht?"

„Weil wir Furcht vor Ihnen haben."

Mit dieser Abweisung mußte Albert zu seinem zürnenden Freunde zurückkehren.

Langsam erstiegen die beiden Mädchen die Treppe.

„Du hast Dich von dem Doktor küssen lassen," sagte auf einmal Dora vorwurfsvoll. „Ich habe es ganz gut gehört."

„Er hat sich im Dunkeln gestohlen, was er gutwillig sicher nicht bekommen haben würde," versetzte Alma.

„Wirklich nicht?"

„Du zweifelst also? Laß Dir im Vertrauen gesagt sein: dieser Doktor Storch gefällt mir ganz gut — als Gesellschafter. Und ich halte ihn auch für einen tüchtigen Mann in seinem Fache, der energisch zugreift, wenn es Noth thut. Aber — aber — es ist ihm nicht zu trauen; das Lügen kommt ihm zu natürlich. Einen Mann, auf dessen Wort ich nicht felsenfest bauen kann, würde ich niemals nehmen. So denke ich wenigstens heute. Du weißt ja, ich bin etwas altmodisch strenge in meinen Ansprüchen."

„Allem Anscheine nach hält der Doktor Dich für toleranter," bemerkte Dora. „Und dazu hast Du ihm auch Veranlassung gegeben."

„Ich?" rief Alma verwundert. „Weil ich keine Spaßverderberin sein wollte? Weil ich auf den lustigen Sommernachtsschwank eingegangen bin, den er in übermüthiger Laune veranstaltet hat? O, ich bin die Duckmäuserin nicht, für die Du mich hältst!"

Schweigend vollendeten die Mädchen ihren Weg.

Vor der Zimmerthüre hielt Dora nochmals an. „Mir

ahnt, Du wirst uns an diesem abscheulichen Doktor rächen," sagte sie, und die Thränen waren ihr nahe.

Alma lächelte. „Dich und Herrn Fischer, meinst Du. Sei nur nicht so niedergeschlagen, mein liebes Herz. Was euch Beide betrifft — ich will nicht prophezeien — aber . . ."

Sie bog ihr neckisch das Köpfchen in die Höhe.

„Was thust Du? Was soll das?" fragte Dora.

„Nichts. Ich wollte nur sehen, ob Du für den Myrtenkranz Deine Frisur wirst ändern müssen."

Dora schlüpfte schleunig in ihr Zimmer. Sie wollte nichts mehr hören.

5.

In hochgradiger Erregung ging Rudolph im Gastzimmer umher, als Albert wieder eintrat. Sofort blieb er stehen und schnob den schlimmen Gefährten zornig an.

„Welcher vermaledeite Kobold hat Dich denn geplagt, daß Du mich hinter meinem Rücken als Ehemann darstelltest?" machte er sich Luft. „Was Du damit angerichtet hast, ist niemals wieder gut zu machen — niemals. Beleidigt, gekränkt sind die jungen Damen von uns gegangen. Dich werden sie keines Blickes mehr würdigen, nachdem Du sie so zum Besten gehabt hast. Und so lange ich in Deiner Gesellschaft bin, muß ich für Deine Sünden mitbüßen. Du wirst Dich also schwerlich wundern, wenn ich meinen Weg von dem Deinigen trenne. Einen Versuch, mein Schicksal günstig zu wenden, muß ich noch machen. Ich werde mit Tagesgrauen aufstehen und mich auf dem Wege nach Thale in einen Hinterhalt legen. Und ich bitte mir aus, daß Du mein Vorhaben in keiner Weise störst. Die Rechnung hier, die doch hauptsächlich die Deinige ist, begleichst Du wohl; in Kassel rechnen wir ab."

Albert war während dieser geharnischten Rede des verzweifelnden Freundes an den Tisch getreten, hatte sein

Glas gefüllt und dasselbe, behaglich vor Rudolph sich hinpflanzend, mit Behagen leer geschlürft.

„Du bist ein komischer Patron," begann er jetzt mit einer Gemüthsruhe, die den Anderen weidlich ärgerte. „Danken solltest Du mir für meine geniale Idee, Dich zu einem verheiratheten Manne zu stempeln. Meinst Du denn, diese allein reisenden Jungfräulein hätten sich überhaupt an uns angeschlossen, wenn sie nicht in Dir einen Anstandsherrn erblickt hätten? Und glaubst Du ferner, daß Fräulein Dora Gundermann Dir so unbefangen ihr unschuldiges Herzchen aufgeschlossen hätte, wenn sie Dich für einen Junggesellen hielt? O Du Kurzsichtiger! Alles ging vortrefflich, bis Du Dein vertracktes rothes Buch wieder erscheinen ließest. Noch ein paar Glas Bowle mehr, und ich hätte Dich in einer famosen Rede Deiner Frau wieder entledigt —"

Hier wurde Albert in der Weißwaschung unterbrochen, die er an sich zu vollziehen versuchte, und zwar durch den Eintritt des Kellners Karl, der sich die schlaftrunkenen Augen rieb, als er die beiden Herren noch anwesend fand.

„Weitere Erörterungen sind unnütz," nahm Rudolph das Wort. „Dieser Jüngling will endlich zur Ruhe kommen. Und für uns ist der Tag auch lang genug gewesen, mein' ich."

Er wandte sich an Karl: „Kann ich um fünf Uhr geweckt werden?"

„Das wird schwer zu machen sein," erwiederte Karl, mit Anstrengung ein Gähnen unterdrückend.

„Es muß aber möglich gemacht werden, mein lieber Sohn," sagte Albert sanft.

Da schaute Karl ermuntert auf. „Ich vergaß: wir haben Sonnenaufgang morgen."

„Was soll das heißen?"

Karl erklärte: „Wenn Gäste da sind, welche die Sonne

aufgehen sehen wollen, dann wird rechtzeitig auf allen Korridoren ein Tamtam geschlagen."

„Und von solchen Naturschwärmern, die sich den ersten Genuß am Tage anfrösteln, befinden sich gegenwärtig einige unter diesem friedlichen Dache?"

Jetzt war Karl ganz wach geworden. „Auch die drei Damen sind darunter," sagte er. „Ja, wissen Sie das denn nicht?"

„Selbstverständlich wissen wir das. Besorgen Sie uns ein Licht, Karl. Und dann dürfen Sie die Bowle austrinken."

Rudolph war still und nachdenklich. Oben fragte er den Genossen, der während des Auskleidens leise eine bekannte Melodie aus dem „Bettelstudent" vor sich hinpfiff: „Hast Du die Absicht, den Sonnenaufgang zu besichtigen?"

„Daß ich ein Narr wäre!" lachte Albert. „Wie kommst Du darauf?"

„Nun, der Gedanke liegt doch nahe genug. Daß Dir Fräulein von der Hellen nicht gleichgiltig ist, habe selbst ich bemerkt, obgleich ich vollauf nach anderer Seite hin beschäftigt war. Und da würde es nur natürlich sein, wenn Du die Gelegenheit benutztest —"

„Als wenn ich das noch nöthig hätte!" schmunzelte Albert selbstzufrieden. „Mir hat sich der günstige Moment bereits dargeboten, und ich habe ihn wahrgenommen."

„Was Du sagst!" staunte Rudolph.

„Doch wer keck ist und verwegen, kommt vielleicht am besten fort," citirte Albert. Und er fügte hinzu: „Wir sind so gut wie einig. Unter uns: im Druck und Gegendruck der Lippen hat sich die Sache rasch gemacht."

„Du Glücklicher!" seufzte Rudolph. „Und da soll es noch Gerechtigkeit auf Erden geben! Hast Du Windbeutel wohl die Neigung dieses Mädchens Dir verdient? Wodurch? — Nach meinen heutigen Erfahrungen begreife ich die Welt

erst recht nicht. Der Ehrliche wird gehänselt und in eine lächerliche Situation gelockt, und Du — gute Nacht! ich will mich nicht wieder aufregen."

— — — — — — — — — — — —

Es war Adolphine, die sich für die Idee begeistert hatte, das Schauspiel eines Sonnenaufgangs in den Bergen zu genießen. Dazu waren die Mädchen auf ihrer Harzreise nicht gekommen. Auf dem Brocken waren sie Mittags gewesen; andere günstige Aussichtspunkte hatten sie nicht besucht. Nun schlugen die Spiegelfechtereien des Doktor Storch doch noch zu etwas Gutem aus!

Aber die besten Vorsätze scheitern zuweilen an ganz erbärmlichen Hindernissen. Adolphine war, nachdem sie sich auf ihr Zimmer zurückgezogen, in der „Gartenlaube" über einen Marlitt'schen Roman gerathen und hatte ihn zu Ende gelesen. Darüber war es Mitternacht geworden. Und dann spukten ihr die Ereignisse, die sie lesend miterlebt hatte, dermaßen im Kopfe herum, daß sie noch lange nicht einschlafen konnte. Die Folge war, daß sie über das Getöse des Tamtams, das sie aus dem besten Schlummer weckte, als über eine zwecklose Störung sich erboste. Es fiel ihr gar nicht ein, daß dieser Spektakel sie etwas anging; kaum hatte der umherwandernde musizirende Hausknecht seine Thätigkeit eingestellt, als sie wiederum in Schlummer versank.

Und Dora sagte sich erwachend: „Ich sollte die Sonne freudig begrüßen — ich mit meinem schweren Herzen, mit dem Druck quälender Ungewißheit auf dem Gemüth! Die Sonne, die den Tag bringt, der mir vielleicht als der unglücklichste meines Lebens in der Erinnerung bleiben wird? Ich will sie nicht eher sehen, als ich muß. Noch eine Weile will ich zu vergessen versuchen, was mir bevorstehen kann."

Tief wühlte sie den Kopf in das Kissen und machte die

Augen fest zu. Nur Alma ließ sich von der Reveille ermuntern. Sie hatte vortrefflich geschlafen und fühlte sich sehr frisch und munter. Vollständig angekleidet, mit klaren Augen, erschien sie auf dem Plane.

Zu ihr gesellte sich sehr bald Rudolph Fischer. Der Arme, in seiner innerlichen Aufregung, zitterte in der Kälte des Frühmorgens. Alma bedauerte ihn. „So früh aufzustehen," schalt sie gutmüthig. „Welche Strapaze für Sie. Nach Ihrem Falle gestern! Sie mußten sich pflegen."

„Davon fühl' ich nichts mehr," versicherte Rudolph. „Selbst die Hand ist besser. Freilich: ein wenig kalt ist es. Ich glaube, ich laufe etwas umher."

Das that er aber nicht, sondern blieb an Alma's Seite und schlenderte fröstelnd neben ihr hin.

Endlich stellte er die Frage, die ihm schon lange auf den Lippen brannte: „Kommt Fräulein Gundermann nicht auch herab?"

Alma lächelte. „Schwerlich. Sie war wie zerschlagen, als wir uns — nach der Entlarvung Ihres Freundes — trennten. Aber wenn Sie nur Geduld haben: entweichen kann sie Ihnen nicht."

Rudolph fühlte sich verstanden. Und in seiner Bedrängniß ging er aus sich heraus: „O mein liebes Fräulein, in welchem Lichte bin ich Ihrer Freundin gestern erschienen! Wie ein Falschspieler, wie ein Betrüger! Ich muß mich darüber gegen sie aussprechen. Gestern Abend — ich war so bestürzt, daß ich ganz den Kopf verlor. Mitschuldig kam ich mir vor in meiner Verwirrung. Und ich habe mir doch gar nichts vorzuwerfen, nicht wahr?"

„Gar nichts," bestätigte Alma. „Und genau so urtheilt auch Dora. Auch ihr ist es ein Bedürfniß, sich mit Ihnen auszusprechen."

„In der That?"

„Das ist doch sehr natürlich. Und dazu will ich Ihnen gerne behilflich sein.“

„Sie wollten, liebes, bestes Fräulein —“

„Ich kann Sie wirklich nicht länger frieren sehen. Legen Sie sich wieder hin; Sie können gar nichts Besseres thun. Und um sieben Uhr seien Sie unter jener Eiche —“

Stürmisch unterbrach Rudolph sie: „Wie soll ich Ihnen danken!“ Und herzlich fuhr er fort: „Ich verstehe — wer selber glücklich ist, macht auch Andere gerne glücklich.“

Alma horchte hoch auf. Was hatte denn diese Rede zu bedeuten?

„Albert hat sich allerdings nicht in günstigem Lichte dargestellt,“ plauderte Rudolph weiter. „Aber nur die Ferienlaune hat ihn geprickelt; er ist sonst einer der besten Menschen, und dies haben auch Sie jedenfalls erkannt.“

„Bitte, Herr Fischer, welche Beziehungen vermuthen Sie zwischen Herrn Doktor Storch und mir?“ fragte Alma befremdet.

„Ich bitte um Verzeihung, wenn ich vorgegriffen habe ... Albert hat mir mehr verrathen, als er durfte, merke ich.“

Alma richtete sich stolz auf. „Hier muß ein Mißverständniß vorliegen. Oder Ihr Freund hat nach seiner Weise phantasirt!“ Einen Augenblick zögerte sie; dann überwand sie sich zu dem Geständniß: „Glücklich bin ich, ja. Ich bin heimlich verlobt. Seit einiger Zeit schon. Nun wissen Sie es.“

Durch diese unerwartete Eröffnung war Rudolph so sehr aus der Fassung gebracht, daß er ohne ein Wort der Erwiederung sich in das Haus zurückzog.

Befriedigt sah Alma ihm nach. „Gleiches mit Gleichem,“ murmelte sie. „Er hat es verdient. Die Lüge wird mir hoffentlich nicht zu schwer angerechnet werden.“

Dann schlüpfte auch sie in's Haus und verschaffte sich

Einlaß in Dora's Zimmer. Daß sie aufgestanden war, um die Sonne aufgehen zu sehen, hatte sie vergessen.

Diese kam aber doch, pünktlich wie immer, in ihrer ganzen Sommerglorie, und stieg triumphirend über die Kette der Berge empor und höher und höher, bis die Sonnenuhr vorn auf dem Platze sieben Uhr zeigte. Da trat Dora heraus und sah erst nach dem Himmel und dann rings umher, als ob sie den Effekt des Lichtes auf Tischen und Stühlen studiren wollte. Und dann verlor sie sich, ganz wie zufällig, nach rechts hinüber, dahin, wo der Wald anfing.

Auf dem abgestorbenen Aste einer mächtigen Eiche saß ein alter Rabe, der sich verschlafen hatte, und nun, als ein ordentlicher Vogel, sein Gefieder putzte, ehe er den ersten Flug antrat. Weil er schon so viel in der Welt gesehen und erlebt hatte, achtete er zuerst nicht auf die beiden Menschenkinder, ein Männlein und ein Fräulein, die sich da unten so artig „Guten Morgen“ sagten. Das hörte er ja alle Tage, wenn er in der Nähe von Häusern sich umhertrieb. Dann aber klang es in heller Stimme zu ihm hinauf: „Aber, Herr Fischer, ich kann wirklich meine Mutter nicht verlassen! Und was würde aus meinen Stiefbrüdern werden?“

Der alte Rabe kniff listig ein Auge zu. „Sie thut nur so,“ krächzte er leise, nach seiner Gewohnheit laut denkend. „Es soll mich nur wundern, ob der Liebhaber sich verblüffen läßt!“

„Wenn Sie weiter nichts einzuwenden haben, liebe Dora, dann sind wir so gut wie einig,“ lautete Rudolph's jubelnde Antwort. „In meinem Hause in Kassel ist übergenug Raum für Alle.“

„Ach nein! — Sind Sie denn nicht ein armer Gelehrter?“

„Das hat auch wohl Storch erzählt, der Bösewicht! —

Durch meine Mutter, die in zweiter Ehe einen vermögenden Amerikaner geheirathet hat, der lange vor ihr gestorben ist, bin ich mit irdischen Gütern reichlich gesegnet —"

Länger hörte der Rabe nicht zu. „Wenn nur das tägliche Brod da ist," merkte er weise an. Und dabei gedachte er an sein erstes Frühstück, das er sich noch suchen mußte, und flog eilig davon.

Eine halbe Stunde später saßen die drei Touristinnen reisefertig am Kaffeetisch und ließen sich die Semmel gut schmecken, obgleich sie altbacken waren. Rudolph Fischer aber, der dazwischen saß, als ob er dazu gehörte, behauptete, gar keinen Appetit zu haben. Mit den Augen sättigte er sich an Dora, wie Adolphine behauptete, die noch immer nicht recht glauben konnte, daß die Wittwe Sparks Rudolph's Mutter gewesen war und die ganze Geschichte von seiner unglücklichen Ehe eine Dichtung. Und doch mußte es wohl so sein, da Rudolph Fischer seine Braut nach Hause begleiten wollte, um sofort, wie sich das gehörte, bei ihrer Mutter um ihre Hand anzuhalten.

Als sie aufbrachen, um nach Thale hinabzugehen, fragte Adolphine spitzig: „Also Ihr Freund, der erfindungsreiche Doktor, will sich wirklich vor uns nicht mehr sehen lassen, Herr Fischer?"

Rudolph warf einen verstohlenen Blick auf Alma, ehe er antwortete: „Er ist so unglücklich, daß ich mir ein Gewissen daraus mache, ihn allein zu lassen."

Alma wurde roth. „Strafe muß sein," sagte sie. „Aber auch nur im Verhältniß zur Schuld. Wenn Sie den Reuigen in Kassel wiedersehen, können Sie ihm sagen —"

Sie flüsterte ihm etwas in's Ohr.

„Vorwärts!" drängte Adolphine. „Und gebe der Himmel, daß wir nicht unterwegs ein zweites rothes Buch finden, sonst kommen wir auch heute nicht nach Hause."

Kinder auf Königsthronen.

Zeitgeschichtliche Plauderei.

Von

A. Berthold.

Mit drei Porträts.

Drei Kinder sitzen augenblicklich auf europäischen Königsthronen und zwar in Serbien, Holland und Spanien. Natürlich regiert keines dieser königlichen Kinder, die alle den Titel „Majestät" führen und denen königliche Ehren erwiesen werden, selbst, sondern in jedem dieser drei Länder ist eine besondere Regentschaft eingesetzt. In Holland und Spanien sind die Mütter der kleinen Königin und des kindlichen Königs die Regentinnen, in Serbien ist dies eine aus drei Personen bestehende Regentschaft, da hier zwischen dem abgedankten König Milan und seiner Gattin Natalie bekanntlich die traurigsten Zwistigkeiten herrschen, die zu bedauerlichen öffentlichen Skandalen geführt und auch die Jugend des Königs Alexander vergiftet haben.

Alexander I. ist jetzt sechzehn Jahre alt und tritt somit in die Jünglingsjahre, aber gerade in seiner zartesten Kindheit war er ein streitiges Objekt zwischen Vater und Mutter, und je nachdem er sich in väterlichen oder mütterlichen Händen befand, suchte man ihn der anderen Hälfte des Elternpaars feindlich gesinnt zu machen. Jetzt hat der



Alexander, König von Servien.

junge König, der in dem zarten Alter von zwölfeinhalb Jahren am 6. März 1889 dem abgedankten Vater in der Regierung folgte, schon eigene Ueberlegung und eigenes Urtheil, wenn auch die Regenten Ristitsch und Belimarkowitsch (der dritte Regent, General Protisch, ist kürzlich gestorben; eine Ergänzungswahl steht bevor) schon dafür sorgen, daß ihr Schützling nicht zu früh selbstständig werde.

Zu beneiden ist der am 14. August 1876 geborene König von Serbien weder um seine Vergangenheit, denn er hat seine Kindheit und ihr Glück nie genießen können, noch um seine Zukunft, denn die Dinge in Serbien liegen so, daß fast täglich Schwierigkeiten im Innern und nach Außen hin drohen. Es können Verwickelungen und Verhältnisse auf der Balkanhalbinsel eintreten, die vielleicht auch die Existenz des jungen Königreichs Serbien sehr ernstlich gefährden und in Frage stellen werden. —

Die beiden anderen königlichen Kinder auf den europäischen Thronen haben wenigstens ihre frühesten Lebensjahre in Harmlosigkeit und wahrer kindlicher Lust verbringen können.

Die Königin Wilhelmine von Holland ist am 31. August 1880 im Haag geboren und kam bald nach vollendetem zehnten Lebensjahre, am 23. November 1890, auf den Thron. Wilhelmine ist deutscher Abstammung, da nicht nur ihre Mutter eine geborene Prinzessin von Waldeck ist, sondern auch die Oranier, deren Mannesstamm in ihrem Vater erlosch, wiederholt eheliche Verbindungen mit deutschen Fürstenhäusern, besonders den Hohenzollern, eingegangen sind.

Die junge Königin wird deshalb auch wohl eine Freundin des deutschen Reiches werden, obgleich ihr Vater sehr große Abneigung gegen Deutschland zeigte. Diese äußerte sich unter Anderem darin, daß er verbot, seiner Tochter Unterricht in der deutschen Sprache zu geben, und so lernte die jugendliche Königin zuerst die französische Sprache, dann die hol-



Wilhelmine, Königin der Niederlande.

ländische und darauf die englische. Seit dem Tode ihres Vaters haben sich in den Niederlanden die Ansichten und Meinungen über Deutschland so verändert (vor Allem durch den Besuch, den der deutsche Kaiser im Juli 1891 mit seiner Gemahlin in Amsterdam den holländischen Königinnen abstattete), daß sich Königin Wilhelmine nunmehr auch ernstlich mit der deutschen Sprache befaßt, ohne es indeß bisher in derselben zu einer großen Fertigkeit gebracht zu haben. Bei ihrem jüngsten Besuche am deutschen Kaiserhofe in Potsdam sprach sie mit den Söhnen des Kaisers noch englisch.

Die Erziehung, welche Königin Wilhelmine erhält, ist eine fast bürgerlich einfache zu nennen. Man strengt sie nicht übermäßig an, sorgt aber doch natürlich dafür, daß die zukünftige Regentin eine gediegene Bildung erhält.

Jeden Morgen um sieben Uhr muß die kleine Königin aufstehen, dann geht sie sofort nach dem Ankleiden zu ihrer Mutter, um dieser „Guten Morgen" zu wünschen, und um acht Uhr findet das erste Frühstück statt. Bis elf Uhr folgt der Unterricht im Zeichnen, in den Sprachen und in der Musik. Der Musiklehrer der Königin ist ein Holländer, der seine Ausbildung in Berlin genossen hat und auch mit einer deutschen Sängerin verheirathet ist. Um elf Uhr folgt das zweite Frühstück zusammen mit der Mutter, dann lesen Mutter und Tochter gemeinsam eine Zeitlang in der Bibel. Die kleine Königin widmet sich darauf ihren Tauben, die sie selbst füttert und pflegt, und vor Allem ihren Puppen, mit denen sie sich gar zu gern beschäftigt. Im Sommer darf sie auch noch in ihrem Gärtchen graben und Blumen pflanzen. Des Nachmittags unternimmt sie, wenn es das Wetter irgend erlaubt, einen Spazierritt, denn sie ist eine tüchtige Reiterin und weiß ihren Pony sehr gut zu lenken. Im Sommer werden anstatt der Spazierritte Wasserfahrten unternommen, zu denen es in Holland so viel Gelegenheit

gibt. Um sechs Uhr nehmen die beiden Königinnen das Diner ein, und um acht Uhr muß die Königin Wilhelmine unweigerlich ihr Bett aufsuchen. Das Spielen mit anderen Kindern verbietet der jungen Königin die Etikette, und so mag sich das kleine Mädchen oftmals genug vereinsamt fühlen.

Auf Reisen werden natürlich Ausnahmen gemacht, und die erste größere Reise, welche sie mit ihrer königlichen Mutter unternahm, war die an den deutschen Kaiserhof im Mai 1892. Wilhelmine hat bei dieser Gelegenheit zur deutschen Kaiserin eine außerordentliche Zuneigung gefaßt, die sich durch allerlei Zärtlichkeiten gegen die Kaiserin Augusta Viktoria kund gab. Im Allgemeinen ist die kleine Königin von Holland noch sehr kindlich und wird auch noch so behandelt. Zu der großen Frühjahrsparade in Berlin wurde sie nicht mitgenommen, sondern ihr für diesen Tag eine Kindergesellschaft eingeladen. Am nächsten Tage fand die Parade der Garnison von Potsdam statt, und diese sah sich die Königin Wilhelmine vom Fenster des Stadtschlosses ebenfalls an. Man überreichte ihr den „Frontrapport" der in der Parade stehenden Regimenter und machte sie darauf aufmerksam, daß sie sich dieses Papier zum Andenken aufbewahren solle. Sie behielt es auch während der ganzen Parade in der Hand, mit dem anderen Arme aber nahm sie beim Hinausblicken aus dem Fenster den Prinzen Eitel-Fritz um den Hals und amüsirte sich kindlich über den deutschen Kronprinzen, der als neueingestellter Offizier hinter einem Zuge der baumlangen Potsdamer Garde hermarschirte, das Gesicht glühend roth vor Eifer und Anstrengung, um auch im Tritt zu bleiben.

In Holland ist die kleine Königin sehr beliebt, sie führt den Namen „het kind van staat", also „das Kind des Staates", und ihre kleine Person ist für die Niederlande von großer Wichtigkeit. Sollte sie durch irgend eine Schicksalsfügung den Thron ihres Vaters als wirkliche Regentin

nicht besteigen, so würde das viel Unruhe und Verwirrung in Holland, ja vielleicht sogar einen Bürgerkrieg geben. Uns, als nächste Nachbarn Hollands, die mit diesem Staate in so mannigfachen Beziehungen stehen, muß aber auch die Zukunft dieses Landes am Herzen liegen, und so wollen wir hoffen, daß dem königlichen Kinde dereinst eine recht lange und segensreiche Regierung beschieden sein möge. —

Von fast noch größerer Wichtigkeit ist die Person des kleinen Königs Alfons XIII. für Spanien und seine zukünftige innere Gestaltung. Er ist der jüngste aller Könige, und wurde schon am Tage seiner Geburt zum Herrscher Spaniens proklamirt. Es geschah dies am 17. Mai 1886, während sein Vater Alfons XII. schon am 25. November 1885 gestorben war. Spanien hatte wieder einen König, und das verhinderte die Anarchie im Lande oder einen fürchterlichen Bürgerkrieg. Die Verhältnisse der inneren Politik Spaniens sind seit Jahrzehnten so eigenthümliche und so zerrüttete, daß in der That der innere Frieden, ja die ganze Zukunft des Staates von dem Leben und der Gesundheit des nunmehr sechsjährigen Königs abhängen. Die Oppositionsparteien haben wiederholt die Nachricht zu verbreiten gesucht, daß der König von seinem Vater die Schwindsucht geerbt, ärztliche Autoritäten versichern indeß, von einer erblichen Belastung, insbesondere von Schwindsucht, könne keine Rede sein. Allerdings ist der kleine König sehr zart und etwas schwächlich, aber ernste Befürchtungen sollen für sein Leben und seine Gesundheit nicht vorhanden sein, nachdem er in der letzten Zeit mehrere schwere Kinderkrankheiten glücklich überwunden hat.

Ein deutscher Arzt schreibt über ihn in neuester Zeit: „Der kleine König, welcher am 17. Mai 1892 in sein siebentes Lebensjahr eintrat, ist nicht besonders kräftig, aber auch nicht kränklich. Vor Allem ist bis jetzt in seiner Organisation auch nicht der leiseste Keim von der Krankheit



Alfons XIII., König von Spanien.

seines Vaters entdeckt worden, obgleich, wie mir der österreichische Leibarzt seiner Mutter persönlich mittheilte, gerade auf Keime von Schwindsucht und deren verwandte Leiden und Vorläufer sein kleiner Körper bei jedem noch so geringen Unwohlsein untersucht wird. Nach dieser Seite hin können die Unterthanen der kleinen Majestät vorläufig ruhig sein, die physische Natur Alfons XIII. entwickelt sich ganz normal und unter der verständigsten Aufsicht und Pflege, die vor Allem von seiner Mutter im kleinsten Detail überwacht und kontrolirt wird."

Die Königin-Mutter und Regentin ist bekanntlich eine österreichische Erzherzogin, sein Vater war vollständig Spanier, und nach ihm artet auch der kleine König, „Rey niño“, d. h. „König Kind“, wie ihn das Volk nennt. Er entwickelt sich geistig und körperlich so rasch, wie die meisten jungen Spanier. In den späteren Kinderjahren soll diese rasche Entwickelung jedoch etwas nachlassen, und ein fünfzehnjähriger spanischer Knabe nicht weiter vorgeschritten sein, als ein zwölfjähriger deutscher.

Aus der frühzeitigen geistigen Aufgewecktheit des kleinen Königs sind wohl auch alle die drolligen Anekdoten zu erklären, die von ihm die spanischen Zeitungen erzählen, und die viel dazu beigetragen haben, das „königliche Kind“ im Volke beliebt zu machen. Der kleine Monarch ist sehr selbstbewußt und wird gewaltig beleidigt, wenn man ihn nicht als „König“ behandelt. Er ist stolz und ein wenig eigensinnig, und nur seine Mutter und seine Amme haben Einfluß auf ihn. Er scheint viel Witz zu besitzen und gibt gern allen Personen, mit denen er zusammenkommt, Spitznamen. Die spanische Etikette gestattet dem Könige leider auch nicht, mit anderen Kindern zu spielen, die nicht Könige sind, und so bilden den ganzen Umgang Alfons XIII. nur erwachsene Personen.

Die drolligste Anekdote, die man von ihm erzählt, ist

folgende: Er wurde das erste Mal in die Kirche mitgenommen und saß hier in der königlichen Loge. Der predigende Geistliche gerieth in Feuer und erhob seine Stimme immer lauter und lauter. Der kleine König wurde darüber sehr ungehalten und plötzlich erhob er sich und rief dem erstaunten Geistlichen mit seiner feinen Stimme zu: „Mein Herr! Man schreit nicht so in der Kirche, in der Kirche muß man artig sein und sich ruhig verhalten!"

Den Erfolg dieses Zwischenrufes kann man sich wohl denken.

Mit Rücksicht auf seinen zarten Körper hat man dem kleinen König noch keinen Schulunterricht zu Theil werden lassen, er hat aber spielend die englische Sprache erlernt. Seine tägliche Zeiteintheilung nimmt auch vor Allem darauf Rücksicht, seinen Körper zu kräftigen. Er muß um sieben Uhr Morgens aufstehen und erhält sofort ein kaltes Bad unter Aufsicht seiner asturischen Amme Maxima, die man im Dienst behalten hat, weil der kleine König mit außerordentlicher Liebe an ihr hängt. Diese Amme scheint aber eine sehr diplomatische Dame zu sein. Sie lehrte den Kleinen einige spanische Worte plappern, diese mußte er eines Tages seiner Mutter zu deren größter Ueberraschung vorstammeln. Diese Worte enthielten aber die Bitte, daß Maxima auch ferner bei Hofe gehalten werden möge.

Diese erste Bitte des „Königs" wurde natürlich erfüllt, und die schlaue Asturierin hatte so ihren Zweck erreicht.

Um halb acht Uhr früh erhält der König seine Chokolade, dann tummmelt er sich nach Herzenslust im Zimmer oder im Freien bis Mittag zwölf Uhr, worauf er mit seiner Mutter frühstückt. Es folgt nun nach spanischem Brauche die „siesta", d. h. der Nachmittagsschlaf, in welchen die Amme den König einsingt, und der bis vier Uhr währt. Dann wird Alfons angekleidet und fährt mit seinem Gouverneur, dem General Cordoba, oder seiner

Erzieherin, der Madame Tacon, spazieren. Sehr oft macht man auf der Madrider Promenade, dem „Buen Retiro“, Halt und verläßt den Wagen, um spazieren zu gehen.

Bei dieser Gelegenheit darf der König sich auch hin und wieder mit Kindern auf einen Augenblick unterhalten, aber nicht mit ihnen spielen. Nach der Rückkehr von der Spazierfahrt ißt er mit gutem Appetit, und man läßt ihn auch essen, soviel er mag, damit er zu Kräften kommt. Um acht Uhr verabschiedet er sich von seiner Mutter und geht zu Bett, wo ihn die Amme wieder in den Schlaf singt.

Vielleicht kommt mancher Mutter und manchem Vater beim Lesen vorstehender Zeilen der Gedanke, daß es doch nicht immer ein Glück ist, gleich als König auf die Welt zu kommen!

Selbst wenn Alfons XIII. am Leben und gesund bleibt, ist es noch nicht sicher, daß er zur Regierung kommt. Spanien ist das Land der politischen Ueberraschungen, und binnen wenigen Wochen gestalten sich dort oft die Verhältnisse von Grund aus um. Ein Glück ist es für den Kleinen, daß er von solchen ernsten Erwägungen, welche ihm die Krone vielleicht als eine schmerzhaft drückende Last erscheinen lassen könnten, noch nichts ahnt, sondern sich harmlos und unbefangen seiner Jugend, soweit sie ihm nicht durch die tyrannische Etikette verkümmert wird, zu freuen vermag.

Die Geheimnisse des Hellsehens.

Aufklärende Mittheilungen

von

J. Heimwahl.

(Nachdruck verboten.)

Neuerdings hat sich auch endlich die Wissenschaft entschlossen, jene geheimnißvollen Erscheinungen in den Kreis ihrer Forschungen hineinzuziehen, welche wir Hypnotismus und Somnambulismus nennen, und ihren Untersuchungen ist es zu verdanken, daß wir heute nicht mehr wie vor einigen Jahrzehnten noch rathlos vor dem interessanten aber unlöslichen Phänomen des Gedankenlesens, der Eingebung oder Suggestion und anderer Erscheinungen stehen. Was früher meist als nur mit Hilfe übernatürlicher, wohl gar dämonischer Kräfte möglich erachtet wurde, ist jetzt zum größten Theile auf seine natürlichen Vorgänge und Grundlagen zurückgeführt worden.

Auch das viel genannte, viel beschriebene Hellsehen gehört in die Klasse der somnambulischen Erscheinungen. In einem höhern Stadium des Somnambulismus nämlich wird bei gänzlichem Ruhen des tagwachen Bewußtseins der innere Sinn lebendig, es tritt ein unmittelbares, d. h. ohne Hilfe der Sinne zu Stande kommendes Schauen ein, das sich in seltenen Fällen sogar auf vergangene und zukünftige Dinge erstreckt. Und somit ist der Hellseher

durchaus nicht als ein Wundermann zu betrachten, sondern nur als ein Mensch, dessen Erkenntnißvermögen unter gewissen, selten eintretenden Bedingungen über das Normale hinaus gesteigert ist. Alle Erscheinungen besonderer Feinsinnigkeit gehören ebenfalls in dieses Gebiet.

Das Hellsehen ist als Thatsache durch zahlreiche glaubwürdige Zeugnisse festgestellt, wenn es auch in seinem innersten Wesen noch nicht genügend erforscht ist. Doch dürfen wir hoffen, daß bei dem unausgesetzten Schaffen berufener Männer bald auch der Schleier gehoben werden wird, der dies interessante psychologische Phänomen jetzt noch zum Theil verhüllt.

Um so mehr ist es zu bedauern, daß der Betrug es bereits in seinen Dienst genommen hat, und gewissenlose Spekulanten zum Zwecke des Gelderwerbs das große Publikum irre führen. Das Volk wird dadurch im Aberglauben bestärkt, der Wissenschaft aber großer Schaden zugefügt; denn wird einmal ein solcher Schwindler entlarvt, so wird meist das Kind mit dem Bade ausgeschüttet und in dem Auge des Laien ist das ganze Reich der psychischen Kräfte weiter nichts als Humbug.

Wie der „Wundermann“ mit dem wahrsagenden Geiste (kartesianische Taucher) auch heute noch von Messe zu Messe zieht, und die Wahrsagerinnen in den Städten immer noch ein blühendes Geschäft betreiben, so läßt sich auch Jahr für Jahr in den nur irgendwie eine Einnahme verheißenden Städten ein Magnetiseur blicken, der außer den Experimenten der Hypnose auch das „Hellsehen“ auf sein Programm geschrieben hat. Dem Eingeweihten wird das lächerliche Gaukelspiel alsbald klar, aber es ist doch traurig zu sehen, wie leicht das gläubige Publikum sich irre führen läßt, und Alles als bare Münze nimmt, was sich bei genauem Zuschauen als gewöhnlicher Taschenspielerkniff entpuppt.

Denn Schnellkünstler, und zwar meistens recht geschickte, sind diese Leute alle, welche unter sorgfältiger Berechnung der schwachen Seite ihres Publikums und unter Zuhilfenahme mnemotechnischer Kunstgriffe ihre Zwecke stets vollkommen erreichen. Es ist zum Beispiel eine erfahrungsmäßige Thatsache, daß von drei aufgeschriebenen und zu errathenden Zahlen fast immer die mittlere gewählt wird, namentlich, wenn diese ein abgeschlossenes Ganze, ein Hundert, Dutzend oder Groß bildet; vielleicht, weil gerade die mittlere Zahl den Sehnerv am meisten affizirt; vielleicht auch, weil gerade die Zahlen 12 und 100 mehr anziehen, da sie sehr bekannte oft vorkommende Zahlen sind, die sich leicht dem Gedächtnisse einprägen. Ein einfacher Versuch möge dies beweisen. Wir schreiben auf einen Zettel die Zahlen 9 — 12 — 17 und lassen irgend einen Anwesenden eine der Zahlen denken. Fast ohne Ausnahme wird es die mittlere Zahl sein. Bei diesem Experiment gehen wir so sicher, daß wir vorher die Zahl 12 auf die Rückseite des Zettels schreiben können, und der Befragte wird nicht wenig erstaunt sein, das von ihm Gedachte von uns schon im Voraus festgestellt zu sehen.

Doch möge der freundliche Leser uns in den Tempel der „Hellseherei“ begleiten. Nachdem der Vorhang aufgezogen ist, erblicken wir auf der meist phantastisch aufgeputzten Bühne die Dame mit verbundenen Augen, einen Degen in der rechten Hand haltend. Der Führer gibt den Zuschauern eine Erklärung der geheimnißvollen Kunst, welche die Dame ausüben werde, und nachdem er so die Erwartung gespannt, beginnt die Vorstellung. Nummer I des Programms lautet: Errathen einer gedachten Karte.

Der Impresario läßt sich ein Spiel Karten reichen und bittet einige Zuschauer, sich eine Karte zu wählen. Darauf läßt er die gewählten an verschiedenen Stellen in das Spiel zurückschieben und legt dieses zu Füßen der

Dame auf das Podium. Und siehe da! Die Hellseherin schiebt mit dem Degen das Spiel auseinander und zeigt die Karten in der Reihenfolge, wie es von den Zuschauern gewünscht wird, indem sie mit der Degenspitze dieselben durchbohrt und die Bildfläche dem Publikum zukehrt.

Die Erklärung dieses Kunststückes ist eine sehr einfache. Der Führer sowohl als auch die Hellseherin sind geschickte Taschenspieler. Nachdem die Zuschauer die Karten in das Spiel hineingeschoben, versteht er sie durch geschicktes Mischen unauffällig nach oben zu bringen, so daß die gewählten Karten die drei oder vier obersten sind. Dann bringt er darüber noch fünf oder sechs andere Karten, je nachdem die Beiden es verabredet haben. Die als Hellseherin auftretende Dame aber hat die Binde über den Augen soweit gelockert, daß sie das vor ihr liegende Spiel erkennen kann. Mit dem Degen schiebt sie es auseinander, indem sie vorsichtig die fünf oder sechs oberen Karten auf die rechte Seite bringt. Die jetzt folgenden breitet sie in der Weise aus, daß die oberen nach rechts, die folgenden in einer Reihe nach links zu liegen kommen. Alle übrigen Karten breitet sie um diese aus. Jetzt soll sie die gewählten Karten auch vorzeigen und um dies auszuführen, hat sie nur die Art und Weise zu beobachten, wie ihr Führer sie dazu auffordert. Sagt er zum Beispiel: „Zeige uns einmal die Karte dieses Herrn!“ so weiß sie, daß es die erste ist. Würde er fragen: „Welche Karte wählte dieser Herr?“ so zeigte sie die linke, und auf die Aufforderung: „Zeige uns die Karte dieses Herrn!“ nimmt sie die mittlere mit dem Degen auf. —

Die erste Nummer des Programms ist somit zu Aller Befriedigung gelöst, und die zweite beginnt: Die Hellseherin liest mit verbundenen Augen das Bild jeder Karte eines Spieles. Dieses Experiment ist von noch größerer Wirkung als das erste. Der Führer erbittet sich irgend

ein Kartenspiel, damit ja nicht der Verdacht aufsteigen solle, daß mit einem vorher präparirten Spiele experimentirt würde. Er läßt es zur Vorsicht noch einmal gründlich von einem Herrn aus der Gesellschaft ansehen und überreicht es dann der Hellseherin. Diese hält es, die Bildseite dem Zuschauer zugewendet, mit der linken Hand fest, nimmt darauf Blatt für Blatt ab, hält jedes in der rechten Schläfengegend an die Stirn und nennt zur Verwunderung Aller ein Bild nach dem andern. Dieses Experiment ist noch einfacher als das erste. An ihrer linken Seite hat die Dame nämlich in einer Falte ihres Kleides einen kleinen, wenige Centimeter großen Spiegel verborgen, der auf der Rückseite ein Stückchen Klebewachs trägt. Sowie der Führer ihr das Kartenspiel überreicht, zieht sie unbemerkt den Spiegel hervor und drückt ihn auf die Rückseite der Karten fest, die sie in der linken Hand hält. Wenn sie nun ein Kartenblatt an ihre rechte Stirnseite bringt, kann sie unter der gelockerten Binde im Spiegel das Bild deutlich erkennen.

Der Leser sieht hieraus, wie leicht es ist, den Zuschauer irre zu führen, und wie diese beiden Beispiele, so beruhen auch alle übrigen Kunststücke, die von den sogenannten Hellsehern vorgeführt werden, auf ganz gewöhnlichen Taschenspielerkniffen.

Doch wir wollen der Vorstellung weiter beiwohnen. Nachdem noch einige weitere Kartenkunststücke zum Besten gegeben, folgt das Errathen eines gedachten Verses aus einem Buche. Der Impresario übergibt einem Herrn einen Band Gedichte mit der Bitte, das Buch an einer beliebigen Stelle aufzuschlagen und die Seitenzahl zu nennen. Die Dame hat mittlerweile die Binde von ihren Augen gelöst. Der Herr nennt die Seitenzahl. Darauf schreibt die Hellseherin einige Worte auf einen Zettel, schiebt ihn in einen Briefumschlag, verschließt denselben

und legt ihn vor Aller Augen vor sich hin. Nunmehr liest der Herr einen Vers aus dem Gedichte laut vor. Die Künstlerin überreicht ihm das Couvert und siehe da! Dort steht Seitenzahl, Ueberschrift des Gedichtes, Verszeile und der gelesene Vers.

Dieses Kunststück erregt stets viele Bewunderung, und doch ist es in der Ausführung völlig verwandt mit den oben bereits angeführten. Es ahnt nämlich Niemand der Zuschauer, daß das ihnen überreichte Buch derartig präparirt ist, daß es sich fast von selbst an einer bestimmten Stelle öffnet, wenn es aufgeschlagen wird. Das Gedicht aber, welches auf dieser Seite steht, hat die Hellseherin schon vorher ganz abgeschrieben und zwar jeden Vers auf ein gesondertes Blatt, das sie in ihrer Tasche verwahrte. Nehmen wir an, das betreffende Buch seien Eichendorff's Gedichte; das Buch öffnet sich und es wird aufgeschlagen: Der frohe Wandersmann. Die Dame hat also, da das Gedicht vier Strophen, jede zu vier Zeilen umfaßt, sechzehn Couverts mit verschiedenen Zetteln in Bereitschaft, welche mit einem Geheimzeichen nummerirt sind. Während nun der Herr den betreffenden Vers vorliest, verwechselt sie leicht das präparirte Couvert mit dem auf dem Tische liegenden, und die Zuschauer sind geradezu verblüfft, wenn sie den verschlossenen Umschlag öffnen und auf dem Zettel lesen: Seite 71. Der frohe Wandersmann, Strophe 3, Vers 2: „Die Lerchen schwirren hoch vor Lust."

Das nun folgende Experiment ist mehr trivialer Natur, nur eine Abart eines uralten, aber trotzdem wenig bekannten Kartenkunststückes. Für diejenigen unserer Leser, denen es noch unbekannt sein sollte, möge es hier angeführt werden, da es in Gesellschaft immer viele Unterhaltung gewährt, und seine Lösung dem nicht Eingeweihten schwer gelingen wird. Die Aufgabe lautet: von einer beliebigen Anzahl Kartenhäufchen das Blatt zu errathen, welches bei

jedem oben liegt. Bei der Ausführung merken wir uns die unterste Karte des ganzen Spieles und suchen durch geschicktes Mischen dieselbe nach oben zu bringen. Es gelingt sehr leicht. Darauf lassen wir von einem Anwesenden eine beliebige Anzahl Häufchen durch Abheben bilden; es seien drei. Nunmehr wissen wir von einem der Häufchen die oberste Karte. Dieselbe sei Herz-Aß. Die übrigen kennen wir nicht. Wir bitten aber einen der Anwesenden: „Wollen Sie darauf achten, welches Blatt ich nennen werde?" Darauf zeigen wir auf das letzte der Häufchen: „Hier liegt Herz-Aß." In Wirklichkeit liegt jedoch Pique-Zehn da. Wir nehmen das Blatt in die Hand, ohne daß Jemand das Bild erkennt und zeigen auf das folgende: „Dies ist Pique-Zehn;" und heben das Blatt ab. Es ist Herz-Dame. Auf das folgende zeigend, wo Herz-Aß liegt, sagen wir also jetzt: „Herz-Dame". Alsdann wenden wir uns, indem wir wie in Gedanken die Blätter in unserer Hand mischen, zu dem Herrn, der die genannten behalten sollte und fragen: „Welche Karten hatte ich also hier genannt?" Und Alles wird stimmen.

Dies das Kartenkunststück; dasselbe Prinzip wendet auch unsere Hellseherin an bei einem Zugstücke ihres Programms: Das Errathen der Namen Verstorbener, bekanntlich auch ein bevorzugtes Experiment des „Gedankenlesers" Cumberland. Einige Anwesende werden aufgefordert, den Namen irgend eines Verstorbenen aus ihrer Verwandtschaft auf einen Zettel zu schreiben, welchen der Führer ihnen reicht. Dieser sammelt die beschriebenen und zusammengefalteten Blätter und übergibt sie der Dame. Deren Aufgabe besteht darin, die Namen der Zettel zu lesen. Um dies zu ermöglichen, nimmt sie unbemerkt einen der Zettel weg und schiebt einen andern leeren dafür unter. Während sie sich mit irgend einem Gegenstande noch beschäftigt, öffnet sie heimlich den Zettel und merkt sich den Namen.

Alsdann hat sie weiter nichts zu thun, als diesen Namen in gleicher Weise, wie auch bei unserem Kartenkunststück, als den des folgenden verschlossenen Zettels anzugeben.

Und so folgt Nummer auf Nummer; von Uebersinnlichem keine Spur: alles Täuschung in feinerer oder derberer Form. Das Publikum spendet Beifall, rauschender Applaus lohnt jedes Experiment, und der Impresario sieht seinen Weizen blühen. —

Zu den Lieblingsstücken unserer modernen Hellseherinnen gehört auch das Errathen von Münzen. Der Führer läßt von den Zuschauern eine Anzahl Münzen auf eine Tablette legen, und ersucht hierauf einen Herrn, irgend eine Münze mit einem Zeichen zu versehen. Dann erbittet er sich einen hohen Hut, schüttet die Münzen hinein und läßt auch die gekennzeichnete dazu legen. Nachdem der betreffende Herr die Münzen alle gut durcheinander geschüttelt, überreicht er den Hut der Hellseherin; sie greift mit verbundenen Augen hinein und holt die gezeichnete Münze heraus.

Die Erklärung ist sehr einfach. Dadurch, daß der Herr das von ihm gewählte und bezeichnete Geldstück längere Zeit in der Hand hielt, wurde es warm, während die übrigen Münzen kalt blieben. Die Künstlerin hat also nur nöthig, aus den Geldstücken im Hut dasjenige herauszusuchen, welches sich wärmer anfühlt — es ist sicher das verlangte.

Noch mehr Aufsehen und Bewunderung erregt das folgende Stück, obwohl es in der Ausführung noch leichter ist, als das eben erwähnte. Der Führer läßt sich von den Zuschauern einige Ringe und Münzen reichen; er legt sie auf eine Tablette und übergibt darauf verschiedenen Zuschauern die Sachen. Die Künstlerin aber beschreibt jetzt mit verbundenen Augen Fassung und Form der Ringe, nennt Bild und Jahreszahl der Münzen u. s. w. Auch

hier handelt es sich wieder um einen bekannten Taschenspielerkniff. Von den Zuschauern ahnt Niemand, daß die Dame die beschriebenen Ringe genau kennt, die an das Publikum ausgetheilten Münzen aber von dem Schnellkünstler untergeschoben sind. Vorher nämlich, anscheinend um der ermüdeten Hellseherin eine kurze Ruhe zu gönnen, unterhielt der Führer die Gesellschaft mit einigen Kunststücken und erbat sich zu dem Zwecke eine Uhr, einige Ringe und dergleichen. Die Ringe hat die Dame alsdann unvermerkt sich genau angesehen. Den Zuschauern aber fällt es später nicht auf, daß sie die Ringe zum zweiten Mal hergeben müssen. Die Münzen aber verwechselt der Führer mit anderen von gleichem Werthe, die er in der hohlen Hand verborgen hielt, und sieht zu, daß andere Zuschauer dieselben erhalten, als die, von denen er sie entliehen hat. Da die Beiden nun verabredet haben, in welcher Reihenfolge die Münzen zur Vertheilung gelangen, so ist ihre Beschreibung der Hellseherin ein leichtes. Später werden die Münzen wieder gegen die entliehenen umgetauscht.

Noch sei zum Schlusse ein interessantes Experiment erwähnt, welches sich recht gut zur Ausführung in geselligen Kreisen eignet und immer viel Unterhaltung gewährt — das Spiel mit verdeckten Dominosteinen. Es sind hierzu zwei Spieler erforderlich, welche sich vorher dahin verständigt haben, daß für die Zahlen 1 bis 6 ein bestimmtes Wort gesetzt werde. Am geeignetsten sind die persönlichen Fürwörter. Es würde demnach bedeuten: ich = 1, du = 2, er = 3, wir = 4, ihr = 5, sie = 6. Die Steine liegen umgekehrt, also verdeckt vor den Spielern. Der Erste beginnt, er legt den Stein 2—4. Nun muß er dem andern die Zahl nennen, es geschieht etwa in dem Satze: „Du mußt bedenken, wir haben aufmerksame Zuschauer.“ Der Gegner weiß alsdann, daß 2—4 aufliegt und zwar, wie vorher bestimmt, die kleinere Zahl

links. Er fügt seinen Stein an; es sei 4—6. Während der erste nun scheinbar überlegt, was er legen soll, wendet der Zweite sich lächelnd zu den Umstehenden; „Kennt sie nicht!" — „Ich denke doch," versetzt der Gegner und legt 6—1 an. Der Andere fügt stillschweigend seinen Stein hinzu, und dies gibt dem Ersten das Zeichen, daß der gesetzte Stein am Ende blank ist.

Auf diese Weise wird das Spiel fortgesetzt, und wenn die Spielenden es nun noch verstehen, witzelnde Bemerkungen mit einzuflechten, wird Niemand der Zuschauer auf die Lösung verfallen. Das Staunen aber ist groß, wenn zum Schlusse die Steine aufgedeckt werden, und Alles genau stimmt.

Diese Beispiele mögen genügen, den freundlichen Leser über den wahren Werth der für gewöhnlich mit dem Aufwande aller erdenkbaren Reklamemittel angekündigten Experimente der sogenannten „Hellseher" aufzuklären; alle ihre Vorführungen entbehren jeder tieferen psychologischen Grundlage.

Goldgewinnung in Kalifornien.

Amerikanische Skizze.

Von

Hans Scharwerker.

Mit 8 Illustrationen.

Kalifornien hat noch immer den Ruf, das „Eldorado", das Goldland der Neuen Welt zu sein, und verdient denselben auch in sofern, als in diesem schönen Weststaate der nordamerikanischen Union die Förderung des so sehr begehrten Metalles jährlich im Durchschnitt etwa einen Werth von 18 Millionen Dollars erreicht; aber wenn man, wie meist in Deutschland, unter einem Eldorado ein Land versteht, wo das Gold „auf der Straße" liegt und nur darauf wartet, von dem unternehmungslustigen Einwanderer aufgehoben zu werden, so hat Kalifornien diesen schönen Titel bereits seit Jahren verwirkt. Die Zeiten der rohen, oberflächlichen Ausbeutung der oberen goldführenden Schichten des Erdbodens oder des Sandes der im Sommer wasserleeren Flußbetten sind vorbei, der mittellose Goldgräber, der auf eigene Kosten arbeitet, verdient kaum noch so viel dabei, als er zum Leben nöthig hat. Heutzutage bedarf es, um einen nennenswerthen Gewinn zu erzielen, großartiger Vorrichtungen und geschulter Menschenkräfte, und aus den Händen der Einzelnen ist die

Goldgewinnung an große, kapitalkräftige Gesellschaften übergegangen, die einen rationellen Großbetrieb eingeleitet haben.

„Berggold“, d. h. solches, welches in goldhaltigem



Trennung des Goldes von der Erde vermittelst der „Wiege“.

Quarzgestein oder Erzen eingeschlossen ist, aus den Tiefen der Erde durch bergmännischen Betrieb heraufgeholt und dann durch einen Schmelzprozeß von dem tauben Gestein geläutert wird, ist noch verhältnißmäßig selten in Kali=

fornien. Weitaus der größte Theil des Goldes wird durch einen Wasch- und Schlämmprozeß aus goldhaltigem Sand oder verwittertem, goldführendem Gestein gewonnen. Früher geschah dies durch nach Kalifornien strömende Abenteurer aller Länder in der einfachsten Weise vermittelst der sogenannten „Wiege“, die sich der Goldsucher selbst verfertigte. Dieser Apparat bestand aus einem Holzkasten von länglich-viereckiger Form, welcher auf zwei querstehenden Rundhölzern so befestigt wurde, daß man ihn darauf hin und her bewegen konnte. Den Boden dieses Kastens bildete grobes Tuch. Am oberen, höheren Ende des Apparates befand sich ein kleinerer Kasten mit einem siebartigen Boden, in welchen mit der Schaufel die goldhaltige Erde geworfen wurde. Während nun der Goldgräber beständig Wasser auf das zu verarbeitende Rohmaterial goß, bewegte er gleichzeitig den Kasten hin und her, wodurch die Lehm- und Sandtheile der Golderde hinweggespült wurden, die schwereren Goldkörner aber sich auf dem Boden in den Fasern des Tuches festsetzten und liegen blieben. Diese primitive Art der Goldgewinnung wird jetzt nur noch von Chinesen ausgeübt.

Wie die Art des Betriebes, so hat sich auch die Lebensweise der Goldgräber geändert. Es gibt keine „Camps“ mehr, d. h. flüchtig aufgeschlagene, nur von Männern bewohnte Zeltstädte, sondern der Minenarbeiter wohnt, meist mit seiner Familie, in festen Holz oder Blockhütten, da das herumziehende Leben aufgehört hat, und jahrein jahraus an derselben Stelle die Arbeit fortgesetzt wird.

Dies ist erst möglich geworden durch die Einführung des hydraulischen Schwemmbetriebs. Dabei wird ein unter starkem Drucke wirkender Wasserstrahl direkt gegen die goldhaltige Kieswand geschleudert, welcher große Massen derselben auf einmal löst, und so die langdauernde Arbeit vieler Menschenhände in kurzer Zeit bewältigt.

Vorbedingung für diese Art des hydraulischen Minenbetriebes sind natürlich größere, das ganze Jahr zu Gebote stehende Wassermengen, die, um den nöthigen Druck zu erzeugen, von einem höheren Orte herbeigeführt werden müssen.

Man hat daher in den siebzehn Counties Kaliforniens,

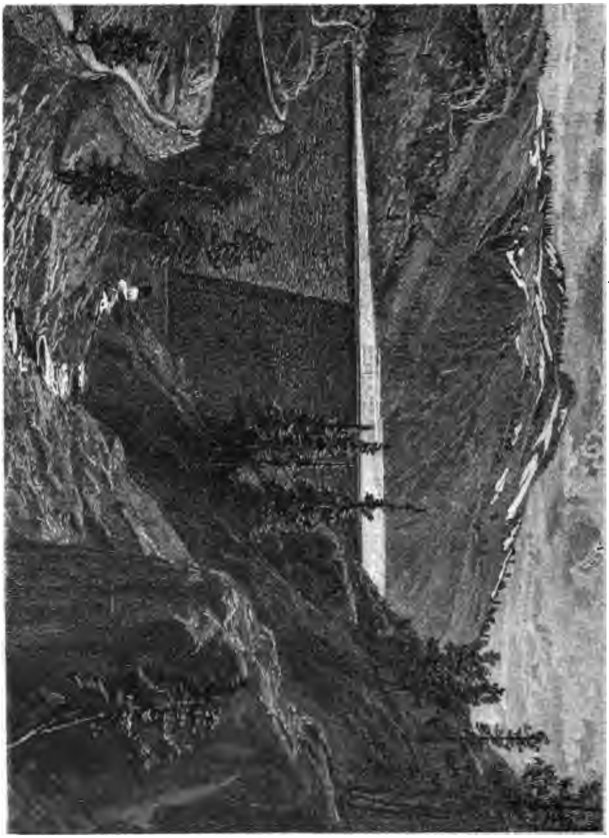


Goldgräberhütte.

über welche sich die Goldlager erstrecken, vorzugsweise in Nevada, Eldorado, Placer, Yuba und Butte, im oberen Thalgebiet den Lauf der kleinen Flüsse und Bäche durch mächtige Dämme zu einem See aufgestaut, der das erforderliche Wasser für den Betrieb liefert. Diese künstlichen Seen dienen als Wasserreservoirs und liegen oft 50, ja 100 und mehr Kilometer von der Arbeitsstelle entfernt. Die größten enthalten über 1000 Millionen

[redacted]

Kubikfuß Wasser, nehmen einen Flächenraum bis zu 400 Hektar ein, und sind durch über 100 Fuß hohe, an



Wasserreservoir.

der Basis fast ebenso breite und noch an ihrem oberen Ende 6 bis 8 Fuß breite Staudämme geschlossen. Von ihnen aus wird das Wasser in Gräben und Holzrinnen, die sich an den Abhängen der Berge meilenweit schlangenartig hin-

ziehen, auf hohen, von Holz konstruirten Brücken breite Thäler überschreiten, oft durch Tunnels unter dem Bette von Flüssen hingeführt sind und ein glänzendes Zeugniß von dem vor keiner technischen Schwierigkeit zurückschreckenden amerikanischen Unternehmungsgeiste ablegen, zunächst in ein kleines Becken am Berge unmittelbar oberhalb der Arbeitsstelle geführt, und strömt von da durch eiserne Röhren dem „Monitor“ zu. Man schätzt die Länge dieser Wasserleitungen insgesammt auf etwa 7000 englische Meilen, und ihre Anlagekosten auf über 70 Millionen Mark.



Wasserleitung an den Berghängen.

Auch die Instandhaltung derselben erfordert beständig nicht unbeträchtliche Summen, da Hochwasser, Schnee, Stürme und Erdrutsche oft an dem künstlichen Werke arge Verwüstungen anrichten. Eine stete Ueberwachung und

[redacted]

Regulirung dieser Anlagen ist also unumgängliches Erforderniß. Von fünf zu fünf englischen Meilen sind da-

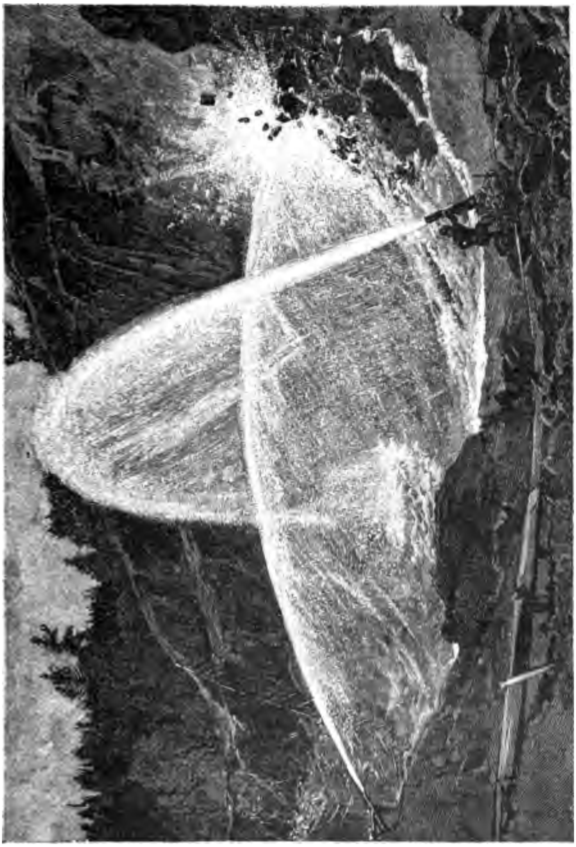


Wasserleitungsbrücke.

her, ähnlich den Wächterhäuschen an unseren Bahnlinien, kleine Hütten erbaut, in denen die Wasserwärter ein einsames und beschwerliches Dasein führen.

Die eigentliche Wäsche nun besorgen die sogenannten

„Monitors". Diese Maschine hat in ihrem Aeußern eine große Aehnlichkeit mit einem Geschütz und wirkt wie eine



„Monitors" in Thätigkeit.

Dampfspritze kolossalster Art. Das hintere Ende ist durch einen wasserdichten Schlauch mit den zu Thal gehenden Röhren der Wasserleitung verbunden; der Monitor selbst lagert in einem Ringe, welcher an einem festen Gerüste so

aufgehängt ist, daß das Rohr leicht nach allen Seiten gedreht und bewegt werden kann. Der kolossale Wasserstrahl, welchen solch' ein Monitor entsendet, ist im Stande, Felsblöcke von vielen Centnern Gewicht spielend vor sich her zu schleudern und das verwitterte Gestein wie eine Kanonenkugel in kleine Stücke zu zersprengen. Man richtet den Strahl direkt gegen die goldführende Bergwand, welche unter der zerstörenden Wirkung desselben bald zusammenbricht und fortgeschwemmt wird, den „Sielen" zu, die zunächst in einer tiefen, sechs bis acht Fuß im Geviert haltenden Grube endigen. In diesen Sielen bleibt schon ein Theil der gröberen Gesteinstücke liegen, und muß beständig von dazu angestellten Arbeitern herausgeschafft werden, während die Goldkörner und die gelösten Erdtheile die Grube erreichen. Hier senkt sich das Gold zu Boden und bleibt in den eingeschnittenen Rillen liegen, während die Gewalt des Wassers das Erdreich weiter mit sich fortreißt.

Um aber von dem Golde nur ja nichts zu verlieren, wird das weggeschwemmte Erdreich, ehe man es dem Flusse zuleitet, der es hinwegtragen soll, noch durch eine Anzahl in gewissen Abständen untereinander angebrachter Schleusen geleitet, wo es sich an den die Schleuse sperrenden Eisengittern senkt und liegen bleibt, was an Goldkörnern noch die Grube passirt hat.

Nicht geringe Schwierigkeit macht es übrigens, das zum Betrieb gebrauchte, fern hergeleitete Wasser und die ausgewaschene Erde wieder los zu werden. Wo die Goldwäscherei in einem Thale liegt, das ein Bach durchströmt, ist dies ja verhältnißmäßig leicht, aber in eingeschlossenen, wasserarmen Thälern hat man sich genöthigt gesehen, lange Tunnels durch die Bergwand zu treiben, durch welche das Wasser seinen Abfluß finden kann. Durch diese Tunnels führt der Strom auch die Schlacken und ausgewaschenen Kiesrückstände dem nächsten Bache zu.

Uebrigens drohen die riesigen Kiesmassen, welche durch den hydraulischen Betrieb fortlaufend den Stromläufen übergeben werden, diese dermaßen zu versanden, daß bei-



Ein Siel.

spielsweise neuerdings im unteren Laufe des Sakramento die Schifffahrt dadurch in Frage gestellt wird, und jährliche Ueberschwemmungen des Flusses die fleißige Arbeit des Farmers vernichten. Da den reichen Minenbesitzern aber be-

sondere Konzessionen verliehen sind, und die Großkapitalisten in Amerika überhaupt die Klinke der Gesetzgebung in der Hand halten, so werden die Klagen der Geschädigten wohl ungehört verhallen.

Das kalifornische Gold bereichert eben heutzutage nicht mehr einzelne arme Teufel, wie ehemals, sondern schwellt die Vermögen der großen nordamerikanischen Goldbarone zu jenen Unsummen an, vor denen der Europäer, wie bei dem jüngst erfolgten Tode des Millionärs Astor, der 480 Millionen Mark hinterließ, staunend steht. Ein „Eldorado“ also ist Kalifornien immer noch, wenn auch nicht für den armen Einwanderer, die im günstigen Falle eine Stellung als „miner“, als Bergarbeiter erlangen können, welche sie bei harter Arbeit eben nährt.



Durchschlag eines Tunnels.

Die Sanitätspolizei in der Insektenwelt.

Schilderung aus dem Thierleben.

Von

L. Haschert.

Mit Abbildung.

Jedem aufmerksamen Beobachter der Erscheinungen in der Natur wird es schon aufgefallen sein, daß man bei Spaziergängen in Wald und Flur so selten einer kleinen Thierleiche begegnet; und doch mögen alle Tage unzählige kleine Geschöpfe zu Grunde gehen. Allein nur wenige kommen uns zu Gesicht, und noch seltener werden unsere Geruchsnerven davon belästigt. Wir Alle wissen, daß die rastlos thätigen Ameisen einen großen Theil des Wohlfahrtsdienstes übernehmen, indem sie die ihnen in den Weg kommenden kleinen Thierleichen eiligst benagen und skelettiren und die Fleischtheile in ihren Bau schaffen. Andere werden von den schmutzig-schwarzen, verhältnißmäßig sehr breiten Aaskäfern von den Wegen unter das Gras gezogen und dort verspeist. Das Hauptgeschäft aber in sanitätspolizeilicher Hinsicht fällt einer Käfergattung zu, welche trotz ihrer großen Verbreitung bis auf den heutigen Tag nicht die ihr gebührende Beachtung gefunden hat.

Finden wir in unserm Garten oder draußen im Freien einen kleinen Leichnam, der bereits in der Zersetzung be-

griffen ist, so werden wir in den meisten Fällen einen oder mehrere ansehnliche Käfer um denselben in Thätigkeit erblicken, welche wegen ihrer eigenthümlichen Beschäftigung seit länger als einem Jahrhundert mit dem ganz passenden Namen der Todtengräber (Necrophorus) bezeichnet werden. Sie erreichen meist eine Länge von 2½ Centimeter, tragen eine glänzend schwarze Farbe, und ihre abgestutzten Flügeldecken, welche am Rande mit feinen goldigglänzenden Fransen besetzt sind und die drei hintersten Leibesringe unbedeckt lassen, zieren zwei orangefarbene, gezackte Querbinden. Das ziemlich flache, glänzende Brustschild ist an den Ecken gerundet und hat ringsum scharfe Ränder, die sich bei einigen Arten mit einem dichten Besatz von goldigen Härchen schmücken. Der schwarze, gewöhnlich nach unten getragene Kopf ist in der Gegend der Augen am breitesten, dann aber eingeschnürt und halsartig verengt. Die unmittelbar vor den Augen stehenden Fühler zeigen blättrige, gelbliche Endknöpfchen, und die schwarzen, kräftigen Beine sind mit fünf Fußgliedern ausgerüstet, von denen die vordersten eine herzförmige Gestalt besitzen. Der bei uns am häufigsten vorkommende gemeine Todtengräber (N. vespillo) kennzeichnet sich leicht durch gekrümmte Hinterschienen, welche bei den übrigen Arten gerade gestreckt erscheinen.

Haben wir aus vorstehender Beschreibung der Uniform und aus unserem Bilde den Todtengräber von Angesicht zu Angesicht kennen gelernt, so bleibt uns nur noch übrig, einen Blick auf sein Thun und Treiben zu werfen, um seine Bedeutung im Haushalte der Natur gehörig würdigen zu lernen. Höchst interessant ist es, diese Thiere bei ihrer Arbeit zu belauschen.

Wo irgend eine kleine Thierleiche sich befindet, ein todter Maulwurf oder Vogel, Frosch oder Kröte, Maus oder Hamster, da kommt dieser Käfer, durch seinen feinen



Todtengräber, einen Maulwurf vergrabend.

[redacted]

Spürsinn angelockt, mit seinen Kameraden herbeigeflogen, spaziert dann um das Aas herum, als ob er Maß nehmen wollte für das herzustellende Grab, und untersucht mit emsigem Fleiß die nächste Umgebung, ob sie sich zur Bestattung auch eigne. Findet er den Boden nicht locker genug, so schafft er mit Hilfe seiner Genossen, wenn irgend ihre Kräfte zur Größe der Leiche in nicht zu bedeutendem Mißverhältnisse stehen, dieselbe erst nach einem geeigneteren Plätzchen. Die Käfer kriechen dabei unter den Kadaver und bewegen sich alle nach derselben Richtung, tragen demnach die Last auf ihrem Rücken fort. Ist endlich Alles in Ordnung, so schieben sie sich in einer gewissen Entfernung voneinander, um sich gegenseitig nicht in den Weg zu kommen, wieder unter und scharren die Erde mit den Beinchen unter sich nach hinten zu weg, so daß sie rings herum einen Wall um die nach und nach durch ihre eigene Schwere immer tiefer einsinkende Leiche bildet. Geräth die Arbeit irgendwo in's Stocken, bleibt ein Theil, wie das beinahe nicht anders möglich ist, gegen andere zurück, so erscheint dieser oder jener Arbeiter an der Oberfläche, betrachtet, Kopf und Fühler bedächtig emporhebend, wie ein Sachverständiger von allen Seiten die widerspenstige Parthie, und es währt nicht lange, so sieht man auch diese allmälig hinabsinken; denn die Kräfte Aller vereinigen sich nun an jenem Punkte.

Es ist kaum glaublich, in wie kurzer Zeit diese Thiere ihre Arbeit so fördern, daß bald der ganze Leichnam von der Oberfläche verschwunden ist, und nur noch ein kleiner Erdhügel die Stelle andeutet, wo er lag, bis zuletzt auch dieser sich ebnet und so die letzte Spur von dem Vorhandensein eines Grabes verschwindet. Und diese Arbeit gilt nicht eher für beendet, bevor nicht der Todte 2, in lockerem Boden sogar 3 Centimeter tief unter der Erde ruht. Mit unermüdlichem Fleiße und großem Geschick setzen sie

ihr freiwilliges Todtengräbergeschäft fort, so lange es noch Leichen für sie zu bestatten gibt.

Der frühere Inspektor des botanischen Gartens in Berlin, Gleditsch, der sich um die Naturwissenschaften viele Verdienste erworben hat, und namentlich als ein zuverlässiger Beobachter bekannt war, gibt uns einen sehr interessanten Bericht über das Bestattungsverfahren unseres Käfers. „Ich hatte schon oft bemerkt," sagte derselbe, „daß todte auf dem Boden liegende Maulwürfe, hauptsächlich auf lockerer Erde, oft in zwölf Stunden schon verschwunden waren. Beim Nachgraben lag ein solcher mehrere Zoll tief unter der Erde und unter ihm befanden sich vier Käfer, welche diese sonderbare Beerdigung ausgeführt zu haben schienen. Da ich nichts Auffallendes an dem Maulwurf bemerkte, grub ich ihn wieder ein und fand ihn nach sechs Tagen voll von kleinen Insektenlarven, offenbar den Abkömmlingen der Käfer."

Gleditsch folgerte aus dieser Erscheinung, daß der verscharrte Leichnam jedenfalls den Jungen zur Nahrung dienen solle. Um diese Sache noch genauer zu erforschen, setzte er vier von unseren Käfern in ein Glasgeschirr, das zur Hälfte mit Erde gefüllt und gehörig gesichert war, und auf die Oberfläche zwei todte Frösche. In weniger als zwölf Stunden war einer der Frösche von zwei Käfern begraben, während die übrigen beiden den ganzen Tag umherliefen, als wollten sie den Umfang der übrig gebliebenen Leiche messen, die endlich auch am dritten Tage begraben gefunden wurde. Alsdann legte er einen todten Hänfling hin. Ein Käferpaar war bald um den Vogel beschäftigt und wiederholte dasselbe Verfahren, indem es die Erde unter dem Vogel wegscharrte und so nach und nach eine Grube bereitete, in welche die Leiche immer tiefer einsank. Endlich wurde das Weibchen von dem Männchen hinweggetrieben und dieses arbeitete sodann ununterbrochen

fünf Stunden hindurch ganz allein; es hob den Vogel ein wenig empor und veränderte dessen Lage, als ob es ihn im Grabe zurechtlegen wolle, kam von Zeit zu Zeit aus der Vertiefung hervor, stieg auf die Leiche, trat sie mit Füßen und zog sich dann wieder zurück. Zuletzt war das so rastlos thätige Thierchen offenbar ermüdet; es kam heraus, lehnte bewegungslos seinen Kopf auf die Erde am Vogel, ruhete ungefähr eine Stunde lang aus und begab sich dann wieder unter die Erde.

Am nächsten Tage war der Vogel 5 Centimeter tief unter dem Erdboden, jedoch blieb die Grube noch den ganzen Tag offen; der Leichnam schien wie auf einer Bahre zu liegen, welche rings herum mit einem Erdwall umgeben war. Am Abend war er noch 3 Centimeter tiefer gesunken und am zweiten Tage war das Werk vollendet, und der Vogel völlig beerdigt. Gleditsch fügte noch andere kleine todte Thierkörper hinzu, welche auch sämmtlich früher oder später begraben wurden. Das Resultat dieser Versuche bestand darin, daß diese vier Käfer in einer Zeit von fünfzig Tagen auf dem kleinen ihnen zugewiesenen Erdraum zwölf Thierleichen, nämlich vier Frösche, drei kleine Vögel, zwei Fische, einen Maulwurf und zwei Grashüpfer, außerdem aber noch die Eingeweide eines Fisches und zwei Stücke einer Rindsleber begruben. Bei einem anderen Versuche begrub ein einziger Käfer einen Maulwurf, der gewiß vierzigmal größer und schwerer war, als sein Bestatter.

James Rennie, der während einer langen Reihe von Jahren die Baukunst der Insekten studirte, erzählt, daß er im Jahre 1826 selbst beobachtet habe, wie zwei Todtengräber-Käfer innerhalb weniger Tage nach der oben beschriebenen Weise eine todte Krähe begruben. Ja, lange vor hundert Jahren schon haben Réaumur und der Holländer Swammerdam über ähnliche Beobachtungen ihre gebildeten

Zeitgenossen unterhalten, und dennoch hat es, besonders in den weiten Volksschichten, infolge eines vernachlässigten Schulunterrichts in der Naturgeschichte, gar Viele gegeben, welche es nicht über sich vermochten, derartigen Mittheilungen Glauben zu schenken. Mein eigener Lehrer las der Klasse die absonderlichsten Wunderdinge aus des seligen Raff's Naturgeschichte vor, ohne nur einmal die Echtheit derselben zu bezweifeln, und fand es ganz plausibel, daß der Fuchs, wenn er vom Ungeziefer gar so sehr zu leiden habe, ein Bündchen Heu zwischen die Zähne nehme, dann rückwärts ganz langsam in's Wasser hinabsteige bis an den Kopf und endlich das Heu mit allen darin versammelten Flöhen fahren lasse und eiligst untertauche, um an einer andern Stelle des Wassers wieder hervorzukommen. Gewiß wäre dies eine recht listige Handlung des sonst so schlauen Fuchses, nur schade, daß sie nicht wahr ist und dem Kombinationstalent des sonst so intelligenten Schlaubergers durchaus nicht entspricht. Die Mär wurde aber geglaubt und wird auch heute noch von Vielen nicht bezweifelt. Anders bei dem Todtengräber. Hier zeigte sich der gute Lehrer äußerst vorsichtig. „Er soll," meinte er, „kleine Thierleichen begraben. Wohl möglich, aber ich habe dies noch nie gesehen."

Dieses „soll" aber war auf mich nicht ohne Einfluß. Die erste todte Maus, welche ich fand, wurde eiligst hinaus getragen und auf ein ebenes Plätzchen eines frischgepflügten Ackers platt hingelegt. Als ich nach 24 Stunden die Stelle wieder aufsuchte, war der Leichnam verschwunden. War er von einer Katze oder einem Raubvogel entführt oder gar schon von Käfern begraben worden? Mein Suchen blieb vergebens, da ich vielleicht auch den Ort verwechselt haben mochte. Doch das Glück war mir günstig. Nach einigen Tagen schon trug ich einen todten Frosch nach derselben Stelle, und um ja das Plätzchen nicht mehr zu

verwechseln, steckte ich an seiner Seite ein Stäbchen in den Boden. Andern Tags fand ich den Frosch halb eingesenkt. Die Lust aber nach näherer Bekanntschaft mit dem Urheber dieser Bestattung war zu groß. Leise schob ich den Frosch zur Seite, und wer beschreibt meine Freude, als ich den oben beschriebenen Burschen mit den beiden orangefarbenen Querbinden auf den Flügeldecken mitten in seiner Berufsthätigkeit überraschte. Rasch brachte ich den Leichnam in seine vorige Lage zurück, um zu beobachten, was nun weiter geschehen werde. Vergessen waren die Bücher und das Mittagsmahl; in eifrigem Anschauen saß ich auf dem nahen Raine, in der Seele mich freuend, wenn die Grube in der lockeren Erde abermals ein wenig tiefer, und der die Leiche umgebende kleine Erdwall etwas höher geworden war. Gegen Abend, als es zu dunkeln anfing, war die kleine Leiche zum Theil mit Erde bedeckt, und am andern Mittag würde ich Noth gehabt haben, das Grab aufzufinden, wenn mir nicht das Stäbchen die Stelle gezeigt hätte.

Später beobachtete ich einmal, wie fünf oder sechs Todtengräber sich darüber hermachten, einen todten Igel zu bestatten. Bei dieser Gelegenheit hatte ich die Freude, eine neue Art dieser interessanten Käfergattung kennen zu lernen. Es waren zwei kräftige Burschen von ganz schwarzer, matt glänzender Färbung, welche ihre Brüder an Größe fast um das Doppelte überragten und sich noch durch einen rothen Längsstreifen am untern Seitenrande der Flügeldecken kennzeichneten. In der Wissenschaft wird diese Spezies der deutsche Todtengräber (N. germanus) genannt. Das Werk, dem sich diese Thierchen unterzogen, war in Hinsicht auf ihre Größe und Körperkraft ein gewiß höchst schwieriges, und ich glaubte kaum, daß sie so viel Ausdauer haben würden, dasselbe zu vollenden. Als ich jedoch nach einiger Zeit wieder nachsah, war der Igel verschwunden, und eine leichte Erhöhung zeigte mir die Stelle seines Grabes an.

Um mich zu überzeugen, ob der Todtengräber-Käfer auch wirklich im Stande sei, kleine Thierleichen fortzutransportiren, wenn er sie auf einem Terrain findet, auf dem er sie nicht zu begraben vermag, trug ich eines Abends eine in meinem Beobachtungskasten gestorbene grüne Heuschrecke auf einem Buchdeckel hinaus ins Freie. Am andern Morgen fand ich sie noch völlig unberührt; kaum aber mochte ich mich eine Stunde auf meinem Beobachtungsposten aufgehalten haben, als ein Käfer dicht an mir vorüberflog und auf dem Pappdeckel in der Nähe der Leiche sich niederließ. Es war ein Todtengräber der gewöhnlichsten Art. Behend schritt er um seine Beute herum, dann schien er die Unterlage zu untersuchen, indem er in verschiedenen Richtungen bis zu dem Rande des Deckels hin- und herlief. Nachdem er sich endlich überzeugt hatte, daß dieses Terrain zu einer Begräbnißstätte sich nicht eigne, begann er erst die Heuschrecke vorwärts zu schieben, kroch dann unter dieselbe und trug sie auf seinen Rücken eine kleine Strecke, kam wieder hervor, um den zurückgebliebenen Parthien nachzuhelfen, und so ging es unermüdet fort, bis er in kurzer Zeit seine Ladung auf den weichen Boden geschafft hatte, wo er auch sogleich sein Bestattungswerk in Angriff nahm.

Berechtigt uns schon diese Beobachtung zu der Annahme, daß unser Käfer seine Arbeit nicht ohne Ueberlegung betreibt, so zeigt sich uns die Intelligenz dieses Thierchens bei einem andern Experiment in einem noch weit höheren Grade. Ein durchaus zuverlässiger Beobachter hatte einen todten Frosch mit einem Faden lose an ein Stäbchen befestigt und dieses sodann in die Erde gesteckt, daß die Beine des Frosches leise den Boden berührten. Nach einiger Zeit stellte sich ein Todtengräber ein, betrachtete die Leiche in ihrer ihm ganz ungewohnten Situation und fing an zu scharren; da jedoch der fremde Körper nicht Miene machte, nachzurutschen, flog er wieder eiligst davon. Allein

bald kehrte er in Gesellschaft eines Kameraden aufs Neue zurück, und mit vereinten Kräften schafften sie unter dem aufgehängten Kadaver die Erde hinweg. Doch alle ihre Anstrengungen blieben vergeblich; je tiefer sie gruben, um so weiter entfernten sie sich vom Frosch. Was nun thun? Aengstlich liefen sie bald hier-, bald dorthin und blieben dann nebeneinander stehen, als ob sie sich miteinander beriethen; auf einmal wendeten sie sich, gleichsam als hätten sie sich besonnen, schritten schnurstracks nach dem in der Erde steckenden Stäbchen und wühlten und scharrten aus Leibeskräften so lange die Erde davon hinweg, bis es umfiel, und die Leiche ihnen endlich zur Beute wurde.

Hier tritt uns ein psychologischer Prozeß entgegen, der in diesen Thierchen vor sich ging und uns jene geistige Kraft erkennen läßt, welche gewöhnlich als Intelligenz bezeichnet wird. Nicht Instinkt blos war es in diesem Falle, wodurch die beiden Käfer zu ihrer letzten Maßnahme getrieben wurden, sondern richtige Erkenntniß von Ursache und Wirkung.

Wie wir gesehen haben, trägt unser Todtengräber mit vollem Recht den Namen, den der Mensch ihm gegeben hat. Fragen wir aber nun, was diese Thiere zu solcher Handlungsweise bestimmt, so ist die Antwort nicht schwer, und die Natur zeigt uns eine große Anzahl analoger Fälle. Wie rechtschaffene Eltern für ihre Kinder sorgen und ihnen ein Kapitälchen aufzuhäufen bemüht sind, damit sie nach ihrem Tode nicht Mangel leiden, ist es auch bei unserem Todtengräber nicht der eigene Ernährungstrieb, der ihn zu seinem so anstrengenden Geschäft veranlaßt, da er ja fast nur von faulenden Pilzen und andern in Verwesung übergehenden vegetabilischen Stoffen sich nährt, sondern vielmehr die Fürsorge für seine Nachkommenschaft, welche ihn mit so großer Ueberlegung und Emsigkeit zum Todtengräber macht. Denn nachdem diese Käfer ihre Arbeit vollendet

und dadurch die verscharrten Leichname der Vertilgung durch anderes Geschmeiß entzogen haben, kommen sie wieder hervor und paaren sich im Freien. Sodann verkriechen sich die Weibchen abermals in die Erde und legen ihre kleinen weißen Eier an das Aas ab. Schon nach vierzehn Tagen schlüpfen die jungen Larven (Maden) aus den Eiern und wachsen bei hinreichender Kost in der kurzen Zeit von vier Wochen bis zu 4 Centimeter Länge heran, wo sie dann leicht an der schmutzig-weißlichen Grundfarbe, den sechs schwachen Beinchen am Vorderkörper, den kurzen braungelben Fühlern und den ähnlich gefärbten kleinen Freßzangen zu erkennen sind. Die völlig ausgewachsenen Larven gehen etwas tiefer in die Erde, verpuppen sich in einer ziemlich geräumigen, glatten und ausgeleimten Höhle und kommen nach ungefähr drei Wochen als Käfer zum Vorschein. Die Alten aber legen sich, bald nachdem sie den Zweck ihres Daseins erfüllt, in die Erde und sterben.

Wenn auch der Sanitätsdienst, den der Todtengräber durch die fortwährende Bestattung unzähliger kleiner Thierleichen uns leistet, von ihm unbewußt geschieht, so soll er uns doch nicht nachsagen, daß er nur Kukuks Dank und Lohn von uns empfangen; wir wollen ihn vielmehr ruhig seines Amtes warten lassen, und ihn nicht unverständiger Weise mit Füßen zertreten, wenn er uns einmal am Wege begegnet.

Aus Varzin.

Pommerische Landschaftsbilder.

Von

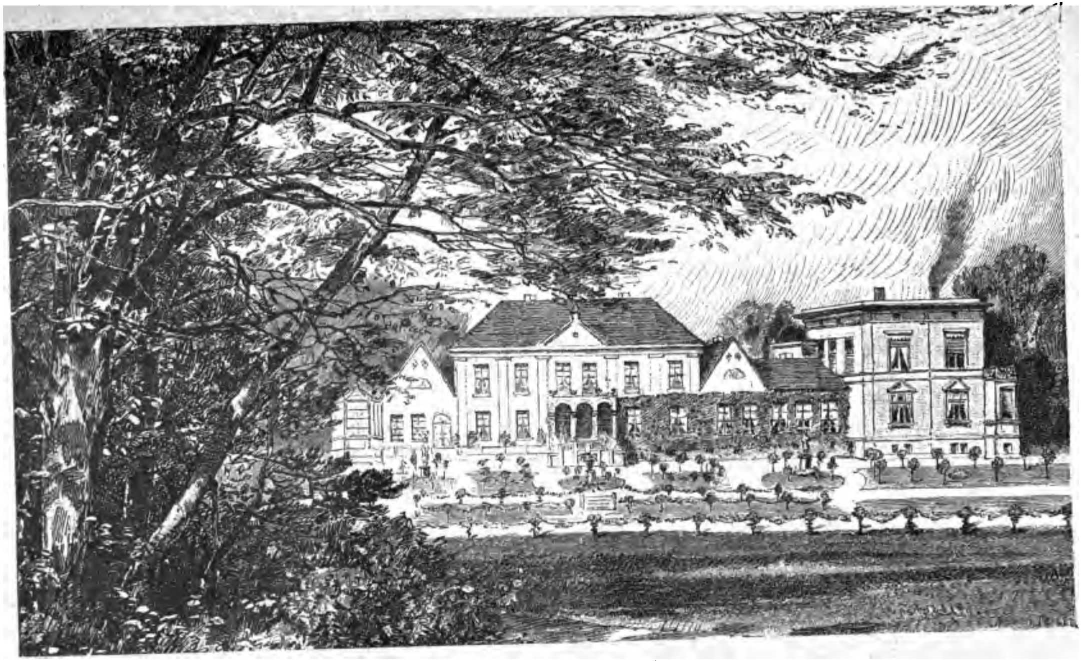
Th. Felix.

Mit neun Illustrationen.

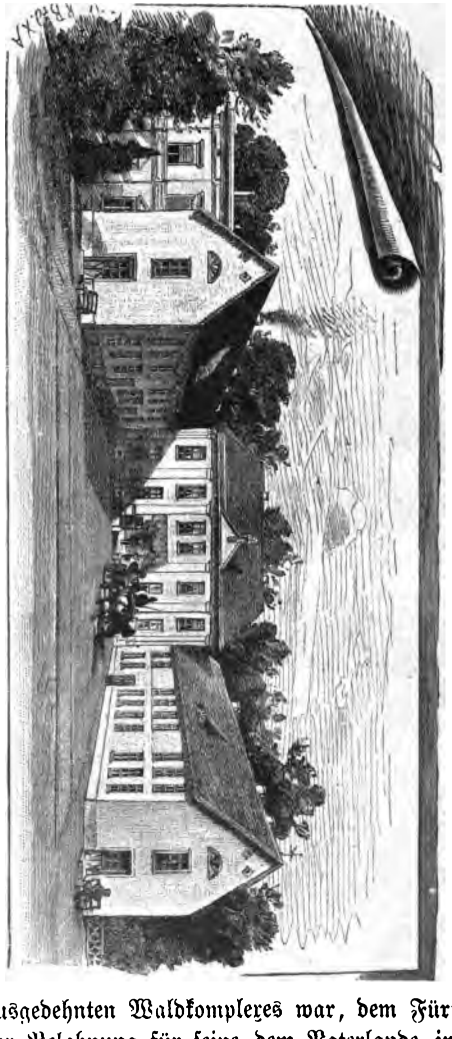
Die jüngsten Reisen des „Altreichskanzlers" haben seine gewaltige Persönlichkeit wieder dermaßen in den Vordergrund der allgemeinen Aufmerksamkeit gestellt, wie kaum in jenen Tagen, als er sich noch der ganzen Fülle seiner Macht erfreute.

Fürst Bismarck hat sich nach diesen Reisen zunächst nicht nach Friedrichsruh, wo er nach seiner Verabschiedung dauernd geweilt hatte, sondern nach Varzin in Pommern begeben, und es wird unseren Lesern daher ohne Zweifel von Interesse sein, wenn wir sie auffordern, uns im Geiste nach diesem durch den Fürsten historisch gewordenen Landsitze zu begleiten.

Von den drei Gütern oder vielmehr Güterkomplexen des Altreichskanzlers hat er am 2. August 1892 Schönhausen an seinen ältesten Sohn Herbert abgetreten, der dort mit seiner jungen Frau zu wohnen gedenkt. Das Rittergut Schönhausen in der Altmark, nach dem der Zweig der Familie Bismarck, dem der Fürst angehört, den Namen Bismarck-Schönhausen führt, ist bekanntlich auch sein Ge-



Das Schloß in Varzin: Parkseite.

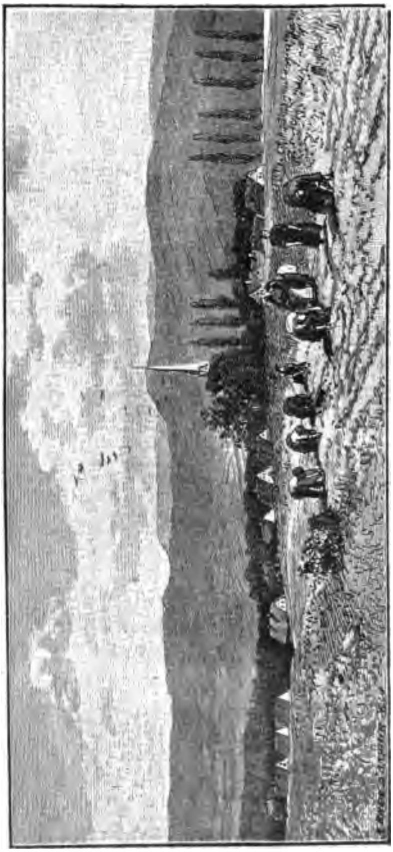


Das Schloß in Varzin: Auffahrtsseite.

burtsort. Ein früher der Familie verloren gegangener Theil der ursprünglichen Besitzung wurde aus den Erträgen einer Sammlung zurückgekauft und dem Fürsten zu seinem 70. Geburtstage am 1. April 1885 als Ehrengabe des deutschen Volkes überreicht.

Friedrichsruh im lauenburgischen Sachsenwalde wurde 1871 vom Kaiser Wilhelm I., welcher als damaliger Herzog von Lauenburg Besitzer dieses ausgedehnten Waldkomplexes war, dem Fürsten Bismarck zur Belohnung für seine dem Vaterlande in den Jahren

1870 und 1871 geleisteten Dienste geschenkt. Der Reichskanzler hat dann später noch die angrenzenden Güter Silk und Schönau, sowie das bei der Station Friedrichsruh gelegene Logirhaus hinzugekauft.



Landschaft bei Varzin mit Dorf Wussow.

Das Gut Varzin endlich, wohin wir unsere Leser heute führen, liegt bei Schlawe in Hinterpommern und wurde vom Fürsten im Jahre 1867 angekauft, nachdem er beschlossen hatte, die ihm im Jahre zuvor als Nationalbelohnung für seine Verdienste um den Staat zuerkannte Dotation in einem neuen Stammsitz für seine Familie anzulegen.

Die Landschaft, in der bewaldete Hügel mit Wiesen und Gewässern, großen Holzungen und Aeckern wechseln, ist sehr anmuthig, besonders die Gegend von Pollnow, wo die Berge bis zu 250 Meter Höhe ansteigen, und ebenso die

Landschaft, deren Mittelpunkt das Dorf Wussow bei Varzin bildet.

Zwischen dem vorhin genannten Pollnow und der Stadt Schlawe liegt Varzin in einem grünen Thale. Von Schlawe, das an der hinterpommer'schen Bahn zwischen Köslin und Stolp gelegen ist, führt eine Sekundärbahn nach der Varzin zunächst befindlichen Station Hammermühle. Von hier geht eine neu angelegte, etwa drei Kilometer lange Chaussee nach den Besitzungen des Fürsten.

Das Schloß selbst ist ein massiver, einstöckiger Bau mit



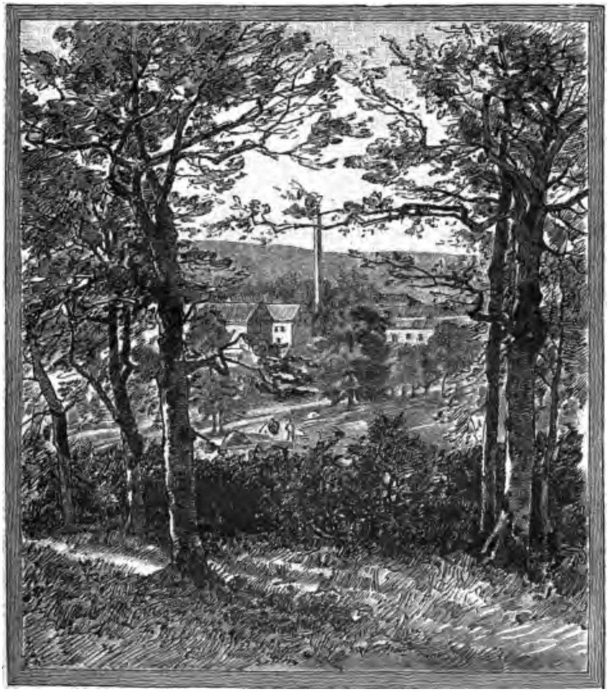
Der Bahnhof Hammermühle.

zwei Seitenflügeln; vom Schloßhofe führt eine breite Freitreppe nach der Vorhalle hinauf. Nach dem Parke zu hat der Fürst im Jahre 1872 noch einen Neubau hinzugefügt, da die alten Räume nicht genügten.

Wenn wir vom Hofe aus das Schloß betreten, so gelangen wir aus der Empfangshalle links in das Arbeitszimmer des Fürsten, rechts in den Speisesaal, geradeaus in einen Treppenflur, dem verschiedene Jagdtrophäen als Dekoration dienen und aus welchen eine mächtige Eichentreppe nach den im oberen Stock gelegenen Logirzimmern emporführt.

Zu beiden Seiten des Treppenflurs liegen links das Empfangszimmer der Fürstin, rechts der Gesellschaftssalon

und ein großes Billardzimmer. Geradeaus führt eine Thür zu der Veranda vor der Südfront des Schlosses, die einen hübschen Ausblick über die dort sich an das Gebäude schließenden Gartenanlagen gewährt, jenseits deren der Var-



Blick aus dem Varziner Park nach der Brennerei und den Gutsgebäuden.

ziner Park sich ausdehnt. — Von den vorstehend erwähnten Räumen ist natürlich für uns das weitaus interessanteste das Arbeitszimmer des „eisernen Kanzlers", dessen Fenster nach dem Hofe hinausgehen. Am ersten Fenster steht der Schreibtisch mit einem bequemen Sessel davor.

Die Möbel sind sämmtlich von Eichenholz und im alten Renaissancestyle geschnitzt. Die Wand dem Eingange gegenüber wird fast ganz durch ein Sopha eingenommen, vor dem sich ein großer, mit Büchern u. s. w. bedeckter Tisch befindet. Wie im ganzen Schlosse, so ist auch hier Alles sehr wohnlich und bequem, Alles auch vornehm gediegen, aber einfach gehalten.

In dem später hinzugefügten Anbau finden wir unten ein Vorzimmer, die Bibliothek, sowie das Wohn- und Schlafzimmer des Fürsten, während sich oben die früher von den Grafen Herbert und Wilhelm benutzten Gemächer, mehrere Fremdenzimmer und ein gemeinschaftlicher Gesellschaftssalon für die Gäste befinden. Die beiden Seitenflügel enthalten auch noch einige Gastzimmer, ferner die Küche und die Wohnräume der Dienerschaft.



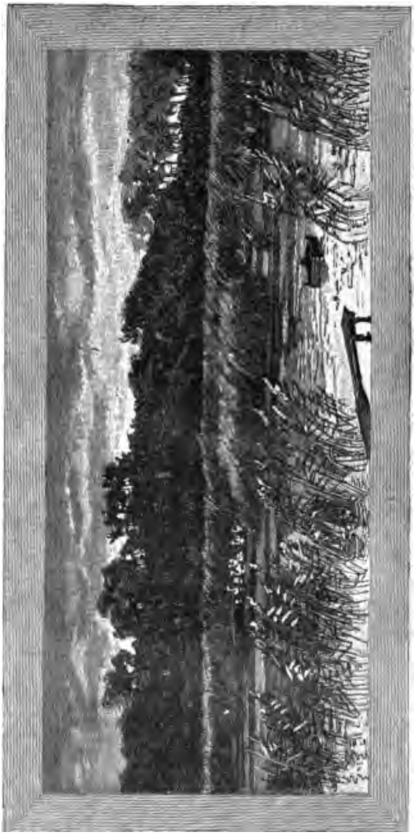
Gartenhäuschen im Park von Varzin.

Alle zum Schlosse gehörigen Wirthschaftsräume, die Pferde-, Schaf- und Viehställe, sind in vorzüglichem Zustande. Rechts vom Herrenhause liegen zwischen Bäumen der Marstall, die Wohnung des Forstschreibers und ein allerliebstes Gartenhäuschen.

An den Obst- und Küchengarten schließt sich unmittelbar der prachtvolle Park, welcher das Schloß umgibt und sich von ihm weit nach rechts am Hange eines Berges hin er-

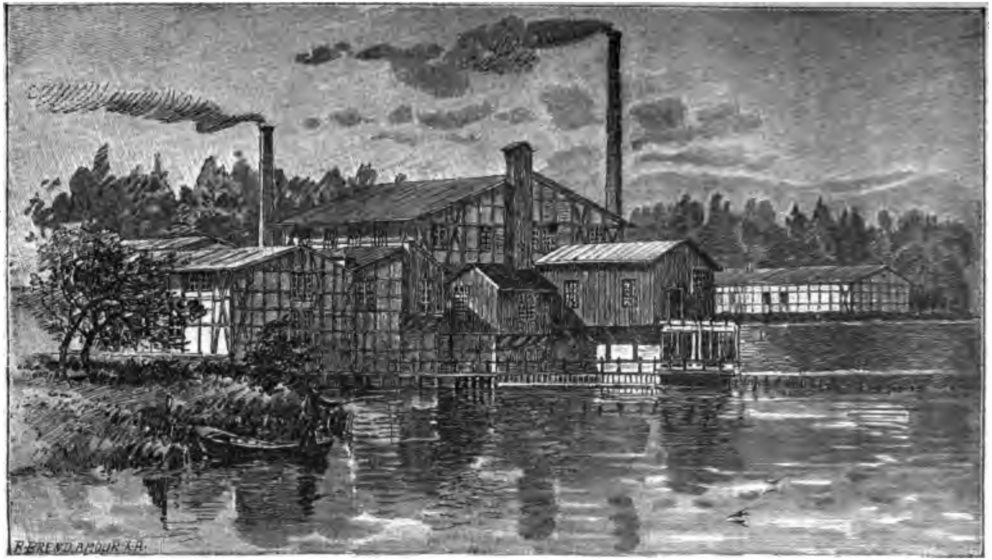
streckt, auf dessen Plateau er sich dann weiter oben ebenfalls noch ausdehnt. Er umfaßt nicht weniger als 20 Hektar und ist, seitdem er Bismarck'sches Eigenthum geworden, mit Eifer und Sachkunde gepflegt und verschönert worden.

Der Fürst liebt namentlich die großen schönen Bäume, die er fast alle kennt, und von denen ohne seine vorherige Genehmigung keiner entfernt werden darf, selbst wenn er schon abgestorben ist.



Parthie am Varziner See.

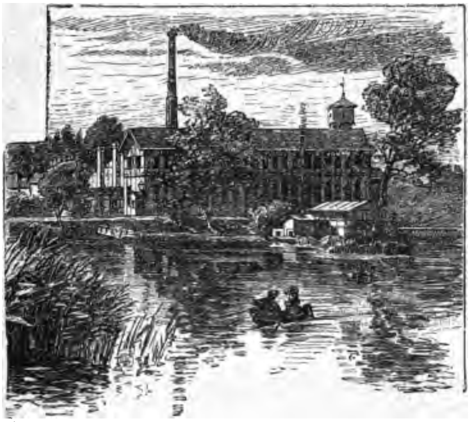
Dieser prächtige Park hebt sich terassenförmig, und der Haupteingang geleitet uns zu einem Tempel auf der Höhe, von der aus wohlgepflegte Gänge nach dem Wohnhause zurückführen. An den Park schließt sich ein herrlicher Buchen- und Eichenwald, der, durch



Die Kampmühle in Varzin.

Birkenstände unterbrochen, in Tannen- und Fichtenhaine ausläuft. Dies Waldgebiet ist so umfangreich, daß außer einem Oberförster noch sechs Unterförster angestellt sind.

Auch verschiedene große und kleine Teiche gehören zu Varzin, die von Fischern nutzbar gemacht werden. Nördlich vom Gute liegt mitten im Walde in einer sumpfigen Niederung der Varziner See, dessen Ufer von Schilfdickich-



Die Hammermühle in Varzin.

ten eingefaßt werden. Die Oberfläche wird zum größten Theile von Seerosen und anderen Wasserpflanzen bedeckt, so daß man nur wenig klares Wasser sehen kann.

Seinen hinterpommer'schen Besitz hat der Fürst ebenfalls im Laufe der Zeit durch Ankäufe vergrößert; er besteht gegenwärtig aus den sechs Gütern Varzin, Salitz, Wendisch-Pudiger, Wussow, Gorow, Misdow und den Fabriken Hammermühle, Fuchsmühle und Kampmühle. Hierzu kommt dann noch das Rittergut Reinfeld bei Barnow, das aus dem Besitze seines Schwiegervaters, eines Herrn

v. Puttkamer, auf den Fürsten übergegangen, von diesem aber verpachtet ist.

Die sämmtlichen Güter stehen unter der Verwaltung des Oberförsters Westphal; der Gutshof, dessen Wohnung, liegt auf der dem Schlosse entgegengesetzten Seite. Dort befindet sich auch eine große neueingerichtete Brennerei; eine zweite liegt in Wendisch-Pudiger, wo außerdem noch eine neue Wassermühle im Betriebe ist.

Die drei großen Papierfabriken stellen in großen Massen Pappe und Papier aus dem Holze her, welches die Wälder liefern. Sie stehen unter der Leitung des Kommerzienraths Behrens. Alle drei haben eine schöne Lage, zumal die Hammermühle, welche ganz in der Nähe des Bahnhofs liegt und von der die Station auch ihren Namen führt. In unmittelbarer Nähe befindet sich auch noch eine dem Fürsten gehörige Dampfschneidemühle, von wo aus Bretter nach allen Weltgegenden versendet werden.

Mit der Rückkehr zur Station haben wir unseren Ausflug nach Varzin beendet. In den erwähnten industriellen Etablissements und ihrer Umgebung herrscht tagaus tagein das regste Leben, das Herrenhaus selbst aber ist jetzt die meiste Zeit verlassen und still, da der Fürst, wie schon oben bemerkt, für gewöhnlich in Friedrichsruh seinen Wohnsitz hat. Trotzdem wird Varzin aber nimmermehr vergessen werden, sondern für alle Zeit ein denkwürdiger Ort bleiben, nicht nur als das ehemalige bevorzugte „Tusculum“ des „eisernen Kanzlers“, sondern auch als die Stätte, in deren stillem Frieden der große Staatsmann die Pläne reifen ließ und die Entschlüsse faßte, durch deren Ausführung ein einiges Deutschland und das neue deutsche Reich geschaffen worden ist.

Mannigfaltiges.

Aus Barnum's Tagebuch. — Daß Barnum mit Bittgesuchen und allerhand Anliegen überhäuft wurde, darf nicht Wunder nehmen; er hat eine Menge solcher Briefschaften hinterlassen, aus deren Inhalt hier Einiges angeführt sei.

Eines Tages bot eine Frau dem Cirkusmann eine „kirschfarbene" Katze zum Kaufe an. Sie verlangte hundert Dollars für das Thier; Barnum dachte, „kirschfarben" müsse kirschroth bedeuten und schrieb den Check aus. Als aber die Frau die Katze brachte, sah er, daß er betrogen war. Das Thier war kohlschwarz und deshalb für seinen Zweck keinen Heller werth. „Gibt es denn nicht auch schwarze Kirschen?" war die Antwort der schlauen Frau auf die Vorwürfe des übertölpelten Schlaukopfes.

Besonders erwähnenswerth ist ein Schreiben aus Utah, dem „Zion" der Mormonen, das folgenden Wortlaut hat: „Sie haben gewiß schon von den vielen Verurtheilungen gehört, welche an den Mormonen vollzogen werden. Wenn sie in's Zuchthaus kommen, haben sie meistens lange Bärte, die sie sich aber abrasiren lassen müssen. Ich bin selbst Sträfling, diene als einer der beiden Barbiere, welche die Gefangenen rasiren, und habe mir von den hervorragendsten Mormonen, wie Aposteln, Bischöfen, Präsidenten u. s. w. die Bärte aufgehoben. Aus diesen habe ich eine sechs Fuß lange schöne Uhrkette verfertigt und dazu auch das Haar der sechzehnten Frau eines hervorragenden Mormonen verwendet. Was wollen Sie für die Kette geben?"

In den meisten Briefen wird natürlich um Geld gebeten, oft um Hunderte und Tausende. Doch wird seine Hilfe auch zur

Begründung ehelichen Glücks angerufen, wie aus folgendem Briefe hervorgeht. „Ich bin ein junger Mann von 24 Jahren und sterblich in eine junge Dame verliebt; dieselbe aber ist reich, und ich bin arm, und meine Eltern sind es auch. Die Mutter der jungen Dame und ihr Stiefvater haben ihr einen Mann ausgesucht, den sie nicht mag, und so geht es nun schon ein Jahr. Endlich sagten sie ihr, sie würden ihr die Heirath mit mir erlauben, wenn ich tausend Dollars vorzeigen könne, sonst aber nicht, denn es sei eine Schande, wenn sie einen Menschen ohne Habe und Gut heirathen werde. Sie schrieb mir das und fragte mich, ob es denn kein Mittel in der Welt gebe, durch welches ich die tausend Dollars auftreiben könne. Nach der Hochzeit werde sie die Sache schon in Ordnung bringen. — Herr Barnum, ich liebe die Dame, ja, ich liebe sie, und sie liebt mich, und ich habe Tag und Nacht keine Ruhe; können Sie mir helfen, so thun Sie es um Gottes willen. Wenn ich die tausend Dollar durch harte Arbeit erwerben soll, so sterbe ich inzwischen aus Kummer, denn bis dahin wird es zu spät sein. Während ich diesen Brief schrieb, sind viele Thränen über meine blassen Wangen herabgelaufen."

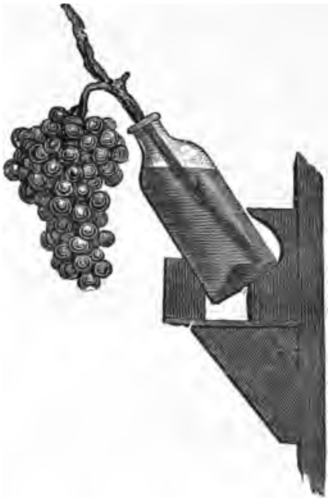
Ob Barnum diesem Aermsten geholfen hat, ist aus seinen Aufzeichnungen leider nicht zu ersehen. O. v. B.

Aus der Kindheit des Eisenbahnverkehrs. — Einen Tunnel von 1,6 Kilometer Länge versah man in den dreißiger Jahren mit acht Luftschächten, „damit die Passagiere nicht erstickten"; die Geleise wagte man zuerst nur streng horizontal zu führen; die Wagen waren noch um das Jahr 1840 förmliche Kutschen, und der Schaffner saß auf einem Bock. Der vortreffliche Friedr. List, der sich für die Einführung der Eisenbahnen in Deutschland ein so großes Verdienst erwarb, dachte sich einen Eisenbahnzug mit einer Fahne auf der Lokomotive; „der Lokomotive folgen Kohlenwagen, in welchen die Kohle wie ein Postpaket zusammengebunden liegt, dann kommt ein zweistöckiger Omnibus, auf den Seiten offen. Dem Omnibus folgen Kaleschen mit Rädern, in welchen die Passagiere mit Sonnen- und Regenschirmen sitzen". 1839 wurde die Eisenbahn zwischen Berlin und Potsdam dem Betriebe übergeben. Die letzte Fahrt ging um 9 Uhr Abends von Berlin ab. Es schien gefährlich, zu so später Zeit mit der Lokomotive zu fahren, demzufolge spannte man vor jeden

Wagen ein Pferd vor, das als Zugthier zu fungiren hatte. In Zehlendorf, auf der Hälfte des Weges, wurde ein anderes Pferd vor jeden Wagen gespannt. Die Gebrüder Beeskow stellten die Pferde. Die erste Fahrt von Leipzig über Wurzen nach Dahlen (43 Kilometer) und zurück dauerte von Morgens 7 Uhr bis Nachmittags ½ 2 Uhr und wird von einem Mitreisenden folgendermaßen beschrieben: „Wir fuhren im zweiten Wagenzuge um 7 Uhr Morgens von Leipzig ab und erreichten Wurzen ungefähr in dreiviertel Stunden. Hier sollten die Lokomotiven neue Füllungen erhalten, was bei der des ersten Wagenzuges in einer halben Stunde bewerkstelligt wurde. Nachdem wir hierauf gewartet hatten, sahen wir den ersten Wagenzug weiterfahren und den Anfang mit der Füllung unserer Lokomotive machen. Hierzu war ebenfalls ungefähr eine halbe Stunde erforderlich und wir brachten auf die Weise ungefähr eine Stunde in Wurzen zu und zwar im Wagen, da wir nicht aussteigen durften, weil durch Aus- und Einsteigen zu viel Zeit verloren gehe. Nach diesem Aufenthalt langten wir nach ¼ 10 Uhr in Dahlen an; um ¾ 10 Uhr läutete die Glocke wieder zur Rückfahrt. Nachdem alle Fahrgäste ihre Plätze wieder eingenommen hatten, und die Wagenthüren sorgfältig verschlossen waren, kam unsere Lokomotive, die bisher müßig dagestanden, an unsere Seite und begann kaltes Wasser einzunehmen, was — inbegriffen mit der Zeit, die zur Entwickelung der Dämpfe von kaltem Wasser nöthig war — ungefähr dreiviertel Stunden dauerte. Obgleich die Lokomotive, so wie bei der Füllung in Wurzen, nicht vor dem Wagenzuge stand, sondern auf der Seitenbahn, so war den Fahrgästen dennoch auch diesmal nicht gestattet, auszusteigen; wir verbrachten daher wieder ein Stündchen wartend im Wagen. 10½ Uhr bewegte sich der Zug endlich in mittelmäßiger Schnelle bis Wurzen, wo die Lokomotive durch falsche Weichenstellung in den Sand fuhr. Während des Herauswindens wurde es uns erlaubt, die Wagen zu verlassen, und bei unserer Rückkehr fanden wir eine andere Lokomotive, den ‚Columbus‘, vorgespannt, der uns ungefähr in der Schnelle eines mäßigen Schrittes bis zum Macherner Einschnitt führte, dort aber seine Thätigkeit gänzlich einstellte. Wir ruhten hier ein Viertelstündchen und fuhren dann wieder langsam weiter, bis uns eine andere

Lokomotive entgegenkam, die uns rasch nach Leipzig führte, so daß wir um 1 1/2 Uhr Nachmittags daselbst eintrafen." Dr. A. B.

Wie lassen sich Weintrauben konserviren? — Eine wohl ausgereifte Weintraube steht an Süßigkeit und Wohlgeschmack allen anderen Früchten voran, und oft genug hört man deswegen das Bedauern äußern, daß es nicht möglich sei, diese herrliche Beerenfrucht längere Zeit aufzuheben. Und doch gibt es ein





ziemlich einfaches Verfahren, Trauben zu konserviren, das kaum mühsamer ist, als die Aufbewahrung von anderem Obst.

Aepfel und Birnen, die man als Tafelobst erhalten will, müssen bekanntlich sorgsam abgepflückt und im Keller auf Brettergestellen mit Strohunterlage einzeln, den Stiel nach oben, verwahrt werden. Für Trauben ist nun der Keller kein geeigneter Aufbewahrungsort, sondern es bedarf vielmehr eines trockenen Bodenzimmers. In diesem zieht man eine Schnur und hängt daran die Trauben auf, nachdem man zuvor das abgeschnittene Ende ihres Stieles mit Siegellack wohl versiegelt hat. So halten sie sich oft bis Weihnachten.

Ganz besonders schöne Exemplare schneidet man mit einem Stück Rebe ab und steckt sie, ähnlich wie man es mit Oleander-Stecklingen zu machen pflegt, in Medicinflaschen, die mit Wasser und etwas pulverisirter Holzkohle gefüllt sind.

Zur Aufbewahrung einer größeren Anzahl solcher Trauben in Flaschen kann man sich von einem Tischler ein Gestell machen lassen, dessen Einrichtung aus unseren beiden Abbildungen zur Genüge ersichtlich ist.

Natürlich müssen alle Trauben, die man konserviren will, sehr sorgfältig abgeschnitten werden und dürfen keine faulen oder zerdrückten Beeren enthalten, die vorher entfernt werden müssen.

F. R.

Alte Liebesbriefe. — So lange es Liebesbriefe gibt, wird ihre Sprache stets von der der Alltäglichkeit unterschieden und mit einer gewissen Ueberschwänglichkeit behaftet gewesen sein, denn weß das Herz voll ist, deß geht der Mund über. Kaum jemals aber dürfte in den Liebesbriefen eine größere Schwulstigkeit und lächerliche Geziertheit zu finden sein, als in jenen aus den Jahrzehnten kurz vor und im Beginn des 17. Jahrhunderts. Damals herrschte in Deutschland das Zeitalter der Galanterie und der Phrase. Die Liebesbriefe gaben den gezierten und affektirten Durchschnittsmenschen jener Zeit die beste Gelegenheit, die albernsten und übertriebensten Redensarten zu machen. In den Briefstellern, die zu Nutz und Frommen der Liebenden herausgegeben wurden, werden Anreden empfohlen wie „Hochedelgeborene, großehrenreiche Jungfrau, schönste und hochtugendseligste Nymphe", Unterschriften wie „Meines hochwerthesten Trosts ewig getreuer Diener" u. s. w.

Von der Tugend seiner Angebeteten begeistert, ergeht sich ein Liebhaber also: „Wie nur ihre besagte Tugend solche Liebe meinem Herzen eingepflanzet, als beliebe sie auch selbe mit den gütigen Strahlen ihrer Gewogenheit zu beleuchten, mit dem Glanz ihrer Schönheit zu erhalten und mit gleichgesinnter Herzensneigung erfreulichst zu zeitigen und zu reifen."

Man gab sich zur Abfassung solcher Briefe die größte Mühe, und wer liebte, brachte viel Zeit mit ihnen hin. Bei der Bedeutung, die man der Sache beilegte, ist es nicht verwunderlich,

wenn die derzeitigen Briefsteller, wie die „Neueingerichtete Liebes-Cammer mit höflichen verliebten Sendschreiben" und „des Galanten Frauenzimmers Secretariat-Kunst oder Liebes- und Freundschafts-briefe", die eingehendsten Verhaltungsmaßregeln geben. „An Frauenzimmer zu schreiben," heißt es bei Menantes, „ist eine Sache von solcher Wichtigkeit, die man nicht genug treiben, nicht zu geschickt ausüben und nie behutsam genug darinnen verfahren kann, allermaßen derjenige, der mit gescheuten Frauenzimmern umzugehen weiß, nicht allein den Ruhm einer vortrefflichen Conduite davon träget, sondern auch am Hofe und anderwärts sein Glück dadurch befördern, ja vielem Unglück entgehen kann."

Ueberall suchte man die blumigen Redensarten zusammen, namentlich aus den damals verbreiteten Romanen, die sehr viele Liebesbriefe, die als Muster dienen konnten, enthielten. Christian Weise gibt uns in seinem Roman „Die drei ärgsten Erznarren" eine ganze Reihe von Beispielen solcher Schreiben. Ein solches beginnt: „Schönste Gebieterin. Glückselig ist der Tag, welcher durch das gluthbeflammte Carfunkel-Rad der hellen Sonnen mich mit tausend süßen Strahlen begossen hat, als ich in dem tiefen Meere meiner Unwürdigkeit die köstliche Perle Ihrer Tugend in der Muschel Ihrer Bekanntschaft gefunden habe."

Natürlich konnte auch die erste Erklärung der Liebe nicht schwülstig und umständlich genug abgefaßt werden. Ein derartiges Schreiben lautet:

„Hochgeehrte Jungfer!

Der aller Menschen allgewaltige Herzens-Bezwinger und blinde Schütz hat an mir geringe Macht seiner gewöhnlichen Tyrannei (wenn anders die Liebe also zu nennen) verüben oder anwenden dürfen, maßen ihr (holdselige Dam) weit überirdisches Angesicht einen der Liebe ganz entäußerten Menschen leichtlich zu überwinden mächtig, als wird sie, mein Jungfer, die Straf solcher Vermessenheit (wofern eine Liebe also genannt werden kann) mehr ihrer eigenen Schönheit als deren mir verursachten Kühnheit beimessen können, und weil solche meine in Wahrheit nicht geringe Liebe zu keinem anderen Zweck als wohlmeinend zielet, als wird sie, wiewohl ich es nicht ganz meritire, solche meine ehrliche und treu-meinende Neigung nicht anders als rechtmäßig erkennen, die

Bestätigung soll der Bezeugung gleich sein. Indessen ich ihr mich selbst zum Pfand lasse und verbleibe

dero allergetreuester Knecht

Andreas Kalzer."

Das Antwortschreiben hat folgenden Wortlaut:

„Mein Herr!

Ich werde Seinen Worten, welche Er Belieben getragen, mir durch das unmündige Papier anzuvertrauen, nicht anders als wahrhaften Glauben beimessen können und leichtlich glauben, daß Ihm der kleine blinde Schütz (wie er ihn zu benamen pfleget) wenig und absonderlich meiner geringen Person wegen wird tyrannisirt haben, maßen Seine Liebe, welche Er sich gegen mir zu erklären oder Meldung zu thun mehr mit höflichen Scherz als einer absonderlichen Liebesbezeugung angefangen. Dem sei aber wie ihm wolle, so ist jedweder Mensch, doch mit gebührender Bescheidenheit und nach Gestalt der Sachen, ehrlich zu lieben befugt, also ich zu geringe, Ihm solches zu verwidern, gegen mir aber eines solchen aus Mangel der Schönheit nicht zu versehen, doch zu erweisen schuldig, daß ich sei

Seine gehorsame Dienerin

Ursula Schaffnerin."

Daß kühler denkende Köpfe auch damals die Abgeschmacktheit und Uebertreibung in der Liebeswerbung erkannten, dafür haben wir verschiedene Beweise. So eifert dagegen Thomasius: „Was gehen nur für Galanterien vor. Wie zutrampelt man sich vor dem Fenster, ob man die Ehre haben könne, die Jungfrau oder an deren statt die Magd oder die Katze zu grüßen? Wie viel verliebte Briefe, die man aus zehn Romanen zusammengesucht hat und die mit vielen flammenden und mit Pfeilen durchschossenen Herzen bemalet sind, werden da abgeschickt, gleich als ob man des guten Kindes Affektion damit bombardiren wollte?" Aehnlich wendet sich Christian Weise gegen die maßlose Frauenverehrung. „Wenn die Weibsbilder ihr 14. Jahr erreichen," so spottet er, „so werden sie allerwärts demüthig bedient und schöne Gebieterin genannt. Drum, weil sie hierdurch auf den Gedanken gebracht werden, gleich als wären sie nur der Liebeshändel wegen geboren, so fangen sie an, putzen sich und meinen, ihr ganzer

Zierrath bestehe in dem, daß sie den Mann an sich locken können. So machen wir die gebrechlichen Werkzeuge, die Personen des schwächeren Geschlechts zu großen Göttinnen, als wenn wir ihnen die Herrschaft gleichsam durch unsere Huldigung bestätigen wollten."

Th. S.

Ein päpstlicher Reim. — Ein Dichter, Namens Matere, hatte in Rom ein Spottgedicht veröffentlicht, in welchem mehrere hochgestellte Persönlichkeiten heftig angegriffen wurden. Als sich dieselben beim Papste Sixtus V., dem Gründer der berühmten vatikanischen Bibliothek, darüber beschwerten, ließ er den Verfasser zu sich kommen und fragte ihn, was ihn zu einer so empfindlichen Beleidigung veranlaßt hätte. Matere suchte sich zu rechtfertigen und brachte seine Entschuldigungsgründe in so geistreicher Weise vor, daß der Papst einige Male sich des Lächelns nicht enthalten konnte. Dann aber fragte er, warum er in seinem Gedichte auch eine Dame genannt hätte, deren Unbescholtenheit und Tugend allgemein bekannt wäre. „Habt Ihr," so schloß er, „einen Grund, Euch über sie zu beklagen?" — „Nein, heiliger Vater!" war die kurze Antwort. — „Warum," fragte der Papst weiter, „habt Ihr sie denn so verleumdet und vor aller Welt beschimpft?" — „Ich . . ." erwiederte der Dichter verlegen, „brauchte gerade einen Reim, und der Name jener Dame gab ihn mir." — „Nun, Herr Poet," sprach der Papst mit lauterer Stimme, „so will auch ich den Versuch machen, ob ich einen Reim zu Stand bringe. Hört einmal:

Mit Recht, mein Herr Matere,
Kommt Ihr auf die Galeere!"

Diese über den Dichter gefällte Sentenz wurde auch vollzogen. Auf alle Verwendungen für denselben antwortete der Papst: „Reim und Sinn haben sich hier prächtig zusammengefunden; dies ist so selten der Fall, daß ich schon deshalb die Sache nicht mehr ändern kann."

C. L.

Französische Küchengeheimnisse. — Man findet in den Markthallen von Paris eine ganz besondere Kategorie von Geschäftstreibenden. Das, was sie verkaufen, nannte man früher „Küchenabfälle", doch, wie Alles unter der Maske interessanter erscheint, hat man ihnen jetzt den Namen „Arlequins" gegeben. Dieser Handels-

artikel ist aus allen Arten von Speisen zusammengesetzt, die diese Industriellen als Tafelabhub aus den Häusern der Reichen, der Minister, Gesandten, Restaurants und Hotels von Ruf erhalten. Jeden Morgen machen sie oder ihre Agenten mit einem kleinen dicht verschlossenen und, um die Cirkulation der Luft zu ermöglichen, mit Luftlöchern versehenen Wagen die Runde bei den Küchen, mit welchen sie einen Lieferungskontrakt abgeschlossen haben. Alle Reste der Mahlzeiten vom vorhergehenden Tage werden in den Wagen geworfen und so nach den Hallen geschafft. Hier nimmt der Händler die Sonderung dieser unbenennbaren Masse vor. Alles, was noch irgend wie ansehnlich ist, wird sorgfältig bei Seite gelegt, gesäubert, zurechtgeputzt und auf einem Teller angerichtet. Natürlich verbirgt man dieses Geschäft der Reinigung und Wiederverjüngung vor den Augen seiner Kundschaft, denn nirgends ist die Ansicht, daß man beim Kochen nicht zusehen darf, berechtigter, als hier. Sobald das Geschäft der Sonderung beendigt, wird Alles geschickt arrangirt und so aufgestellt, daß die besten Stücke in's Auge fallen, um die Eßlust der Vorübergehenden zu reizen. Alles verkauft sich schnell. Für 3 bis 4 Sous kann man hier von allem Möglichen essen.

W. H.

Gut für den Kellner. — Eines Nachmittags im August des Jahres 1818 wurde am Spieltisch zu Baden-Baden eifrig gespielt. Da trat ein stattlicher junger Mann an den Tisch, sah eine Weile zu und pointirte dann selbst und zwar mit einem Thaler. Die Blicke des Croupiers wandten sich geringschätzig von dem Thaler zu dem jungen Herr im einfachen Oberrock, auch die übrigen Spieler staunten über den geringen Einsatz, war man hier doch nur gewöhnt Goldstücke rolliren zu sehen. Indeß es kam dem Bankhalter zu, die Karte zu ziehen. Er that es, gewann und warf den Thaler mit verächtlicher Miene und den Worten: „Gut für den Marqueur!“ unter den Tisch. Dem jungen Herrn trat die Zornröthe auf die Stirn; er unterdrückte seine Aufwallung jedoch und rief: „Va banque!“ Alle Anwesenden staunten ihn an; es standen über 20,000 Thaler. Der Bankhalter wechselte ebenfalls die Farbe und fragte, welche Sicherheit er im Falle des Gewinnes habe? Da richtete sich der junge Mann höher empor

und sagte: „Ich bin der Kronprinz von Preußen!" (Der spätere König Friedrich Wilhelm IV.)

Die Umstehenden erschraken, der Bankhalter erblaßte, zog — und verlor. Der Kronprinz aber ergriff mit dem größten Gleichmuth die angebotene Kassette mit dem Gewinn, warf sie mit den Worten: „Gut für den Kellner!" unter den Tisch und verließ den Saal.

E. K.

Interessante Steckbriefe. — Noch im Jahre 1848 erließ die französische Republik einen Steckbrief gegen Napoleon III. Julius v. Wickede theilt denselben in seinen „Kriegsbildern" (Hannover 1871) nach der Registratur der Präfektur von Nancy wortgetreu mit. Er lautet: Paris, den 13. Juni 1848. Französische Republik. Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Bürger Präfekt, ich habe die Ehre, das Signalement von Charles Louis Napoleon Bonaparte an Sie zu adressiren, Sie wollen dasselbe gefälligst an alle Agenten der Behörden übermitteln, welche von Ihnen Befehl erhalten haben zur Arretirung dieser Persönlichkeit. Gruß und Brüderlichkeit. Porette.

Signalement von Charles Louis Napoleon Bonaparte: Geboren zu Paris, alt 40 Jahre, Größe 1 Meter 66 Centimeter, Haare und Augenbrauen dunkelbraun, Stirn mittel, Augen grau und klein, Nase groß, Mund gewöhnlich, Bart braun, Kinn spitz, Gesicht oval, Gesichtsfarbe blaß. Besondere Kennzeichen: Kopf zwischen die Schulter gesenkt. Schultern breit. Rücken rund. Lippen dick. Einige graue Haare.

In derselben Präfektur lagen Steckbriefe Louis Philipp's auf die Herzogin von Berry (1832), der Republik auf den Prinzen von Joinville, des zweiten Kaiserreichs auf Viktor Hugo, Mazzini, Floquet und andere Häupter der republikanischen Partei. D.

Ein Neger-Mathematiker. — In New-York producirte sich unlängst ein Neger mit Namen Sam Summers in mathematischen Problemen und übte eine bedeutende Anziehungskraft auf das Publikum aus, das ihn durch allerhand willkürliche Aufgaben, welche es selbst zu lösen nicht im Stande war, auf die Probe stellte.

Summers ist ein Neger im Alter von 34 Jahren ohne eine Spur von Erziehung; er kann weder lesen noch schreiben und ist ein

gewöhnlicher Farmarbeiter, der, wenn man ihn ansieht und sein Thun und Lassen beobachtet, nur einen halben Durchschnittsverstand zu haben scheint, aber dessen rasche und unfehlbar korrekte Antworten, die er auf jede noch so schwere mathematische Aufgabe gibt, die ihm gestellt wird, einfach an Wunder grenzen. Die Hunderte von Proben, denen man ihn unterzog, hat er alle bestanden, ohne sich bei einer einzigen zu irren.

Unter den ihm gegebenen Aufgaben waren z. B. folgende: Multiplizire 597,312 mit 13⁵/₈! — Wenn ein Weizenkorn 7 neue Körner erzeugt und diese im folgenden Jahre gesäet werden und dasselbe Erträgniß liefern — wie viele Scheffel werden alsdann nach diesem Maßstabe in 12 Jahren erzeugt, wenn 1000 Körner eine Pinte machen und so und so viel Pinten auf den Scheffel gehen? — Wenn die Schnelligkeit des Schalles 1142 Fuß per Sekunde beträgt, das Herz 70mal per Minute pulsirt, und nach dem Erscheinen eines Blitzstrahles man 20 Pulsschläge zählt, bevor man es donnern hört — wie weit ist dann die Wolke von der Erde entfernt und wie viel Zeit verstreicht zwischen dem Blitzstrahl und dem Donner? — Ein Kommissionär empfing 70 Säcke Weizen, von denen jeder 3 Scheffel, 3 Pecks (Viertel-Scheffel) und 3 Quart enthielt; wie viel Scheffel erhielt er im Ganzen? ꝛc. ꝛc.

Diejenigen, welche ihm in Gegenwart Robinson's, Ray's und anderer großen Mathematiker Aufgaben stellten, konnten keine einzige finden, welche der phänomenale Rechenkünstler innerhalb weniger Augenblicke Nachdenkens nicht korrekt gelöst hätte. B. Fr.

Unter uns. — Fredersdorf, einer der bevorzugten Lakaien Friedrich's des Großen, der mit der Meldung der im Vorsaal auf Audienz harrenden Personen betraut war, überbrachte einst kurz vor Beginn des Empfangs dem Monarchen ein mit Goldstücken gefülltes Kästchen, hatte aber dabei das Mißgeschick, auf dem glatten Parquetboden zu straucheln. Um das Gleichgewicht zu erhalten, streckte er instinktmäßig die Arme aus, aber durch diese Bewegung streifte er den König selber, ohne zu verhindern, daß sich der Inhalt des Kästchens über den Boden zerstreute. „Tölpel!" rief der Monarch in übelster Laune und zugleich bekräftigte eine kräftige Ohrfeige, die das wohlgepuderte Haupt in merkliche Unordnung brachte, den Ausdruck des königlichen Unwillens.

Der Kammerdiener, an derartige Ausbrüche der üblen Laune seines Gebieters gewöhnt, nahm die Strafe gleichmüthig hin, er sammelte die Goldstücke auf und wendete sich dann zur Thüre, während Friedrich an seinem Schreibtisch Platz nahm. Aber bei zufälligem Umblicken gewahrte er, daß Fredersdorf sich noch im Zimmer befand und zwar vor dem hohen Wandspiegel, wo er sich bemühte, seine stark mitgenommene Frisur wieder in die gehörige Ordnung zu bringen.

„Kerl, was macht Er noch da?" rief Friedrich hinüber.

„Verzeihung, Majestät," meinte Fredersdorf, „ich ordne nur meine Frisur ein wenig; die da draußen brauchen doch nicht zu wissen, was hier unter uns vorgefallen ist."

Mit diesen Worten verneigte er sich tief und schritt in den Vorsaal, um einen Augenblick später in gravitätischer Haltung sein Meldeamt zu verrichten.

Der König aber konnte sich des Lachens nicht erwehren und der erheiternde Vorfall „unter uns" wirkte sehr günstig auf die Stimmung der Empfangsstunde. H—d.

Passende Antwort. — Der Chevalier v. Saint-Luc saß eines Nachmittags im Café Valois zu Paris und las die Zeitung, als plötzlich ein Herr zu ihm trat und ihn fragte: „Verzeihung, wenn ich störe, aber sagen Sie mir, habe ich die Ehre, Sie oder Ihren Herrn Bruder zu sprechen?"

„Meinen Bruder," antwortete der Chevalier. H. S.



